CE LIVRE A ÉTÉ DONNÉ A LA
BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
ET UNIVERSITAIRE
DE LAUSANNE

M. Charles-Henri JACCARD

Lausanne

1947

Digitized by Google

Digitized by Google

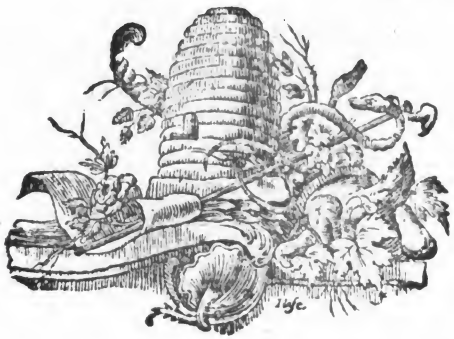
Digitized by Google

Sammlung
der besten und neuesten
Reisebeschreibungen
in einem ausführlichen Auszuge,
worinnen
eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Naturgeschichte, Handlung, Sitten und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird.

Aus verschiedenen Sprachen zusammen getragen.

Sechzehnter Band.

A. A. 8251



Mit nützlichen Kupferstichen.

Berlin,
verlegts August Mylius, 1776.

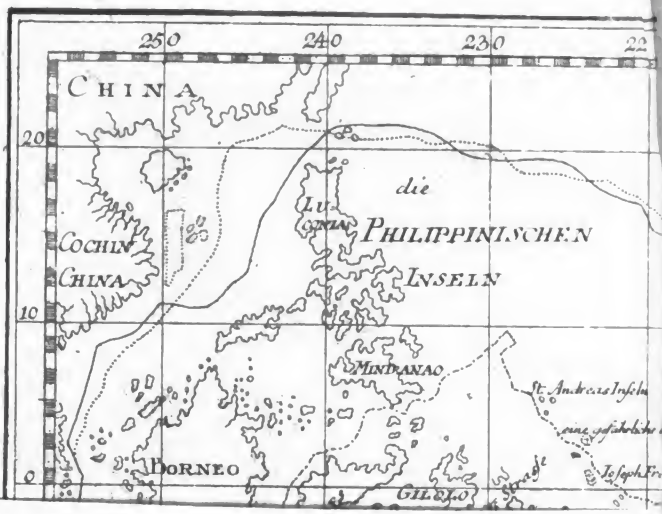
Digitized by Google

26448

BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
LAUSANNE
ET UNIVERSITAIRE

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Fortsetzung
der
neuesten Entdeckungen der Engländer in der Südsee.

Cooks Reise um die Welt.

Eilftes Capitel.

Beschreibung verschiedener anderer Inseln in der Nachbarschaft von Otaheite; Nachricht von einem Lustspiele der dasigen Einwohner, wie auch von ihren Sitten und Gebräuchen.

Nachdem wir von unsern Freunden auf Otaheite Abschied genommen hatten: seegelten wir mit gelindem Winde und bey klarem Wetter von dannen. Tupia berichtete uns, daß unter den benachbarten Inseln, welche ohngefehr zwo Tagereisen entfernt lägen, sich vorzüglich viere befänden, auf denen man Erfrischungen in

großem Ueberflusse haben könnte. Er nannte sie Huaheine, Ulietea, Otaha und Bolabola. Da ich aber auf den Bergen von Otaheite eine nordwärts gelegne Insel, Namens Tethuroa, bemerkt hatte: so beschloß ich sie zuförderst in näherm Augenschein zu nehmen. Wir fanden, daß es ein kleines niedriges Land sey, und Tupia sagte, daß sie nicht für immer bewohnt, sondern nur von seinen Landesleuten der Fischerey wegen von Zeit zu Zeit auf einige Tage besucht würde. Wir verliessen sie daher, um nach Huaheine, und Ulietea zu seegeln.

Da wir jetzt abwechselnd kleine Windstillen hatten: so betete unser Tupia oft zu seinem Gott Tane um einen Wind, und rühmte sich eben so oft der Erhörung seines Gebets, zu deren Erhaltung er sich eines sehr zuverläßigen Mittels zu bedienen wußte. Er fieng nämlich sein Gebet an den Jane niemals eher an, bis er aus der Annäherung eines Windes voraussah, daß er das Schiff erreichen würde, bevor er sein Gebet geendiget habe.

Den 16ten Julius, da wir uns der Insel Huaheine genähert hatten, kamen einige Kähne uns entgegen, blieben aber aus Furcht in einer gewissen Entfernung halten, bis der Anblick des Tupia ihnen Muth genug einflößte, näher zu kommen. In einem dieser Kähne befanden sich der König der Insel und seine Gemahlinn, die nach wiederhohlten Freundschaftsversicherungen bey uns an Bord zu kommen geruheten. Nachdem sie lange in stummer Bewunderung alles auf unserm Schiffe angestaunt hatten, wurden sie endlich etwas vertraulicher; und der König, welcher Oree hieß, that mir zum Beweise

weise seiner Freundschaft den Vorschlag: ob wir nicht unsere Namen gegen einander vertauschen wollten? Da ich nun sehr gern hierein willigte: so war er forthin Cookee, (Cookih, denn so sprachen sie meinen Namen aus) und ich hieß Oree (Orih.) Wir fanden zwischen diesen Leuten und den Einwohnern von Otaheite ganz und gar keinen Unterschied, nur daß sie, wenn man dem Tupia hierin glauben darf, nicht so, wie jene zu stehlen pflegen. — Ich gieng in Begleitung des Königes, und verschiedener von unsern Herrn Reisenden ans Land, und so bald wir den Boden betraten, entblößte sich Tupia bis an den Unterleib herab und verlangte von einem aus unserer Gesellschaft, dem Herrn Monkhouse, daß er ein gleiches thun solle. Alsdann setzte er sich vor einer großen Versammlung der Eingebornen nieder, ließ uns andere Europäer hinter sich stehen, und fieng eine Rede, oder ein Gebet an, welches ohngefehr eine Viertelstunde dauerte. Der König, welcher gegen ihm über stand, antwortete ihm von Zeit zu Zeit, und zwar dem Ansehen nach, in gewissen Formeln, welche unter ihnen festgesetzt waren.

Während dieser Rede überreichte er zu verschiedenen Zeiten zwey Schnupftücher, ein schwarzes seidenes Halstuch, einige Glaskorallen, ein Paar kleine Federbüschel und etliche Plantanen, als ein Opfer für ihren Fatua oder Gott. Zur Vergeltung empfieng er dagegen für unsern Fatua, ein Schwein, einige junge Plantanen, und zween kleine Federbüschel, welches alles Tupia an Bord bringen ließ. Nachdem die Feyerlichkeiten, die wir für Bestätigungen eines unter uns errichteten Bünd-

nisses hielten, solchergestalt geendiget waren, stand es jedem frey, zu gehen, wohin es ihm beliebte, und Tupia verfügte sich unmittelbar nach einem von den Morai's, um seine Gabe darzubringen.

Herr Banks gieng mit dem Jungen des Tupia, welcher Tayeto hieß, an einen Ort, wo ein besonderer Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er sahe nämlich eine Art von Lade, deren Deckel wohl befestiget, und mit Palmnußblättern überaus niedlich bekleidet war. Sie ruhete auf einem gewölbten, sehr artig ausgeschnittenen Gestell, welches auf zwo Stangen befestiget war, die dem Ansehen nach dazu dienten, die Lade, nach Art unserer Sänften, von einem Orte zum andern tragen zu können. Die außerordentliche Aehnlichkeit dieses Behältnisses mit der Bundeslade der Juden war uns überaus merkwürdig; noch merkwürdiger aber die Nachricht des Tayeto, der auf Befragen, wie diese Maschine genannt würde? zur Antwort gab, daß sie Ewharre Fatua, das Gotteshaus, hieße. Doch konnte er uns keine Nachricht von der Bedeutung oder von dem Gebrauche derselben geben.

Unsere Handlung allhier gieng der großen Umständlichkeit der Eingebornen wegen, nicht wohl von statten: denn wenn wir ihnen etwas zum Verkauf anboten, so wollte keiner von ihnen seinem eigenen Urtheile trauen; sondern zog alle Mal darüber erst zwanzig bis dreyßig Leute zu Rathe, welches nicht ohne großen Zeitverlust geschehen konnte. Da wir uns nun wieder zur Abreise anschickten, und der König mit verschiedenen andern an Bord kamen, um Abschied von uns zu nehmen, beschenkte ich

ich ihn mit verſchiednen Schaupfennigen, die das engliſche Gepräge hatten, und mit einem kleinen zinnernen Teller, mit folgender darauf geſtämpelter Aufſchrift: Sr. britanniſchen Majeſtät Schiff, der Unterwinder; Befehlshaber, Lieutenant Cook; am 16ten Jul. 1769. Huaheine. Ich hielt dieſes für ein eben ſo dauerhaftes Zeugniß, daß wir dieſe Inſel zuerſt entdeckt hatten, als irgend ein anderes, welches wir hätten zurück laſſen können. Dieſe Inſel liegt in der ſüdlichen Breite von 16 Gard 43 Minuten und in der weſtlichen Länge von Greenwich von 150 Grad 52 Minuten und hat ohngefehr 7 Seemeilen im Umkreiſe. Die Einwohner ſcheinen größer und ſtärker, als die von Otaheite zu ſeyn. Herr Banks maaß einen von den Männern, und fand ihn 6 Fuß 3½ Zoll hoch: aber ſie waren ſo träge, daß er keinen von ihnen bewegen konnte, mit ihm auf die Berge zu ſteigen; ſie würden vor Ermattung des Todes ſeyn, ſagten ſie, wenn ſie hinauf zu klettern verſuchen wollten. Die Weiber fanden wir überaus hübſch, und im Ganzen genommen hübſcher, als die von Otaheite. Beyde Geſchlechter aber ſchienen weniger furchtſam und auch weniger neugierig zu ſeyn, als die Einwohner von jener Inſel. In Abſicht der Diebereyen, fanden wir daß Tupia ein zu vortheilhaftes Zeugniß von ihnen abgelegt hatte: denn einer von ihnen wurde wirklich auf der That ertappt.

Wir ſeegelten nunmehr nach der Inſel Ulietea, welche ohngefehr 7 bis 8 Seemeilen ſüdweſt gen weſtwärts von dannen liegt. Bey unſerer Annäherung kamen uns einige von den Eingebornen in zween Kähnen entgegen, in deren jeden ſie uns ein

Frauenzimmer und ein junges Schwein brachten. Das eine hielten wir für einen Beweis ihres Vertrauens, und das andere war ein Geschenk, welches sie uns machten. Tupia, der beständig eine große Furcht vor den Männern von Bolabola geäußert hatte, benachrichtigte uns, daß sie diese Insel erobert hätten, und versicherte, daß, dafern wir hier blieben, sie am folgenden Morgen zuverläßig einen Angrif auf uns wagen würden. Wir beschlossen daher sogleich ans Land zu gehen, weil es noch Tag war.

Ich landete in Gesellschaft der Herren Banks, und Solander, des Tupia und einiger anderer Herren von der Gesellschaft. Nachdem Tupia uns den Einwohnern, unter den gewöhnlichen Cerimonien vorgestellt hatte, steckte ich eine englische Flagge auf, und nahm von dieser und den dreyen benachbarten Inseln Huaheine, Otaha und Bolabola, die man von hieraus alle übersehen konnte, im Namen Sr. großbrittanischen Majestät Besitz. Hierauf nahmen wir einen Spaziergang nach einem großen Morai vor, welches wir von denen, die wir in Otaheite gesehen hatten, in einigen Stücken verschieden fanden. Nicht weit davon sahen wir einen Altar oder Ewhatta, auf welchem ein noch frisches Opfer lag, nämlich ein ohngefehr 80 Pfund schweres, sehr gut gebratenes ganzes Schwein. Hier fanden wir auch vier oder fünf Ewharre no Fatua oder Gotteshäuser, welche gleichfalls an Tragstangen befestiget waren. Herr Banks steckte in eins derselben, durch ein viereckigtes Loch die Hand, und fand ein ohngefehr fünf Fuß langes und einen Fuß dickes Paquet darin, welches in

Matten

Matten eingewickelt war. Was aber darin enthalten seyn mochte, konnten wir nicht erfahren.

In einem nicht weit davon entlegenem langen Hause fanden wir, unter andern Sachen, auch ein Modell eines Kahns, ohngefehr drey Fuß lang, an welchem acht menschliche Kinnbacken befestiget waren. Tupia versicherte, daß es Kinnbacken von Einwohnern dieser Insel wären: vielleicht mochten also die Krieger von Bolabola sie hier zum Denkmal ihrer Eroberung, mit dem Modell des Kahns, als einem Sinnbilde ihrer Landung aufgehangen haben. Denn daß man die Kinnbacken allhier zu Trophäen braucht, wie in Nord-Amerika die Hirnschädel, hatten wir schon zu Otaheite erfahren. Am folgenden Tage fanden wir noch mehr dergleichen Kinnbacken, die wir für Bestätigungen der Nachricht ansahen, die man uns darüber gegeben hatte.

Die vornehmsten Erfrischungen, welche man allhier haben kann, bestehen in Plantanen, Cocosnüssen, Yamwurzeln, Schweinen und Federvieh; doch sind die letztern beyden Arten ziemlich selten. Diese Insel ist übrigens bey weiten nicht so reich an Landesprodukten, und auch bey weiten nicht so bevölkert als Otaheite.

Den 24sten Julius lichteten wir wieder die Anker, und nahmen uns vor, der Furchtsamkeit des Tupia ohnerachtet, die kriegerischen Einwohner von Bolabola zu besuchen. Da wir auf dieser Fahrt hart bey Otaha vorbey kamen, so schickte ich das lange Boot dahin ab, um einige Erfrischungen einzuhandeln. Herr Banks und Dr. Solander, welche mit ans Land giengen, waren in ihrem Han-

del

del dießmal so glücklich, daß wir am Abend drey Schweine, ein und zwanzig Stück Federvieh und so viele Plantanen und Yamwurzeln an Bord bekamen, als das Boot nur hatte fassen können. Die Insel schien übrigens unfruchtbarer, als Ulietea zu seyn; die Einwohner aber waren denen, die wir auf den übrigen Inseln gesehen hatten, vollkommen ähnlich.

Den 2ten August, da wir auf der Höhe von Bolabola waren, sahen wir nur wenig Leute am Strande; und Tupia berichtete uns, daß viele derselben nach Ulietea gezogen wären. Diese Nachricht, und ein Leck, den wir in der Pulverkammer bekommen hatten, bewogen mich, noch einmal bey Ulietea anzulegen, indem wir uns gerade in der Länge des südlichen Endes dieser Insel befanden. Nachdem wir uns daselbst vor Anker gelegt hatten: verfügte ich mich mit den Herren Banks und Solander ans Land. Diese brachten daselbst ihre Zeit überaus vergnügt zu. Jederman schien sie zu fürchten und zu ehren, und bezeigte ihnen zu gleicher Zeit ein unumschränktes Vertrauen. Männer, Weiber und Kinder versammleten sich um sie herum und folgten ihnen überall, ohne daß ein einziger von ihnen sich einiger Unhöflichkeiten schuldig gemacht hätte. Sie beeiferten sich vielmehr um die Wette, ihnen allerhand Gefälligkeiten zu erweisen, und so oft sie an eine Pfütze kamen, stritten sie sich um den Vorzug, sie auf dem Rücken hinüber zu tragen. Man führte sie nach den Wohnungen der vornehmsten Einwohner, allwo sie mit ungemeiner Feyerlichkeit empfangen wurden. Sobald sie nämlich nach einem solchen Hause hingekommen waren, rannte das

Volk

Volk eiligst voraus, formirte eine breite Gasse bis an die Wohnung, und ließ die Fremden dahindurch gehen. Wenn sie hineinkamen; fanden sie alles in der schönsten Ordnung. Auf dem hintern Ende einer ausgebreiteten Matte saß die Familie des Hauses, und auf den Seiten hatte sich das Volk in Ordnung gestellt. In dem ersten Hause, welches sie besuchten, fanden sie einige junge Frauenzimmer, oder Kinder, in dem niedlichsten Anzuge, welche auf ihrer Stelle sitzen blieben, und zu erwarten schienen, daß die Fremden zu ihnen kommen, und ihnen Geschenke machen würden. Dieses thaten sie dann auch, und zwar mit dem größten Vergnügen, dann nie hatten sie schönere, und artiger angekleidete Kinder gesehen, als diese waren. Eins derselben war ein Mädchen von ohngefehr sechs Jahren; ihr Oberkleid war roth und um den Kopf trug sie eine große Menge geflochtenen Haars, ein Putz, den sie über alles schätzen. Sie saß am obern Ende einer langen Matte, auf welche keiner von den Zuschauern sich unterstand den Fuß zu setzen, und sie lehnte sich auf den Arm eines wohlgebildeten, etwa dreyßigjährigen Frauenzimmers. Sie empfieng die Glaskorallen, welche ihr überreicht wurden, mit einem so guten Anstande, als irgend eine europäische Prinzeßin gethan haben würde.

Das Volk war über die Geschenke, welche man diesem kleinen Mädchen gemacht hatte, so außerordentlich vergnügt, daß sie auf dem Rückwege auf nichts anders bedacht zu seyn schienen, als den Herren Banks und Solander ein Vergnügen zu machen. In dieser Absicht ließ man sie mit einem Tanze unterhalten, dergleichen sie bisher noch

nicht

nicht gesehen hatten. Er wurde von einem Solotänzer vollführt, welcher vorher einen cylinderförmigen Korb auf den Kopf setzte, welcher ohngefehr 4 Fuß hoch war, und ohngefehr 8 Zoll im Durchschnitt hatte. Dieser Korb war oben mit aufrechtstehenden und sich vorwärts neigenden Federn ausgeziert, und rund herum mit Seehundszähnen und mit Schwanzfedern tropischer Vögel besetzt. Mit diesem Kopfputze, Whow genannt, fieng er an zu tanzen, indem er sich langsam bewegte, und von Zeit zu Zeit den Kopf dergestalt umdrehte, daß der obere Theil seiner hohen Korbmütze einen Cirkel beschrieb. Dabey kam er oft dem Gesichte eines Zuschauers so nahe damit, daß dieser zurückspringen mußte; welches in ihren Augen ein herrlicher Spaaß war, der alle Mal ein lautes Gelächter zur Folge hatte, besonders wenn er bey einem von den Fremden angebracht wurde.

Am folgenden Tage, da wir einen Gang längst der Küste nach Norden hin vornahmen, begegneten wir einer Gesellschaft von Tänzern, bey denen wir zwo Stunden lang mit vielem Vergnügen verweilten. Die Gesellschaft bestand aus zwo Tänzerinnen, und sechs Männern mit Trommeln. Nach Tupia's Aussage waren es einige der angesehnsten Personen auf dieser Insel, welche lediglich zum Vergnügen von einem Orte zum andern herumzogen, um die Zuschauer unentgeltlich durch ihren Tanz zu belustigen. Die Weiber hatten eine große Menge Tamou, oder geflochtenen Haars um den Kopf gewickelt, und diesen Putz durch verschiedene hineingesteckte Bluhmen von Cap-Jesmin noch niedlicher gemacht. Im Nacken, an den Schultern

kern und Armen, wie auch an der Bruſt bis zur Achſelgrube herunter waren ſie unbedeckt; weiter hinab aber trugen ſie eine Kleidung, welche dicht an den Leib anſchloß. An jeder Bruſt, zunächſt am Arme war ein kleines Büſchel ſchwarzer Federn, wie ein Bouquet angebracht; und auf den Hüften ruhete eine Menge Tuchs, welches in Falten gelegt war, unter den Hüften aber hieng es, wie ein langer Unterrock hinab, ſo daß ihre Füße ganz bedeckt waren. Demohngeachtet wußten ſie dieſelben ſo geſchickt zu brauchen, als eine unſerer Operntänzerinnen nur immer hätte thun können.

In dieſem Aufzuge ſchritten ſie mit abgemeſſenen Tritten ſeitwärts, und hielten dabey nach der Trommelmuſik ganz vortrefflich Takt. Bald darauf fiengen ſie an, ihre Hüften zu ſchütteln, wodurch ſie das darauf liegende, gefaltene Tuch in eine ſehr ſchnelle Bewegung ſetzten, welches gewiſſer Maaßen den ganzen Tanz hindurch fortgeſetzt wurde; ohngeachtet ſie dem Leibe ſehr verſchiedene Stellungen gaben, indem ſie bald ſtanden, bald ſaſſen, bald ſich aber auf die Knie und Ellenbogen legten, und zu gleicher Zeit die Finger mit einer ganz unglaublichen Geſchwindigkeit bewegten. Außerdem beſtand ein großer Theil der Geſchicklichkeit dieſer Tänzerinnen, und des Vergnügens der Zuſchauer in dem Muthwillen ihrer Stellungen und Geberden, welche in der That unbeſchreiblich ſchlüpfrig waren.

Zwiſchen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Männer eine Art von dramatiſchen Zwiſchenſpiele auf, welches theils aus Geſprächen, theils aus Tänzen beſtand; aber wir waren mit ihrer

Sprache noch nicht genug bekannt, um den Inhalt davon begreifen zu können. Am folgenden Tage sahen einige unserer Reisegefehrten eine noch viel regelmäßigere dramatische Vorstellung, welche ordentlich in vier Acten eingetheilt war.

Den 5ten erhielt ich ein Geschenk von Opoony, dem furchtbaren König von Bolabola, nebst der Nachricht, daß er sich vorgesetzt habe, mir am folgenden Tage einen Besuch abzustatten. Unter denen mir zum Geschenk übersandten Sachen befanden sich auch einige Stücken Tuchs, welche größer waren, als wir deren je gesehen hatten, indem sie 150 Fuß in der Länge hielten. Statt aber, daß Se. Majestät zur bestimmten Zeit erscheinen sollten, schickten sie eine Gesandschaft von drey schönen Mädchen an uns ab, durch welche sie sich ein Gegengeschenk von uns ausbitten liessen. Die Ursache seiner geänderten Entschliessung mochte nun auch seyn, welche sie wollte: so waren wir eben so wohl mit seinem Aussenbleiben, als seine Botschafterinnen mit ihrem Besuche zufrieden.

Da nun der große König nicht zu uns kommen wollte; so beschlossen wir des Nachmittags zum großen Könige zu gehen. Wir erwarteten einen jungen lebhaften Anführer, mit einer geistreichen Miene und von einer unternehmenden Gemüthsart zu sehen; fanden aber statt dessen einen elenden, schwächlichen, abgelebten Greis, der vor Alter beynahe blind, und so dumm und schwerfinnig war, daß er kaum Verstand genug hatte, um einzusehen, daß ein Geschenk von Schweinen, oder die Gesellschaft von Frauenzimmern uns Vergnügen machen würde. Wir hatten erfahren, daß er größ-

ten-

theils sich auf Otaha aufzuhalten pflege. Da ich mir nun vorgenommen hatte, am folgenden Morgen im Boote dahin zu fahren, so ersuchte ich ihn uns zu begleiten, welches er dann auch zu genehmigen geruhte.

Sobald wir des folgenden Tages zu Otaha landeten, machte ich ihm ein Geschenk von einer Art, um ihn dadurch zu bewegen, seine Unterthanen aufzumuntern, daß sie Lebensmittel für uns herbeyschafften. Aber diese Hoffnung schlug uns fehl: denn ohngeachtet wir bis Mittag da blieben, so erhielten wir doch nicht einen einzigen Artikel.

Herr Banks, welcher dieß Mal nicht mit uns gegangen war, beschäftigte sich unterdeß am Bord des Schiffes mit Einkaufung verschiedener Lebensmittel und Seltenheiten, welche die Einwohner in Kähnen herbey brachten. Er sahe sowohl an diesem, als am folgenden Tage von der theatralischen Tanzgesellschaft, welche bey ihrer Wanderschaft durch die Insel schon ein Paar englische Meilen fortgerücket war, noch verschiedene Stücke aufführen. In einem derselben waren die Schauspieler, welche insgesammt Mannspersonen waren, in zwo Parteyen getheilt; deren eine sich durch braune, die andere hingegen durch weiße Kleider unterschied. Einer von der braunen Partey stellte den Herrn vor, die übrigen waren seine Bediente; und die weiße Gesellschaft machte eine Diebesbande. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch, mit dem Befehl ihn wohl zu verwahren; der Tanz der weißen Partey bestand darauf aus Versuchen diesen Korb zu stehlen; und die braune Gesellschaft suchte ihnen im Tanzen vorzubeugen, damit sie ih-

ren Anschlag nicht ausführen könnte. Nach einiger Zeit setzten die letztern sich bey dem Korbe nieder, und schienen dabey einzuschlafen: die andern, welche ihre Gelegenheit ersahen, schlichen leise hinzu, bemächtigten sich der Beute, und trugen sie davon. Bald darauf erwachten die Schlafenden, vermißten ihren Korb, fielen aber sogleich wieder in einen Tanz, ohne sich weiter um ihren Verlust zu bekümmern. —

Am 9ten August seegelten wir wieder von dannen. Beym Auslaufen ersuchte Tupia uns inständigst, eine Ladung gegen die Insel Bolabola abzufeuern, vermuthlich um den Einwohnern seinen alten Unwillen, und die Uebermacht seiner jetzigen Bundesgenossen zu erkennen zu geben. Denn er hatte vorher auf Ulietea ansehnliche Besitzungen gehabt, welche die von Bolabola ihm genommen hatten. Ich erzeigte ihm diesen Gefallen, ohngeachtet wir sieben Seemeilen davon entfernt waren. Da wir wider unser Vorhaben, uns zu Ulietea, des Lecks wegen, so lange hatten verweilen müssen: so änderte ich meine Entschliessung auf Bolabola zu landen; und dieses um so mehr, da der Zugang zu dieser Insel schwer zu seyn schien. Den sechs hier beysammen liegenden Inseln: Ulietea, Otaha, Bolabola, Huaheine, Tubai, und Maurua, gab ich den Namen Gesellschaftsinseln (Society Islands).

Wir setzten, ohne merkwürdige Vorfälle, unsern Lauf bis zum 13ten fort, da wir gegen Mittag Land erblickten, welches nach Tupia's Aussage, eine Insel, Namens Oteroa, war. Am folgenden Tage steuerte ich darauf zu, und schickte Herrn

Gore,

Gore, einen meiner Lieutnants, in der Pinasse ab, um auf der Insel zu landen, und sich nach einem Ankerplatze umzusehen. Die Herren Banks und Solander, wie auch Tupia, begleiteten ihn dahin.

Da das Boot sich dem Ufer näherte, sahe man, daß die Eingebornen mit langen Spießen bewaffnet waren. Indessen man die Küste entlang ruderte, sprangen zween derselben ins Wasser, um nach dem Boote hinzuschwimmen, welches sie aber nicht erreichen konnten. Bald darauf erschienen zween andere, welche sich gleichfalls bemüheten an Bord des Boots zu kommen; aber auch diese wurden dahinten gelassen. Ein fünfter lief, ehe er ins Wasser sprang, auf dem Lande eine ziemliche Strecke voraus, und erreichte daher das Boot, aber der Officier weigerte sich, ihn aufzunehmen, ohngeachtet Herr Banks es für nützlich hielt und ihn darum ersuchte.

Da man endlich an eine große Bay gekommen war, und sich zur Landung anschickte, kamen einige Einwohner in einem Kahne herüber gerudert. Man gab ihnen Freundschaftsversicherungen und zeigte ihnen einige Nägel, die man ihnen schenken wollte. Dieß lockte sie herbey; aber kaum hatten sie das Geschenk in Empfang genommen: so machten sie Anstalt das Boot zu entern, um es in Besitz zu nehmen. Drey derselben sprangen plötzlich hinein, und die andern, welche den abgestoss-en Kahn wieder heran brachten, waren in Bereitschaft ihr Unternehmen zu unterstützen. Der erste, welcher an Bord gekommen war, griff augenblicklich nach Herrn Banks Tasche, und erhaschte sein Pulverhorn, welches jener ihm aber wieder aus den Hän-

den wand, und dabey versuchte ihn über Bord zu werfen. Aber der Indianer war ihm zu stark. Der Officier, dem seine eigene Kugelbüchse versagt hatte, befahl, daß einige von der Mannschaft über die Köpfe der Indianer hinfeuern sollten. Dieß geschahe, und alle sprangen augenblicklich ins Wasser. Indem sie wegschwammen, brannte einer unserer Leute, es sey nun aus Feigheit oder aus Grausamkeit, oder vielleicht aus beyden zugleich, eine dritte Flinte auf einen derselben ab, und verwundete ihn, zum Glück nur sehr leicht, an der Stirne. Alle ruderten darauf in großer Eilfertigkeit wieder dem Strande zu, allwo sich mittlerweile an 200 Indianer versammlet hatten, welche bey ihrer Landung sehr begierig herbeygelaufen kamen, um wahrscheinlicher Weise sich nach den Umständen des ganzen Vorfalls zu erkundigen. Bald darauf lief ein einzelner Mann, mit einer Lanze in der Hand längst der Küste hin; tanzte von Zeit zu Zeit dem Boote gegen über, schwenkte sein Gewehr, und rief dabey den unsrigen mit einer durchdringenden Stimme zu; welches alles, nach Tupia's Berichte eine Ausforderung seyn sollte.

Da man keinen bessern Landungsplatz, als denjenigen, wo die Eingebornen mit dem Kahne ans Land gegangen waren, ausfindig machen konnte: so kehrte man dahin wieder zurück. Hier kam ein anderer Vorfechter zum Vorschein, der, gleich dem vorigen, die unsrigen herausforderte und seine Lanze schwenkte. Sein Ansehen war noch furchtbarer, als des andern seines: denn er trug eine große aus den Schwanzfedern tropischer Vögel gemachte Mütze, und seine Tracht bestand aus zusammengesetzten

ten Streifen von gelben, rothen und braunen Tuche. Dieser Herr tanzte gleichfalls, aber weit lebhafter und mit mehrerer Geschicklichkeit, als der erste; und in Betracht seiner Gelenkigkeit so wohl, als auch seines bunten Anzuges, nannten unsere Leute ihn den Hanswurst. Bald darauf ließ sich ein ernsthafter, schon etwas bejahrter Mann am Strande sehen, und rufte der Mannschaft im Boote zu, wer sie wären und woher sie kämen? Tupia antwortete ihnen in ihrer Sprache: von Otaheite! Die Eingebornen berathschlagten sich hierauf ein wenig, und fiengen nachher insgesammt an, sehr laut zu beten. Tupia gab seine Antwort darauf, versicherte uns aber, daß sie immer nicht unsere Freunde wären. Nach geendigtem Gebet liessen unsere Leute sich in eine Unterredung mit ihnen ein, und bedeuteten ihnen, daß, wenn sie ihre Waffen niederlegten, sie ans Land kommen und mit ihnen handeln wollten. Dieß ward zwar bewilliget, doch mit der Bedingung, daß die unsrigen ihre Flinten gleichfalls zurückkassen sollten; eine Bedingung, welche, so billig sie auch an sich selbst war, von den unsrigen doch nicht eingegangen werden konnte. Nach einer kleinen Pause wagten sie es, an unser Boot zu kommen, und unsern Leuten etwas von ihrem Tuche, und einige ihrer Waffen zu verkaufen, wobey sie überaus ehrlich zu Werke giengen. Da indeß die Unsrigen keine Hoffnung vor sich sahen, einige Lebensmittel allhier bekommen zu können: so stiessen sie wieder vom Lande ab.

Wir hatten nunmehr, theils mit dem Schiffe, theils mit dem Boote, die ganze Insel umschifft; und da wir weder einen Hafen ausfindig gemacht

hatten, noch uns schmeicheln durften, ohne Blut vergiessen landen zu können; so beschloß ich, ohne weitere Versuche, fortzuseegeln. Die Insel liegt in der südlichen Breite von 22 Grad 27 Minuten, und in der westlichen Länge von 150 Grad 47 Minuten von der Mittagslinie von Greenwich. Sie hat ohngefehr 13 englische Meilen im Umfange.

Das Volk auf dieser Insel schien wohlgebildet, lebhaft und etwas brauner, als die Bewohner der übrigen Inseln zu seyn. Unter den Achselgruben hatten sie ein schwarzes Zeichen, ohngefehr einer Hand breit, dessen Ecken eine zackigte Linie ausmachten: auch hatten sie etwas schmalere Cirkel von eben derselben Farbe um die Arme und Beine; sonst aber waren sie an keinem andern Theile des Leibes gezeichnet.

Ihre Kleidung so wohl, als auch ihr Tuch unterschied sich von allen, welche wir nachher gesehen hatten. Letzteres war zwar aus eben den Materialien verfertiget, aber besser gefärbt, unweit schöner und mit besserm Geschmack gemalt. Es war nämlich gestreift und zwar mit eben der vollkommenen Regelmäßigkeit, als unsere gestreiften seidenen Zeuge in England. Ihre Waffen bestanden aus langen Lanzen, die aus dem harten Holze eines Baums, den sie Etoa nennen, verfertiget waren. Einige derselben waren über 20 Fuß lang, aber nicht über drey Finger dicke. Ein anderes von ihren Gewehren, aus dem nämlichen Holze verfertiget, vertrat die Stelle einer Keule und einer Pique zugleich. Dagegen verpanzern sie sich zu Kriegszeiten durch mehrmals über einander geschlagene Matten, mit denen sie unter ihren Kleidern den Vorderleib bedecken.

decken. In jeder Art von Handarbeit übertrafen sie alle andere Insulaner, mit denen wir bisher bekannt geworden waren. Ihre Keulen waren besser ausgeschnitzt, und geglättet; und ihre Kähne, so klein sie auch waren, hatten ihres Schnitzwerks und anderer Zierrathen wegen ein besseres Ansehen, als alle die übrigen.

Tupia erzählte uns noch von vielen andern Inseln, welche in verschiedener Entfernung und in verschiedenen Richtungen von dieser lägen, und die er zum Theil selbst besucht habe. Allein ich war entschlossen südwärts zu steuern, um ein festes Land aufzusuchen, und wollte daher keine Zeit in Aufsuchung mehrerer Inseln verlieren, es wäre dann, daß wir auf unserm Laufe dergleichen anträfen.

Zwölftes Capitel.

Fahrt von Oteroha nach Neu-Seeland, welche sich bey der Landung und bey dem Aufenthalte des Schiffes in der Armuths-Bay (Poverty-Bay) ereigneten.

Es war der 15te August, als wir von Oteroah abseegelten; und den 25sten darauf feyerten wir den Jahrstag unserer Abreise aus England. Wir hatten zu diesem Behufe einen großen Chesterkäse sorgfältig aufbewahrt; und liessen bey dieser Gelegenheit auch ein Faß starken Biers, welches sich sehr gut gehalten hatte, anzapfen.

Am dreyßigsten sahen wir einen Kometen, und da auch Tupia bey dieser Beobachtung zugegen war, fieng er, als er ihn sahe, ein heftiges Geschrey an,

und verſicherte, daß die Leute von Bolabola bey Erblickung deſſelben, ſicherlich die Einwohner von Ulietea umbringen würden, wenn ſie ſich nicht durch eine plötzliche Flucht auf die Gebirge zu retten ſuchten.

Erſt am 6ſten October ward wieder Land von uns erblicket, welches dem Anſehen nach von beträchtlicher Größe ſeyn mußte. Wir ſteuerten nach demſelben zu; und jeder äußerte ſeine Muthmaſſung, was dieſes wohl für ein Land ſeyn möchte. Die Meynung des größten Theils unſerer Geſellſchaft lief darauf hinaus, daß es die Terra auſtralis incognita ſey, die wir nunmehr glücklich entdeckt hätten. Abends um 5 Uhr ſahen wir die Oefnung einer ziemlich großen Bay, und da die Nacht einbrach, lavirten wir ab und zu bis zum Anbruch des folgenden Tages. Gegen Mittag ſahen wir einige Kähne quer über die Bay rudern, deren Beſitzer aber bald darauf ans Land giengen, ohne, dem Anſehen nach, unſer Schiff bemerkt zu haben. Zu gleicher Zeit erblickten wir bey einigen Häuſern, welche zwar klein aber niedlich zu ſeyn ſchienen, eine ziemliche Menge verſammleter Menſchen, welche ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. An dem nordöſtlichen Vorgebirge einer kleinen Halbinſel konnten wir deutlich bemerken, daß der Gipfel eines Berges mit hohen und regelmäßig geſetzten Pfälen umzäunt war, welches uns zu allerley Vermuthungen Anlaß gab.

Am Abend gieng ich in Begleitung der Herren Banks und Solander, und einer Bedeckung von Mannſchaft ans Land. Wir ſtiegen bey einem Fluſſe, welcher hier 120 Fuß breit war, ans Ufer, und

und sahen die Einwohner, welche sich daselbst versammlet hatten, die Flucht ergreifen. Sobald wir uns aber einigen ihrer Hüten nähern wollten, rannten ihrer viere, welche mit langen Lanzen bewaffnet waren, aus dem Gebüsche hervor, um unser zurückgelassenes Boot anzugreifen; welches aber von den darauf befindlichen Leuten alsobald abgestossen wurde. Bey dieser Gelegenheit wurde eine Musquetenkugel über ihre Köpfe hingefeuert; worauf sie zwar ein wenig stutzig wurden, aber bald darauf ihren Angriff zu erneuern suchten, indem sie ihre Lanzen auf eine drohende Weise schwenkten. Der Bootsmann feuerte einen zweeten Flintenschuß über ihre Köpfe hin; aber sie achteten nicht weiter darauf; sondern einer von ihnen hob seinen Spieß auf, um ihn in das Boot zu werfen. Nun mußte man zu ernsthafteren Mitteln schreiten; und der Angreifende wurde todt geschossen. Indem er fiel, blieben die übrigen drey einige Minuten lang wie versteinert stehen; machten sich darauf fort, und nahmen den Todten mit; legten ihn aber bald darauf wieder nieder, um desto geschwinder davon laufen zu können. Wir von unserer Seite kehrten sogleich zum Boote zurück, und fanden den todten Körper, welcher durchs Herz geschossen war. Es war ein Mann von mittler Statur, von brauner, doch nicht sehr dunkler Farbe, und die eine Seite seines Gesichts war in schneckenförmigen Linien überaus regelmäßig tättowirt. Seine Kleidung bestand aus feinem Tuche von einer uns unbekannten Manufactur; sein Haar war oben auf dem Kopfe in einen Knoten zusammengebunden, aber es waren keine Federn hineingesteckt.

Am

Am andern Morgen, da verschiedene Eingeborne an dem Orte unserer gestrigen Landung sich versammlet hatten: ließ ich drey Boote mit Seesoldaten bewaffnen, und ruderte mit einigen der Herren Reisenden, wie auch dem Tupia, dem Strande zu; um einen Versuch zu einem freundschaftlichen Umgange mit ihnen zu machen. Etwa funfzig von ihnen machten Miene auf unsere Landung warten zu wollen; denn sie setzten sich an dem jenseitigen Ufer des Flusses nieder, indem wir auf dem disseitigen ans Land giengen.

Ich gieng mit den Herren Banks und Solander und dem Tupia voraus; als wir aber näher gegen sie über kamen, sprangen sie plötzlich auf und ergriffen ihre Waffen, welche aus einer langen Lanze und einem kleinern Gewehre von grünem Talksteine bestanden, welches letztere etwa einen Fuß lang und so dick war, daß es ohngefehr fünf Pfund wiegen möchte. Tupia redete sie auf Otaheitisch an; aber ihre ganze Antwort bestand darinn; daß sie ihre Waffen schwenkten, und Zeichen machten, daß wir fort gehen sollten. Man feuerte darauf eine Musquete ab, und zwar so, daß die Kugel das Wasser des zwischen uns befindlichen Flusses streifen mußte. Sie sahen die Wirkung und hörten auf zu drohen. Tupia mußte sie nun von neuem anreden, und wir bemerkten mit großem Vergnügen, daß er vollkommen von ihnen verstanden wurde, indem er und sie nur verschiedene Dialecte einer und eben derselben Sprache redeten. Er sagte ihnen, daß wir Lebensmittel und Wasser bedürften, und ihnen dafür Eisen geben würden, dessen Eigenschaften er ihnen, so gut er konnte, zu erklären

such-

ſuchte. Sie waren bereit mit uns zu handeln und verlangten, daß wir zu ihnen hinüber kommen ſollten; waren aber auf keine Weiſe zu bewegen, ihre Waffen vorher niederzulegen. Während dieſer Unterhandlung warnte uns Tupia auf unſerer Hut zu ſeyn, weil ſie nicht freundſchaftlich gegen uns geſinnt wären. Wir erſuchten ſie nun von unſerer Seite, daß ſie zu uns herüber kommen möchten; und einer von ihnen gehorchte; er zog ſich aus, und ſchwamm unbewaffnet zu uns herüber. Augenblicklich folgten ihm zweeu andere, und bald darauf der größere Theil der ganzen Geſellſchaft nach, an der Zahl zwanzig bis dreyßig. Die letztern brachten aber ihre Waffen mit. Wir beſchenkten ſie alle mit Eiſen und Glaskorallen, worauf ſie aber einen geringen Werth zu ſetzen ſchienen, ſo daß wir zur Vergeltung nichts, als ein Paar Federn von ihnen erhalten konnten. Sie waren indeß bereit ihre Waffen gegen die unſrigen zu vertauſchen, und da wir uns weigerten, dieſen Tauſch einzugehen: ſo verſuchten ſie uns ſolche aus den Händen zu reiſſen. Tupia fuhr noch immer fort, uns vor ihnen zu warnen; wir lieſſen ſie daher durch ihn bedrohen, daß, wenn ſie ferner Gewaltthätigkeiten brauchten, ſie uns nöthigen würden, ſie zu tödten. Demohngeachtet haſchte einer von ihnen, indem Herr Green ſich eben umkehrte, den Hirſchfänger deſſelben, zog ſich ein wenig damit zurück, und ſchwenkte ihn mit einem ſpöttiſchen Frohlocken über den Kopf. Der übrige Theil der Geſellſchaft wurde zu gleicher Zeit ungemein unverſchämt, und wir ſahen immer mehrere von dem jenſeitigen Ufer herüber kommen. Es wurde daher nothwendig ernſthafte

Vor-

Vorkehrungen anzuwenden. Herr Banks schoß demnach eine mit Schrot geladene Flinte, in einer Entfernung von ohngefehr 45 Fuß, auf denjenigen ab, welcher den Hirschfänger entwendet hatte. Indem ihn der Schuß traf, hörte er zwar auf zu jauchzen, aber anstatt den Hirschfänger zurückzugeben, fuhr er fort ihn über den Kopf zu schwenken, und sich dabey allmählig zurück zu ziehen. Herr Monkhouse feuerte darauf mit einer Kugel nach ihm; worauf er sogleich zu Boden stürzte. Kaum war dieses geschehen, als die übrigen Indianer, welche sich bey dem ersten Schusse nach einem im Flusse belegenen Felsen zurückgezogen hatten, wieder umkehrten, und nach dem getödteten Manne zueilten. Zween der vordersten ergriffen, der eine des getödteten Gewehr aus grünen Talkstein, der andere den Hirschfänger, worin Herr Monkhouse aber ihm noch eben zuvorkam. Da nun auch alle die Uebrigen herbeygerannt kamen, brannten drey von uns ihre mit Schrot geladene Flinten auf sie ab, worauf sie zurückschwammen. Wir bemerkten, daß zween oder drey von ihnen verwundet waren, und sahen sie allmählig wieder landeinwärts gehen; wir aber kehrten gleichfalls in den Booten zurück.

Da wir nun leider genug erfahren hatten, daß an diesem Orte mit den Einwohnern nichts anzufangen sey: so fuhr ich in den Booten um die Spitze der Bay herum, in der Absicht, einige der Eingebornen, wo möglich, zu überraschen, und sie mit an Bord zu nehmen, um daselbst durch ein freundschaftlicher Begegnen und durch Geschenke ihre Freundschaft zu erwerben, und nachher durch

ihre

ihre Vermittelung, einen friedlichen Umgang mit ihren Landesleuten zu errichten.

Zu meinem großen Mißvergnügen aber fand ich keine Stelle, wo wir hätten landen können, weil es an allen Orten der Küste einen zu gefährlichen Wogenbruch gab. Da ich indeß zween Kähne von der See herkommen sah: so beschloß ich, einen Versuch zu machen, die darauf befindlichen Indianer in meine Gewalt zu bekommen. Die in dem einen bemerkten uns zu bald, und entwischten; die andern hingegen wurden uns nicht eher gewahr, bis wir sie mit unsern drey Booten umringt hatten. Demohngeachtet fanden sie ein Mittel uns vorbey zu rudern, und eilten aus allen möglichen Kräften dem Lande zu, ohne sich im geringsten an die Einladung des Tupia zu kehren. Ich befahl hierauf eine Musquete über ihre Köpfe hinzufeuern. Alsobald hörten sie auf zu rudern, und alle, an der Zahl sieben, fiengen an sich auszukleiden. Wir hofften, dieses geschähe in der Absicht, über Bord zu springen: aber wir erfuhren bald, daß es eine Vorbedeutung zum Kampf sey. Sie griffen unser Boot, welches sie eingeholet hatte, mit den Rudern, mit Steinen und andern Gewehren so nachdrücklich an, daß wir zu unserer Vertheidigung uns genöthiget sahen, Feuer auf sie zu geben. Viere derselben wurden unglücklicher Weise getödtet, und die übrigen drey, welches junge Bursche waren, sprangen über Bord. Diese machten wir, nach einigem Wiederstande zu Gefangenen. Ich bin es mir bewußt, daß das Gefühl jedes menschlichgesinnten Lesers mein Betragen bey diesem Vorfall tadeln wird; ohngeachtet theils die

Umstän-

Umstände, worein wir wider unsern Willen gesetzt wurden, theils der Zweck unserer Reise, theils die Unmöglichkeit gelindere Mittel geltend zu machen, mich einigermaßen entschuldigen mögen.

Sobald die armen Elenden aus dem Wasser ins Boot genommen waren, setzten sie sich gebeugt nieder, und schienen einen augenblicklichen Tod zu erwarten: wir aber eilten, ihnen durch alle mögliche Mittel, welche in unserm Vermögen standen, diese Furcht zu benehmen. Wer die menschliche Natur kennt, wird sich nicht wundern, zu hören, daß die plötzliche Freude über eine so unerwartete Befreyung vom Tode, die Betrübniß über den Verlust ihrer Freunde bey weiten überstieg, und sich in ihrem Gesichtern und in ihrem Betragen auf das lebhafteste äußerte. Noch ehe wir das Schiff erreichten, waren sie nicht nur beruhiget und mit ihrer dermaligen Lage vollkommen zufrieden, sondern fiengen auch sogar an aufgeräumt zu werden; und sobald wir auf dem Schiffe angelanget waren, mit großer Gierigkeit von dem ihnen gereichten Brode zu essen. Sie thaten verschiedene Fragen an uns, und beantworteten die unsrigen, dem Ansehen nach mit Vergnügen und Wißbegierde; und da unsere Mittagsmahlzeit angerichtet wurde, bezeugten sie Lust vom allem, was sie sahen, zu kosten. Am besten aber schien unser eingesalzenes Schweinfleisch ihnen zu schmecken. Des Nachts aber, da der Tumult in ihren Gemüthern sich gelegt hatte, hörten wir sie häufige und laute Seufzer ausstossen. Tupia, welcher beständig bereit war, sie zu trösten, gieng sogleich zu ihnen und flößte ihnen durch freundschaftliches Zureden eine so gute Laune wieder

wieder ein, daß ſie endlich ein Lied anſtimmten, und das mit einem Grade von Geſchmack, der uns in Verwunderung ſetzte. Die Melodie war feyerlich und langſam, wie bey unſern Pſalmen und beſtand aus verſchiedenen ganzen und halben Tönen.

Am folgenden Morgen ſchienen ſie alle aufgeräumt zu ſeyn, und thaten abermals eine übermäſſige Mahlzeit. Wir kleideten ſie darauf an, und putzten ſie, nach ihrer eigenen Landesſitte, mit Arm- und Fußbändern und mit Halstüchern aus; wobey ihnen angezeigt wurde, daß ſie nun wieder ans Land gehen ſollten. Das brachte ſie vor Freuden außer ſich; aber da ſie ſahen, daß wir nach unſerer erſten Landungsſtelle am Fluſſe hinruderten: ſo veränderten ſich ihre Mienen, und ſie baten uns inſtändigſt, daß wir ſie doch ja nicht an dieſer Stelle ans Land ſetzen möchten, weil dieſe Gegend von ihren Feinden bewohnt würde, die ſie tödten und freſſen würden. Weil ich indeß ſchon einen Officier und einige Mannſchaft vorausgeſchickt hatte, um Holz zu fällen: ſo beſchloß ich gleichwohl an dieſem Platze zu landen, und wenn ſie alsdann nicht von uns gehen wollten, ſie wieder zurückzunehmen, und nach ihrer eigentlichen Heymath zu ſchicken. Da wir ans Land gekommen waren, wurden ſie anders Sinnes; ſchienen es nun zufrieden zu ſeyn, uns zu verlaſſen; und nahmen daher, wiewohl mit Thränen, Abſchied von uns. Nachdem ſie fort waren, giengen wir nach einem Sumpfe um Enten zu ſchieſſen; wir waren noch nicht weit gekommen, als wir von einigen unſerer Leute, die ich auf einer

Anhöhe uns zur Seite gehen ließ, benachrichtiget wurde, daß ein großer Trupp Indianer mit starken Schritten heranrücke. Kaum hatten wir, auf diese Nachricht, den Rückweg zu unsern Booten angetreten; als unsere drey indianische Bursche aus einem Gebüsche, worin sie sich versteckt hatten, hervorsprangen, und uns baten sie wieder in unsern Schutz zu nehmen. Wir nahmen sie willig auf, und zogen uns eilfertig zurück. Die Indianer waren in zween Haufen getheilt; deren einer den Weg über die Anhöhen, der andere neben dem Sumpfe nahm. Als wir an das Ufer des Flusses kamen, fanden wir zu unserm Mißvergnügen, daß die Pinasse sich eine englische Meile weit entfernt hatte; und das kleine Boot mußte wenigstens drey Mal herüber kommen, um uns alle an das jenseitige Ufer zu bringen. Wir kamen indeß glücklich damit zu Stande, bevor die Indianer herabgekommen waren, welche nicht, wie vorher, in einem Haufen, sondern je zween oder drey aufmarschirten, bis ihre Anzahl sich auf 200 Mann belaufen mochte. Um nicht unnützer Weise noch mehr Menschenblut zu vergiessen, beschlossen wir, nach dem Schiffe zurückzukehren; als einer unserer jungen Schutzgenossen plötzlich ausrief, daß sein Oheim unter jenen Leuten sey, und uns ersuchte, ein wenig zu verweilen, um mit demselben sprechen zu können. Hierauf kam es bald zu einer Unterredung zwischen den Indianern und Tupia; indessen die Bursche ihnen alles wiesen, was wir ihnen geschenket hatten. Allein keiner von beyden Seiten getraute sich, zu der andern Partey herüber zu schwimmen. Der Leichnam des Mannes, welcher den Tag zuvor getödtet worden war,

lag

lag noch am Strande; und da die Jungen ihn in der Nähe liegen sahen, giengen sie hin, und bedeckten ihn mit einigen von den Kleidungsstücken, die wir ihnen gegeben hatten. Hierauf schwamm der Oheim des einen zu uns herüber, und brachte einen grünen Zweig mit, den wir aus den Händen des Tupia, als ein Friedenszeichen empfiengen, und mit einigen Geschenken von unserer Seite erwiederten. Da er sich nicht bereden lassen wollte mit uns an Bord zu gehen: so verliessen wir ihn, und sahen zu unserer großen Verwunderung, daß die Bursche lieber mit uns gehen, als bey ihrem Oheim bleiben wollten. Sobald wir weg waren, brach er einen andern Zweig ab, gieng damit nach dem Leichname, indem er seitwärts schritt, und warf ihn, unter verschiedenen Cerimonien, nach demselben hin. Nachdem er hiermit fertig war, kehrte er zu seinen Gefährten zurück, welche sich indeß auf dem Strande gelagert hatten, um den Ausgang seiner Gesandschaft abzuwarten. Sie versammleten sich um ihn herum und blieben über eine Stunde lang in einem Haufen stehen, ohne sich, dem Anschein nach, weiter um uns zu bekümmern. Einige von ihnen sahen wir auf einer Art von Flößholz über den Fluß fahren; viere von ihnen legten den von unsern Jungen bedeckten Leichnam auf eine Art von Baare und trugen ihn fort; den andern todten Körper aber liessen sie liegen.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die jungen Indianer durch Tupia fragen, ob sie jetzt noch etwas darwieder einzuwenden hätten, ans Land, da wo

sie ihren Oheim verlassen hätten, zurückgeschickt zu werden; und da sie sich erklärten, daß sie keine Einwendung dagegen hätten: so schickte ich zween Schiffsunterofficiere in dem Boote mit ihnen ab. Sie traten zwar vergnügt ans Land, aber kaum hatte das Boot wieder abgestossen, als sie zurück rannten, ins Wasser wadeten, und inständigst baten, wieder an Bord genommen zu werden. Meine Leute aber hatten gemessenen Befehl, sie nicht wieder zurück zu bringen. Durch unsere Ferngläser sahen wir einen Mann auf einem Flößholze zu ihnen kommen und sie nach einem Orte führen, wo etwa 40 bis 50 Indianer beysammen waren. Diese versammleten sich um sie herum und blieben in dieser Stellung bis zu Sonnenuntergang. Indem sie endlich aufbrachen, kamen unsere drey Gefangenen zum Strande herab, winkten mit den Händen drey Mal gegen das Schiff her, und rannten darauf ganz munter zu ihren Gefährten zurück. Alle giengen darauf ganz ruhig nach der Gegend zu, welche die jungen Indianer uns als ihre Heymath bezeichnet hatten. Wir konnten daher mit Grunde vermuthen, daß ihnen kein Leid wiederfahren würde; besonders, da wir bemerkten, daß man ihnen alle von uns geschenkt erhaltene Kleidungsstücke gelassen hatte.

Nachdem es finster geworden war, hörten wir, wie gewöhnlich, laute Stimmen erschallen, deren Bedeutung wir aber nie erfahren konnten.

Dreyzehntes Capitel.

Fahrt von der Armuths-Bay, nach dem Vorgebirge Kehrum (Turnagain) und zurück nach Tolaga; nebst einigen Nachrichten von den Einwohnern des Landes, und von verschiedenen Vorfällen.

Am folgenden Morgen, als den 11ten October lichteten wir die Anker, und verliessen diesen unseligen, ungastfreundschaftlichen Ort, den die Einwohner Taoneroa oder langen Sand, wir aber die Armuths-Bay (Pouerty-Bay) nannten, weil wir nichts von allem, was wir bedurften, als ein wenig Holz, allhier bekommen hatten. Die Bay liegt in der südlichen Breite von 38 Grad 42 Minuten und in der westlichen Länge (von Greenwich) von 181 Grad 36 Minuten. Ich beschloß der Lage der Küste gen Süden hin zu folgen, bis ich in die Breite von 40 bis 41 Graden gekommen seyn würde, wo ich, wenn der Anschein des Landes mich nicht etwa einladen sollte weiter zu steuern, wieder gen Norden zurückzukehren gedachte.

Des Nachmittags, da eine Windstille einfiel, kamen verschiedene Kähne bis auf eine Viertel Meile gegen uns heran, wollten sich aber durch nichts bewegen lassen, näher zu rudern. Mittlerweile erschien ein anderer Kahn aus der Armuths-Bay, welcher vier Leute an Bord hatte, unter denen wir einen bemerkten, den wir schon vorher gesehen hatten. Diese kamen gerade auf uns zu und waren leicht zu bereden, bey uns an Bord zu kommen. Dieses Beyspiel zog auch die Uebrigen herbey; so, daß wir zuletzt bis auf 50 Mann bey uns hatten.

Unsere Freygebigkeit machte sie immer begieriger nach mehrern Sachen, so daß sie alles, was sie hatten, so gar die Kleider vom Leibe und die Ruder aus den Kähnen vertauschten. Nur zween von ihnen führten ihr Gewehr bey sich, welches aus grünen Talkstein verfertiget, mit einer kurzen Handhabe und einer scharfen Schneide versehen war. Dieses Gewehr, welches sie Patoo-Patoo nennen, ist zum Handgefecht überaus tauglich, weil sie sicherlich die dickste Hirnschale auf einen Hieb damit zerspalten können. Wir erkundigten uns nach unsern armen jungen Indianern, und erfuhren, daß ihnen nichts zu Leide geschehen, und daß sie zu Hause wären. Ihre Erzählung, setzte der Mann, der uns diese Nachricht gab, hinzu, von unserer Gütigkeit und von den Wunderdingen auf dem Schiffe, hätte ihn bewogen, sich bey uns an Bord zu wagen.

Gegen Abend begaben sie sich wieder weg. Aber drey von ihnen waren durch einen Zufall auf dem Schiffe zurückgelassen worden, und ihre Gefährten waren durch nichts zu bewegen, wieder umzukehren, um sie abzuholen. Dieß befremdete uns zwar; noch mehr aber wunderten wir uns über die Gleichgültigkeit, welche die zurückgelassenen Indianer darüber bezeigten, indem sie nicht nur ganz unbekümmert zu seyn schienen, sondern uns noch überdem mit Tänzen und Liedern, nach ihrer Weise zu ergötzen suchten.

Während der Nacht waren wir einige Seemeilen weit von dem Platze, wo wir Abends zuvor gelegen hatten, weggetrieben worden. Dieß wurde von unsern Indianern kaum bemerkt, als sie ihre

Bestür-

Bestürzung durch laute Klagen und viele Thränen zu erkennen gaben. Zum Glück kamen einige Kähne vom Lande her, und hielten in einer kleinen Entfernung von uns stille. Unsere Gäste bezeigten sich darauf ungemein geschäfftig, ihre Landesleute durch lautes Zurufen und durch flehentliche Geberden zu bewegen, ans Schiff heran zu kommen. Tupia, welcher uns ihre Reden verdollmetschte, sagte uns, zu unserer nicht geringen Befremdung, daß sie die Leute in den Kähnen versichert hätten, daß wir keine Menschen äßen. Wir mußten nunmehr im Ernst glauben, daß dieser schreckliche Gebrauch unter ihnen eingerissen sey; denn was die Jungen uns vorher davon erzählt hatten, hielten wir für einen bloßen hyperbolischen Ausdruck ihrer Furchtsamkeit. Endlich nahete sich einer von den Kähnen unserm Schiffe, und nahm unsere Gäste, zu ihrem und unserm Vergnügen, mit sich fort.

Indem wir nun unsern Lauf längst der Küste hin fortsetzten, kamen wir bey einem kleinen Eylande vorbey, welches ich, wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit Portland, die Insel Portland nennte. Ueberall, so wohl auf dieser Insel, als auch auf dem festen Lande, sahen wir die Einländer in großen Haufen versammlet. Auch konnten wir verschiedene angebaute Aecker deutlich unterscheiden. Einige, welche frisch umgegraben zu seyn schienen, lagen in Furchen, gleich einem gepflügten Lande, andere hingegen trugen Pflanzen, von verschiedener Größe. Außerdem erblickten wir an zween Orten auf den Gipfeln der Anhöhen, hohe Umzäunungen, dergleichen wir auf dem Vorgebirge der Armuths-Bay gesehen hatten. Da diese

Zäune den Platz, um welchen sie aufgeführt waren, nicht ordentlich einschlossen; so konnten wir den Nutzen derselben nicht errathen, und vermutheten daher, daß sie vielleicht ein Werk des Aberglaubens seyn möchten.

Ich übergehe verschiedene, größtentheils feindselige Besuche, welche wir diese Tage hindurch von den Eingebornen empfiengen, um in meiner Erzählung eine unangenehme Einförmigkeit zu vermeiden, und will nur eines Vorfalls erwähnen, welcher die Vermuthung, daß dieses Land von Menschenfressern bewohnt werde, noch wahrscheinlicher machte. Es war am 15ten des Octobers, da sich abermals verschiedene Kähne bey uns einfanden, und uns einige Fische verkauften. Unter denen von unsern Leuten, welche das Gekaufte in Empfang nahmen, befand sich auch Tayeto, der kleine Junge unsers Tupia's. Einer von den Indianern, welcher seine Gelegenheit ersahe, erhaschte ihn plötzlich, und zog ihn in seinen Kahn hinab. Zween derselben hielten ihn darauf in dem Vordertheile des Kahns nieder, und die Uebrigen ruderten in der größten Eile mit dem Kahne davon. Ich ließ auf diejenigen, welche sich in dem Hintertheile desselben befanden (um nicht den armen Tayeto mit zu verwunden) Feuer geben; und da man einen von ihnen fallen sah, liessen die andern von dem Jungen ab, welcher augenblicklich ins Wasser sprang und nach dem Schiffe zurück schwamm. Der größte von den Kähnen verfolgte ihn zwar: aber ein Kanonenschuß machte ihren Nachstellungen auf einmal ein Ende; und der arme Junge wurde unverletzt wieder von uns aufgefangen: er war aber so

sehr

ſehr erſchrocken, daß er eine Zeitlang ſeiner Sinne beraubt zu ſeyn ſchien. Das Vorgebirge, bey welchem ſich dieſer unglückliche Vorfall ereignete, nannte ich das Vorgebirge der Kinderräuber (Cap Kidnappers.)

Sobald Tayeto von ſeinem Schrecken ſich erholt hatte, brachte er dem Tupia einen Fiſch und ſagte ihm, daß er geſonnen wäre, denſelben ſeinem Eatua, aus Dankbarkeit für ſeine Befreyung, zum Opfer zu bringen. Tupia lobte ſeine Frömmigkeit, und befahl ihm, den Fiſch in die See zu werfen, welches er dann auch that.

Da wir nunmehro weit genug ſüdwärts geſteuert hatten, ohne einige Wahrſcheinlichkeit zu ſehen, daß wir einen Hafen finden würden: ſo hielt ich es für fruchtlos unſern Lauf in dieſer Richtung länger fortzuſetzen; und wandte daher den 17ten October wieder um, um die gegen Norden hin ſich erſtreckende Küſte zu unterſuchen.

Am 18ten des Abends, da wir uns bey der Halbinſel Turakako, der Inſel Portland gegen über befanden, ſtieß ein Kahn von der Küſte ab, welcher, obwohl mit vieler Mühe, unſer Schiff endlich einhohlte. Es befanden ſich fünf Perſonen darin, wovon zween Oberhäupter und die Uebrigen Bedienten zu ſeyn ſchienen. Die erſten waren auf unſere Einladung ſogleich bereit, an Bord zu kommen; ihren Bedienten aber befahlen ſie im Kahne zu bleiben. Wir begegneten ihnen mit der größten Freundlichkeit; und ſie von ihrer Seite lieſſen es nicht an Bezeugungen ihrer vollkommenen Zufriedenheit mangeln. Sie kamen zu der Kajütte herab, und meldeten uns, daß ſie geſonnen wären,

nicht eher, als den folgenden Morgen, wieder ans Land zu gehen. Dieser Vorsatz bey uns zu übernachten, war eine Ehre, die wir eben so wenig erwartet, als gewünscht hatten: ich that daher nachdrückliche Vorstellungen dagegen, indem ich ihnen bedeutete, daß am folgenden Morgen das Schiff sich weit von ihrer Heymath entfernt haben würde. Allein, da sie demohngeachtet bey ihrer Entschliessung beharreten: so ließ ich es endlich geschehen, nahm ihre Bedienten gleichfalls an Bord und ließ ihren Kahn ins Schiff heben. Die Gesichtsbildung des einen Oberhaupts war die offenste und edelste, die ich je gesehen habe; sie besahen alles mit der größten Aufmerksamkeit, und nahmen die kleinen Geschenke, welche wir ihnen machten, dankbarlich an: aber keinen von beyden konnten wir bewegen, das Geringste zu essen oder zu trinken; dahingegen ihre Bedienten, alles was sie bekommen konnten, mit großer Gierigkeit hinunter schluckten. Wir erfuhren, daß unser gutes Betragen und unsere Freygebigkeit gegen einige ihrer Landesleute, ihnen zu Ohren gekommen sey: gleichwohl blieb das Zutrauen, welches sie uns bezeigten, in unsern Augen ein außerordentlicher Beweiß ihrer Herzhaftigkeit. Am andern Morgen wunderten sie sich zwar, sich so weit vom Hause entfernt zu sehen; doch liessen sie nicht die mindeste Unruhe darüber spüren. Sie nahmen Abschied, und giengen dem Schiffe gegen über ans Land.

Den 20sten seegelte ich wieder gegen das Land ein, und eine Menge von Einwohnern, welche uns in Kähnen entgegen kamen, luden uns so freundschaftlich ein, daß ich ihren Bitten nicht wiederste-

hen

hen konnte. In einem dieser Kähne sahen wir zween Männer, welche ihrer Kleidung nach, Oberhäupter zu seyn schienen. Einer von ihnen trug ein Wamms, welches nach ihrer Weise mit einem Hundesfell ausgeziert war: das Wamms des andern hingegen war durchaus mit kleinen Büschen von rothen Federn besetzt. Ich lud diese Herren ein an Bord zu kommen, und beschenkte jeden daselbst mit einigen Ellen Leinewand, und mit einem großen Nagel. Den letztern schienen sie wenig zu achten; das erstere hingegen gefiel ihnen gar sehr. Wir fanden, daß sie von dem, was bey der Armuths-Bay vorgefallen, benachrichtiget waren, und zweifelten daher nicht, daß sie sich friedlich gegen uns betragen würden. Tupia erklärte ihnen die Absicht unseres Hierseyns, und versicherte sie, in unsern Namen, daß ihnen kein Leid von uns geschehen würde; wenn sie uns keins zufügten.

Gegen Abend gieng ich, in Begleitung der Herren Banks und Solander, ans Land, und wurde von den Eingebornen mit allen möglichen Merkmalen der Freundschaft aufgenommen. Sie bezeigten sich ungemein behutsam, uns auf keine Weise zu beleidigen; vermieden sorgfältig sich in großen Haufen zu versammeln; setzten sich familienweise auf die Erde nieder, und luden uns durch Winken ein, zu ihnen zu kommen. Ein Paar kleine Bäche frischen Wassers, welche ich hier fand, und das freundliche Betragen der Bewohner dieses Landes, bewogen mich, wenigstens einen Tag allda zu verweilen, um zugleich den Herren Reisenden Gelegenheit zu geben, die Landesproducte untersuchen zu können.

Die

Die Speisen dieser Leute bestanden in der damaligen Jahrszeit aus Fischen, und einer Wurzel von einer Art von Farrenkraut, welche ihnen die Stelle des Brods ersetzte. Sie dörren dieselbe über dem Feuer, und schlagen sie alsdann so lange, bis die äußerste dürre Rinde davon abfällt; das Uebrige ist eine weiche, etwas klebrigte und süßliche Substanz, eben keines übeln Geschmacks, nur daß der größere Theil derselben aus holzigen Fibern besteht, welche nicht zu genieſſen sind. Die mehresten nahmen diese Fasern wieder aus dem Munde, und lieſſen sie in einen kleinen Korb fallen, welcher zu diesem Zwecke neben ihnen stand: einige hingegen aßen dieselben mit. In andern Jahrszeiten müssen sie wahrscheinlicher Weise einen Ueberfluß von vortrefflichen Pflanzen haben: zahme Thiere hingegen, außer Hunden, welche klein und häßlich waren, sahen wir gar nicht bey ihnen. Herr Banks, welcher ihre angebauten Felder besuchte, fand die Aecker so wohl bearbeitet und gebauet, als es in den Gärten der ämsigsten Leute in England nur immer geschehen mag. Die vorzüglichsten Gewächse, welche darauf gezogen werden, sind süße Erdtoffeln, Coccos oder Eddas, und Kürbisse. Die Erdtoffeln waren bald reihenweis, bald rautenförmig, und durchgängig so regelmäßig gesetzt, als wenn es nach der Schnur geschehen wäre. Jeder Acker war mit einer Umzäunung von Rohr umgeben, welches so dicht an einander gesetzt war, daß kaum eine Maus darzwischen durchkriechen konnte.

Die Weiber verbargen die wenigen Reize, die sie etwa haben mochten, unter einer Schminke von rother Oker und Bergoel, welche auf ihren Stir-

nen

nen und Wangen gemeiniglich noch so naß war, daß die Nasen derjenigen, welche sich einfallen liessen, ihnen einen Kuß zu geben, davon gefärbt wurden. Daß sie übrigens einer solchen Vertraulichkeit eben nicht sehr gram seyn mochten, davon legten die Nasen verschiedener unserer Leute einen augenscheinlichen Beweiß ab. Sie waren in der That so sehr auf Eroberungen bedacht, als irgend eins unserer modischen Frauenzimmer in Europa, und die jungen Mädchen waren so muthwillig, als ein ungebändigtes Füllen. Sie trugen einen kurzen Rock und unter demselben einen Gürtel von stark parfümirten Grasblättern, an welchem ein kleines Bündel Blätter von einer gewissen starkriechenden Pflanze gebunden war, welches ihre Schamhaftigkeit zum innersten Schleyer diente. Die Gesichter der Männer waren nicht durchgängig so bemalt; doch sahen wir einen, der seinen ganzen Leib und sogar auch die Kleider mit trockenem Oker gefärbt hatte, und ohne Unterlaß geschäftig war, den Abgang dieses Staats durch neues Anstreichen zu ersetzen. Ohngeachtet sie unsern Freunden auf Otaheite an Reinlichkeit bey weiten nicht gleich kamen: so beobachteten sie doch eine gewisse Art derselben, wovon man vielleicht unter keinem andern indianischen Volke ein Beyspiel finden wird. Jedes Haus oder jedes Gehöfte nämlich war mit einem Abtritte versehen, so daß auf dem Boden nirgends dergleichen Unsauberkeiten gefunden wurden; eine Reinlichkeit, worin sie es einer ansehnlichen Nation in Europa zuvorthaten. Denn man weiß, daß es vor dem Jahre 1760 zu Madrit keinen Abtritt gegeben, und daß es der Regierung nicht wenig Mü-

he

he gekoſtet habe, die Einwohner zur Anlegung derſelben zu bewegen, weil ſo gar die Aerzte ſich dieſer Neuerung auf das eifrigſte entgegenſetzten, unter dem Vorwande, daß wenn der Koth nicht, wie gewöhnlich, auf die Straßen geſchüttet werden ſollte, aller Wahrſcheinlichkeit nach eine gefährliche Seuche daraus entſtehen würde, weil die faulen Lufttheilchen, welche von dergleichen Kothe angezogen würden, alsdann von den Menſchen eingeſchöpft werden dürften. Es fehlte wenig, daß es nicht zu einem öffentlichen Aufſtande darüber gekommen wäre. Endlich aber drangen Se. Majeſtät durch; die Straßen wurden gereiniget; doch beobachteten verſchiedene Bürger, um ihre Speiſen geſund zu erhalten, die Behutſamkeit, ihre heimlichen Oerter in der Küche, nahe am Feuerheerde, anzulegen.

Die Bay, worin wir jetzt vor Anker waren, und welche von den Eingebornen Tegadoo genannt wird, liegt in der Süderbreite von 38 Grad 10 Minuten. Ich erfuhr daß es in einer anderweitigen ſüdwärts gelegenen Bay bequemere Landungsſtellen nebſt vortrefflichem Waſſer gäbe, und ſteuerte daher darauf zu. Auch da wurden wir von den Einwohnern ſo freundſchaftlich aufgenommen, als wir nur immer wünſchen konnten. Bey einem Spaziergange, welchen die Herren Banks und Solander vornahmen, fiel ihnen plötzlich eine außerordentliche Seltenheit der Natur in die Augen. Sie ſahen einen Felſen, welcher dergeſtalt durchbohret war, daß er einen unförmlichen, aber erſtaunlichen Bogen, oder eine große Höhle machte, durch welche man gerade nach der See hinſehen konnte. Die Oefnung war 75 Fuß lang, 27 Fuß breit und 45

Fuß

Fuß hoch. Durch dieselbe konnte man die Bay, nebst den jenseitigen Bergen übersehen, welches einen so prächtigen Anblick gewährte, daß alle Erfindungen der Kunst ihm nicht beykommen würden.

Bey ihrer Zurückkunft begegneten sie einem alten Indianer, der sie eine Zeitlang mit den Kriegsübungen des Landes unterhielt. Seine Waffen bestanden aus einer 10 bis 14 Fuß langen Lanze, und dem Patoo-Patoo. Mit der erstern warf er nach einer in die Erde gesteckten Stange, welche den Feind vorstellte; und nachdem er dieselbe durchbohrt hatte, rannte er mit dem Patoo-Patoo darauf zu, fiel den obern Theil derselben, welche den Kopf vorstellte, wüthend an und versetzte ihm viele Hiebe, deren jeder hinreichend gewesen seyn würde, den Kopf eines Ochsen zu zerspalten. Aus dem letztern Umstande schlossen sie, daß hier zu Lande bey Gefechten kein Pardon gegeben werde.

Tupia hatte unterdeß bey der Wasserstelle einen Besuch von verschiedenen Indianern erhalten, unter denen sich auch ein Priester befand, der sich bald in eine gelehrte Unterredung mit ihm einließ. Sie schienen in ihren Religionsbegriffen sehr gut überein zukommen; (ein Umstand, welcher unter den Gottesgelehrten, diesseits dem Weltmeere sich selten zu ereignen pflegt!) doch war Tupia, dem Ansehen nach der gelehrteste von beyden, weil der andere ihm mit großer Bescheidenheit und Aufmerksamkeit zuhörte. Nachher erkundigte sich Tupia, ob es bey ihnen üblich wäre, Menschen zu essen? welches sie bejaheten, doch mit der Einschränkung, daß sie bloß ihre Feinde äßen, welche in der Schlacht geblieben wären.

Auf

Auf unser Ansuchen, unterhielten uns die Indianer mit ihrem Schlachtgesange, bey welchem sich auch die Weiber hören liessen, indem sie ihre Gesichtszüge auf eine abscheuliche Weise verzerrten, die Augen herumrollten, die Zunge ausstreckten, und zum öftern laute und tiefe Seufzer ausstiessen. Und das alles geschahe tactmäßig.

Den 29sten October giengen wir wieder zu Schiffe, und verliessen diese Bay, welche von den Eingebornen Tolaga genannt wird, um unsern Lauf längst der nördlichen Küste fortzusetzen

Vierzehntes Capitel.

Fahrt von Tolaga nach der Mercurius-Bay. Beschreibung der Heppah's oder befestigten Dörfer der Einwohner; verschiedene Begebenheiten.

Wir machten bald die unangenehme Bemerkung, daß das Gerücht von unserer Ueberlegenheit so wohl, als auch von unserm gütigen Betragen, sich noch nicht so weit unter den Einwohnern verbreitet habe, als wir uns geschmeichelt hatten. Denn schon am folgenden Tage sahen wir uns genöthiget, verschiedene sich zum Angriff anschickende Kähne durch über sie hingerichtete Kanonenschüsse zu erschrecken, um unnützes Blutvergiessen zu vermeiden.

Am andern Tage, als den 1sten November fanden sich verschiedene Kähne bey uns ein, um einen kleinen Handel zu treiben. Anfangs gieng alles ordentlich und friedlich von statten; da sie aber, durch unsere Sorglosigkeit aufgemuntert, sich unnütz

nütz zu machen begonnten: so sahen wir uns genöthiget, ihnen unsere Ueberlegenheit begreiflich zu machen.

In diese traurige Nothwendigkeit wurden wir jetzt alle Tage versetzt. Das Betragen der Indianer, welche uns von Zeit zu Zeit, so oft wir beygelegt hatten, in ihren Kähnen besuchten, blieb sich niemals gleich; wenn sie ankamen, liessen sie sich in eine ruhige Unterredung mit uns ein; aber kaum glaubten sie uns sicher genug gemacht zu haben: so erfolgte ein Angriff, den sie gemeiniglich mit einem Schlachtgesange anzufangen pflegten. Am mehresten befremdete uns das widersprechende Betragen einiger derselben, welche uns am dritten November gegen Abend besuchten. Indem sich diese unserm Schiffe näherten, schoß einer unserer Leute gerade einen Vogel, der auf dem Wasser schwamm. Anstatt durch diesen Anblick, wie wir erwarteten, erschreckt zu werden, hoben sie ruhig den geschossenen Vogel aus dem Wasser auf und banden ihn an eine Angelschnur, welche an dem Hintertheile unsers Schiffes hieng. Zur Belohnung ihrer Zuversicht und dieser Dienstleistung schenkten wir ihnen ein Stück Tuchs. Nichts destoweniger stimmten sie, so bald es finster geworden war, zu unserer größen Befremdung den Kriegsgesang an, und versuchten das am Ankerseile befestigte und über dem Wasser schwimmende Holz, davon zu tragen. Wir schossen einige Musquetenkugeln über ihre Köpfe hin; allein, anstatt sich abschrecken zu lassen, wurden sie dadurch nur noch mehr zum Zorn gereizt. Sie droheten, uns Morgen mit verstärkter Macht anzugreifen, und alles, was auf dem Schiffe wäre,

umzubringen; schickten auch zu gleicher Zeit einen von ihren Kähnen nach einer andern Gegend ab, um Hülfstruppen zu holen, und ruderten alsdann fort. Die Offenherzigkeit, mit welcher sie uns dieses vorher sagten, schien Großmuth und Herzhaftigkeit anzuzeigen: allein die gute Meynung, die sie dadurch uns von ihrer Gemüthsart beygebracht hatten, wurde bald darauf von ihnen selbst wieder zernichtet, indem sie uns zur Nachtzeit, wo sie uns schlafend zu finden glaubten, heimlich zu überfallen suchten. Da sie uns aber, wider ihr Vermuthen, munter fanden, kehrten sie in aller Stille wieder um; kamen einige Zeit nachher zum zweyten Male wieder, und kehrten, da sie sich abermals betrogen fanden, auch zum zweyten Male eben so leise wieder zurück.

Bey Anbruch des Tages sahen wir nicht weniger als zwölf Kähne wider uns anrudern, in denen sich ohngefehr 150 mit Piquen, Lanzen, und Steinen bewaffnete Männer befanden. Tupia erhielt Befehl ihnen Vorstellungen zu thun, und wo möglich, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Während dieser Unterredung schienen sie bald freundschaftlich, bald feindselig gesinnt zu seyn; endlich aber bequemten sie sich, einen Handel mit uns anzufangen; und einige von ihnen verkauften uns ihre Waffen. Anfangs gieng alles ehrlich zu: bald aber weigerte sich einer von ihnen, nachdem er den über sein Gewehr bedungenen Preis erhalten hatte, dasselbe herauf zu reichen; sondern bot es vielmehr von neuem feil; man bezahlte es zum zweyten Male, aber auch zum zweyten Male wurde das Gewehr zurück behalten, und von neuem feil geboten. Da

wir

wir ihm dieses abschlugen und ihn bedroheten, stieß der Betrüger, mit allerhand poßirlichen Zeichen der Verachtung und des Trotzes, seinen Kahn einige Klaftern weit vom Schiffe ab. Da ich mir nun vorgenommen hatte in dieser Bay fünf bis sechs Tage anzuhalten, um den Durchgang des Merkurius zu beobachten: so sahe ich mich, um künftiges Unheil zu vermeiden, schlechterdings genöthiget, diesen Leuten zu zeigen, daß wir uns nicht ungestraft von ihnen mißhandeln liessen. Es wurde daher mit kleinem Schroote auf den Dieb und mit einer Musquetenkugel auf den Boden seines Kahns gefeuert. Hierauf erfolgte weiter nichts, als daß er nunmehr etwas weiter von unserm Schiffe wegruderte; wobey es uns nicht wenig befremdete, zu sehen, daß alle die Uebrigen um ihren verwundeten Landsmann, welcher heftig blutete, sich im geringsten nicht bekümmerten; sondern, als ob nichts vorgefallen wäre, ans Schiff wieder zurückkehrten, um ihren Handel mit der größten Gleichgültigkeit fortzusetzen. Da der Dieb sich mit seiner Beute in Sicherheit gebracht zu haben glaubte, wurde ihm noch eine Musquetenkugel nachgefeuert, welche zum Glück nur seinen Kahn traf; worauf so wohl er, als auch die Uebrigen, in größter Geschwindigkeit die Flucht ergriffen. Zum Beweise unserer Ueberlegenheit, feuerten wir eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin, welches sie auf ihrer Flucht noch eilfertiger machte.

Des Nachmittags legte ich das Schiff näher am Lande vor Anker; und am folgenden Morgen hatte ich das Vergnügen zu sehen, daß das Betragen der uns besuchenden Eingebornen von dem ge-

ſtrigen gar ſehr verſchieden war. Es befand ſich ein Greis unter ihnen, deſſen Klugheit und Ehrlichkeit wir ſchon vorher zu bemerken Gelegenheit gehabt hatten. Er hieß Tojava, und ſchien ein Mann von Wichtigkeit zu ſeyn. Auf kurzes Zureden, ließ er ſichs gefallen, nebſt einem andern, bey uns an Bord zu kommen, allwo ich jeden ein Stück engliſchen Tuchs und einige große Nägel ſchenkte. Sie ſagten uns, daß die Indianer ſich ſehr vor uns fürchteten: wir aber gaben ihnen die ſtärkſten Freundſchaftsbezeugungen, und verſicherten ſie, daß wir nichts weiter von ihnen verlangten, als was ſie etwa zu verkaufen Luſt hätten; und das zu einem ihnen ſelbſt beliebigen Preiſe.

Da wir bald darauf ans Land giengen, beſtrebten ſich die Indianer auf alle mögliche Weiſe, uns Beweiſe ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen zu geben. Einige unſerer Leute, welche bey dem Boote zurückgelaſſen waren, ſahen unterdeß einem Gefechte zu, welches zwiſchen zween der Eingebornen, die in Uneinigkeit gerathen waren, vorfiel. Sie giengen mit Lanzen auf einander los; einige Greiſe aber, welche ſich darzwiſchen legten, nahmen ihnen die Lanzen weg, und lieſſen ſie ihren Zank, nach engliſcher Sitte, mit den Fäuſten ausmachen. Sie bayten ſich eine Zeitlang mit großer Hartnäckigkeit, rückten aber allmälig von der Stelle fort, bis ſie endlich hinter einen kleinen Hügel kamen, ſo daß unſere Leute den Ausgang des Gefechts nicht mit anſehen konnten.

Wir fanden überall große Haufen von Muſchelſchalen, woraus wir ſchloſſen, daß die Eingebornen ſich oftmals in gewiſſen Parteyen, bey dieſer

Bay

Bay einfinden, um Schalenfische zu fangen. Von Ackerbau war keine Spur zu finden; das Land sahe unfruchtbar und öde aus, und nur die Gipfel der Berge waren mit einer großen Art Farrenkrauts bewachsen, dessen Wurzeln die Eingebornen in grosser Menge gesammlet hatten, um sie mit sich fortzunehmen. Man brachte uns verschiedene Körbe voll theils gedörrter, theils frisch zubereiteter Fische zum Verkauf, die ich, um die Leute zu fernerem Verkehre aufzumuntern kaufen ließ, ohngeachtet sie eben nicht von der besten Art waren.

Am 8ten November fanden sich verschiedene Kähne bey unserm Schiffe ein, in deren einen sich auch unser Freund Tojava befand. Mittlerweile sahe man noch zween andere Kähne von der entgegenliegenden Küste der Bay abstossen. Tojava hatte dieselben kaum erblickt, als er mit allen seinen Leuten, wieder nach den Lande zurückeilte, weil er, wie er sagte, sich vor den Leuten, die von dorther her kämen, fürchtete; ein Beweiß, daß die Eingebornen dieses Landes in beständige Feindseligkeiten unter einander verwickelt sind. An diesem Tage verkaufte man uns für einige Stücke Tuchs so viele Makrelenfische, daß unsere ganze Mannschaft genug daran hatte, und sie waren zugleich so wohlschmeckend, als wir je dergleichen gefunden hatten.

Die Herren Banks und Solander waren die mehreste Zeit über am Lande beschäftiget, verschiedene ganz unbekannte Pflanzen einzusammeln; und hatten zugleich Gelegenheit, die Art zu bemerken, wie diese Indianer sich anschicken, die Nacht zuzubringen. Sie hatten kein anderes Ueberdach, als

ein wenig Strauchwerk; die Weiber und Kinder legten sich am weitesten am Meere nieder; die Männer lagerten sich in einen halben Cirkel um sie her, und ihre Gewehre standen nahe bey ihnen an Bäume gelehnt, als wenn sie besorgten, von einem nahen Feinde überfallen zu werden. Man erfuhr auch, daß sie keinen für ihren König, oder für ihr Oberhaupt erkenneten; ein Umstand, worin sie von allen den Uebrigen, die wir bisher gesehen hatten, verschieden waren, und welcher uns auf die Vermuthung brachte, daß sie vielleicht ein Trupp in die Acht erklärter Rebellen seyn möchten, welche daher weder hier, noch sonst wo, gewisse festgesetzte Wohnungen, und gebaute Aecker hätten.

Den 9ten wurden uns so viele Makrelen gebracht, daß das Schiffsvolk nicht nur überflüßig davon zu essen hatte, sondern das jedermann, welcher Salz bekommen konnte, noch überdem für einen ganzen Monat davon für sich einsalzte. Da wir uns am Lande befanden, um den Durchgang des Merkurius zu beobachten, wurden wir gegen Mittag plötzlich durch einen Kanonenschuß vom Schiffe erschreckt. Herr Gore, mein Seconde lieutenant hatte um diese Zeit das Commando am Borde, und der Bericht, den er mir abstattete, war folgender:

Während der Zeit, daß einige kleine Kähne mit dem Schiffsvolke Handlung trieben, kamen zween sehr große Kähne herbey, deren einer 44 bewaffnete Männer an Bord hatte. Sie liessen sich mit denen, die auf den kleinen Kähnen waren, in eine Unterredung ein; und fiengen endlich selbst an etwas zu verhandeln. Sie boten einige ihrer Waf-

fen

fen, und ein viereckigtes Stück Tuch, welches eins ihrer Kleidungsstücke ausmacht und Haahow genannt wird, zum Verkauf an. Herr Gore erhandelte das letztere; und da er den Gegenwerth, ein Stück von englischem Tuche, hinunter gereicht hatte, weigerte sich der Indianer, ihm das seinige dafür einzuhändigen; und da er deswegen bedrohet wurde, fieng er und seine Mitgesellen an, den Schlachtgesang zu singen, und ihre Ruder zu schütteln; wobey sie Herrn Gore aufforderten, sich Genugthuung zu verschaffen. Dieß brachte ihn dermaßen auf, daß er eine Flinte ergriff und den Dieb auf der Stelle todt schoß. Indem der Indianer fiel: entfernten sich alle die übrigen Kähne, und um einen anderweitigen Unheil vorzubeugen, wurden sie durch eine über sie hingefeuerte Kanonenkugel vollends fortgescheucht.

Unter den Indianern am Lande erregte dieser Vorfall eine allgemeine Bestürzung. Nachdem wir sie aber von der Veranlassung dazu umständlich benachrichtiget hatten, gesellten sie sich wieder zu uns, und sagten, daß der Mann, welcher getödtet worden, ein solches Schicksal verdient habe.

An diesem Tage sahen wir eine Frauensperson, welche den Tod eines ihrer Verwandten, nach dasiger Sitte betrauerte. Sie saß unter den andern Indianern auf dem Boden, welche aber, einen einzigen ausgenommen, sich gar nicht um sie zu bekümmern schienen. Die Thränen liefen ihr beständig über die Wangen, und sie wiederholte in einem leisen und traurigen Tone, gewisse Worte, welche Tupia selbst nicht völlig verstand. Am Ende einer jeden Sentenz zerfetzte sie sich die Arme, das Ge-

ſicht, oder die Bruſt mit einer Muſchelſchale, ſo daß ſie am Ende ganz mit Blut bedeckt war, und den bejammernswürdigſten Anblick von der Welt darſtellte.

Am folgenden Tage gieng ich in Geſellſchaft des Herrn Banks und einiger andern Reiſenden in beyden Booten ans Land, um einen großen Fluß zu unterſuchen, welcher ſich in den obern Theil der Bay ergießt. An der Mündung deſſelben fanden wir ein kleines indianiſches Dorf, welches aus kleinen einſtweiligen Schuppen beſtand, und wurden von den Einwohnern deſſelben mit der größten Freundlichkeit und Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Sie bewirtheten uns mit einem Gerichte flacher Schalenfiſche, die etwas ähnliches mit einer Meerſchnecke, und einem überaus guten Geſchmack haben. Nicht weit von dieſem Platze ſieht man eine hohe Landſpitze, oder Halbinſel, die in dem Strom hervorſpringt, und auf welcher die Ueberbleibſel eines Forts, in ihrer Sprache Eppah und Heppah genannt, zu finden waren. Der beſte Ingenieur in Europa hätte keine bequemere Lage wählen können, um eine kleine Anzahl in den Stand zu ſetzen, ſich wider eine große Menge zu vertheidiaen. Auf der Waſſerſeite wird es von den ſteilſten Klippen unzugänglich gemacht: auf der Landſeite aber iſt es mit einem Graben verwahrt, an deſſen innerer Seite noch ein Wall aufgeworfen iſt. Die Tiefe von dem Wall bis unten in den Graben beträgt 22 Fuß, die Tiefe des bloſſen Grabens 14 Fuß; die Breite iſt verhältnißmäßig. Sowohl an dem inwendigen, als auswendigen Rande des Grabens, hatte eine Reihe von Palliſaden geſtanden, welche tief in die

Erde

Erde eingestossen waren, und sich nach dem Graben neigten; allein nur die stärksten Pfosten waren davon übrig geblieben, und auf diesen sahe man augenscheinliche Merkmale des Feuers; welches uns vermuthen ließ, daß diese Festung von irgend einem Feinde eingenommen und zerstört worden sey.

Am 12ten giengen wir an die nördliche Küste der Bay hinüber, um das Land nebst zwey befestigten Dörfern in Augenschein zu nehmen. Wir stiegen bey dem kleinsten derselben ans Land, dessen Lage überaus anmuthig und romantisch war. Es lag auf einem kleinen Felsen, der zur Fluthzeit rings mit Wasser umgeben war. In der Mitte dieses Felsen war ein großes durchgehendes Loch, welches die Figur eines Gewölbes hatte, und der Gipfel des Felsen war rund umher umzäunt. Nur ein einziger schmaler steiler Pfad führte hinauf; auf welchem die Einwohner bey unserer Annäherung herab kamen, und uns einluden, hinaufzukommen. Wir verbaten es aber, weil wir gesonnen waren, ein weit größeres Fort von derselben Gattung; ohngefehr eine englische Meile von da, in Augenschein zu nehmen; und machten den Weibern einige Geschenke. Zu gleicher Zeit sahen wir die Einwohner des größern Forts, nach dem wir hingehen wollten, Männer, Weiber und Kinder, ohngefehr hundert an der Zahl, uns entgegen kommen. Da sie nahe genug gekammen waren, um von uns gehört zu werden, winkten sie mit den Händen und riefen aus Horomai; worauf sie sich zwischen den Gebüschen am Strande niedersetzten, und uns in dieser Stellung erwarteten. Diese Cerimonien sollten, wie

man uns sagte, Zeichen einer freundschaftlichen Gesinnung seyn. Wir giengen also hin an den Ort, wo sie sassen, machten ihnen einige Geschenke, und baten uns die Erlaubniß aus, ihr Heppah zu besuchen. Sie willigten alsobald darein, und giengen voran. Auch dieses kleine Städtchen liegt auf einer hohen Landspitze, welche an zween Seiten von der See umschlossen und dadurch unzugangbar gemacht wird. Die zwo andern Seiten liegen landwärts und sind durch zween Graben, so wie das ganze Fort durch hohe und starke Pallisaden befestiget. Die Tiefe des innern Grabens von unten bis zu der Oberfläche des Walles, beträgt 24 Fuß. Hart an der innern Pallisadenreihe ist ein Gerüst erbauet, welches 20 Fuß hoch, 40 Fuß lang und 6 Fuß breit ist, und zum Standorte für die Vertheidiger der Festung dienet. Von da vertheidigen sie sich wider die Belagerer mit Wurfspiessen und Steinen, dergleichen ganze Haufen daselbst in Bereitschaft lagen. Ein anderes Gerüste ist zur Bedeckung des steilen Zugangs, vom Strande her, erbauet. Auf dieser Seite des Berges sieht man einige kleine Aussenwerke oder vielmehr Hütten, welche zur Wohnung solcher Leute dienen, die aus Mangel an Platz nicht in der Festung selbst wohnen können, sich aber doch unter den Schutz derselben begeben haben. Man schien allhier mit allen Nothwendigkeiten, ausgenommen mit Wasser, in Fall einer Belagerung, hinlänglich versehen zu seyn: es ist indeß zu vermuthen, daß sie ein Mittel wissen, sich auch mit diesem zu versorgen, weil ihnen sonst ihr Vorrath von gedörrten Speisen zu nichts nützen würde. Da wir ein Verlangen bezeigten, die da-

sige

ſige Art des Angriffs und Vertheidigung zu ſehen: ſo ſtieg einer von den jungen Leuten auf das Streitgerüſt und ein anderer in den Graben, und jeder von ihnen ſtimmte ſeinen Kriegsgeſang an; wobey ſie zugleich tanzten und eben ſo fürchterliche Geberden machten, als wir bey ernſthaften Gelegenheiten geſehen hatten. Dieſes thun ſie, um ſich in eine gewiſſe mechaniſche Wuth hineinzuarbeiten, welches bey allen ungeſitteten Völkern, die keiner kaltblütigen überlegten Tapferkeit fähig ſind, eine unentbehrliche Vorbereitung zum Gefechte iſt.

Neben dieſer Feſtung ſahen wir den einzigen angebauten Acker in dieſer ganzen Gegend; nämlich ohngefehr einen halben Morgen Landes, der mit Kürbiſſen und ſüßen Erdtoffeln bepflanzt war. Die beſtändigen Feindſeligkeiten, in welchen dieſe armen Wilden nothwendig leben müſſen, da ſie jedes Dorf zu einer Feſtung gemacht haben, machen es begreiflich, warum ſie ſich nicht auf den Ackerbau legen können. — Als wir das Land ein wenig beſehen und unſere beyden Boote mit Sellery beladen hatten, kehrten wir wieder nach dem Schiffe zurück.

Am 15ten November giengen wir wieder unter Seegel. Beym Abſchiednehmen ſagte uns Tojava, unſer Freund, daß er, ſobald wir fort wären, in ſein Heppah flüchten müßte, weil die Anverwandten des von Herrn Gore getödteten Mannes, ihm ſeine Freundſchaft für uns vorgeworfen und ihm gedrohet hätten, daß ſie den Tod ihres Freundes an ihm rächen wollten. — Ich gab dieſer Bay, woſelbſt wir den Durchgang des Merkurius beobachtet hatten, den Namen der Merkurius-

Bay.

Bay. Sie liegt in der südlichen Breite von 36 Grad 47 Minuten und in der westlichen Länge von 184 Grad 4 Minuten.

Wir fanden an verschiedenen Stellen dieser Bay eine große Menge Eisensandes, welcher von kleinen Bächen aus dem Lande hergeschwemmet wird; ein Beweiß, daß es daselbst Eisenerz geben müsse. Aber weder die Einwohner dieser Gegend, noch eines andern Theils der Küste, wissen Gebrauch davon zu machen: daher denn auch alle die geringste und unnützeste Kleinigkeit nicht nur einen Nagel, sondern auch einem jedem andern eisernen Werkzeuge, vorzogen.

Vor unserer Abreise schnitten wir in einen Baum, welcher dem Wasserplatze an nächsten stand, den Namen des Schiffes und seines Befehlshabers, wie auch das Datum des Jahrs und des Monats unsers dasigen Aufenthalts ein. Auch ließ ich eine englische Flagge wehen, und nahm von diesem Lande im Namen seiner großbritannischen Majestät, König Georg des dritten, förmlichen Besitz.

Funfzehntes Capitel.

Fahrt nach Inseln-Bay (Bay of Islands). Reise die dortige Themse hinauf. Nachricht von den dasigen Einwohnern, und von einem zwischen uns und ihnen vorgefallenen Scharmützel.

Indem wir fortfuhren, die nördliche Küste entlang zu seegeln, sahen wir den 18ten November abermals verschiedene Kähne gegen uns herrudern. Zween derselben, die ohngefehr 60 Mann an Bord hat-

hatten, waren kaum so nahe gekommen, daß sie von uns gehört werden konnten, als sie ihren Kriegsgesang anstimmten. Da sie aber sahen, daß wir uns wenig darum bekümmerten, warfen sie einige Steine nach uns, und ruderten darauf wieder dem Ufer zu. Wir hofften, daß wir nun weiter nichts mit ihnen zu schaffen haben würden: aber sie kamen bald wieder zurück, und schienen mit Ueberzeugung entschlossen zu seyn, uns zu einem Gefecht herauszufordern. Indem sie sich durch ihren Gesang dazu ermunterten, gieng Tupia, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, an das Hintertheil des Schiffs, und fieng an ihnen Gegenvorstellungen zu thun. Er erzählte ihnen, daß wir Waffen hätten, die sie in einem Augenblicke tödten würden; und daß sie durch einen Angriff uns in die Nothwendigkeit setzen würden, Gebrauch davon zu machen. Auf diese Anrede schwenkten sie ihre Waffen und schrien zurück: „kommt ans Land, wir wollen „euch alle tödten“! „Wohl, sagte Tupia, aber warum wollt ihr uns beunruhigen, so lange wir in See sind! Da wir nicht wünschen zu fechten, so werden wir eure Ausforderung, ans Land zu kommen, nicht annehmen; und hier habt ihr keinen Vorwand mit uns zu zanken, weil das Meer euch eben so wenig, als das Schiff gehört.“ Die Beredsamkeit des Tupia, die uns in die größte Verwunderung setzte, weil wir ihm zu den Gründen, die er anwandte, nicht die geringste Anleitung gegeben hatten, machte keinen Eindruck auf unsere Feinde. Sie erneuerten ihre Feindseligkeiten, bis man eine Musquetenkugel durch eines ihrer Fahrzeuge hin schoß, welches ihnen dann ein hinreichender

chender Bewegungsgrund war, von uns abzulassen.

Den 19ten kamen abermals verschiedene Indianer an unser Schiff, welche vorgaben, daß sie den Tojava kennten und unsern Tupia bey Namen nannten. Wir beschenkten sie und sie entliessen uns in Frieden.

Nachdem wir ohngefehr noch fünf Seemeilen weiter gekommen waren, nahm die Tiefe des Wassers sehr ab, daß ich mich genöthiget sahe, das Schiff vor Anker zu legen. Ich machte mir diese Gelegenheit zu nutze, mit den Herren Banks und Solander ans Land zu gehen, um verschiedene Untersuchungen anzustellen. Indem wir in einer daselbst befindlichen Bay ohngefehr 9 englische Meilen in den Booten hinaufgeschiffet waren, fanden wir, daß sich ein Strom in dieselbe ergoß, und beschlossen, denselben eine Strecke hinauf zu fahren. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir ein indianisches Städtchen fanden, welches auf einem kleinen dürren Sandhügel angelegt, und rings umher mit einem tiefen Sumpfe umgeben war. Sobald uns die Einwohner derselben zu Gesicht bekamen, luden sie uns ein ans Land zu kommen. Wir nahmen diese Einladung an, und wurden mit offenen Armen von ihnen empfangen, weil unser guter alter Freund, Tupia, ihnen von uns erzählt hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, fuhren wir fort, den Strom hinan zu rudern, und waren gegen Mittag bereits 14 engliche Meilen weit von seiner Mündung gekommen. Da wir nun fanden, daß das Land weiter hinaufwärts sich immer gleich blieb, und daß auch der Strom

seinen

seinen Lauf nicht verändere: so gaben wir die Hoffnung auf, ihn bis an seine Quelle verfolgen zu können; und landeten an den westlichen Ufer desselben, um die daselbst überall befindlichen ungemein hohen Bäume in Augenschein zu nehmen. Sie waren größten Theils von einer Art, die wir schon in andern Gegenden dieses Landes gesehen hatten. Einer derselben, den wir maßen, hatte 6 Fuß hoch über der Wurzel, 19 Fuß 8 Zoll im Umfange; und durch Hülfe des Quadranten, den ich bey mir hatte, fand ich, daß er von der Wurzel bis zum ersten Aste 89 Fuß habe. Er war dabey so gerade, als ein Pfeil, und nahm in Verhältniß seiner Höhe nur sehr wenig an Dicke ab; ich rechnete daher, daß er, die Aeste ungerechnet, an gutem Bauholze auf 356 Fuß enthalten mochte. Als wir weiter giengen, sahen wir verschiedene andere, welche noch größer waren. Das Holz derselben war schwer und dicht, und würde daher, zwar die besten Planken abgeben, aber nicht zu Masten taugen; es müßte denn seyn, daß man diese Bäume, so wie die Pechfichte, durch Abzapfen leichter machen könnte. Wir fanden allda noch verschiedene andere starke Bäume, die uns aber gänzlich unbekannt waren.

Der Strom ist in dieser Gegend so breit, als die Themse bey Greenwich, und die Meeresfluth eben so stark. Wir nannten ihn daher, dieser und anderer Aehnlichkeiten wegen, die Themse.

Wir kämen noch vor Einbruch der Nacht wieder in den Meerbusen zurück, aber ohngeachtet aus allen Kräften gerudert wurde: so war es uns doch, der eintretenden Fluthzeit und des widrigen Win-

des

des wegen unmöglich, das Schiff zu erreichen und mußten uns daher entschlieſſen, die Nacht am Lande zuzubringen. Mit Anbruch des Tages ruderten wir wieder fort, und erreichten endlich äußerſt abgemattet gegen 7 Uhr das Schiff.

Am andern Tage, da ich mit Herrn Solander an die weſtliche Küſte gegangen war, und Herr Hicks das Commando auf dem Schiffe hatte, fanden ſich viele Kähne um daſſelbe ein, und die darauf befindlichen Indianer lieſſen ſich mit dem Unſrigen in einen ehrlichen Handel ein. Einer von ihnen, ein junger Mann, welcher ſich nebſt andern auf dem Verdecke befand, ließ ſich indeß gelüſten, eine halbe Minutenſanduhr zu entwenden, und wurde darüber ertappt. Herr Hicks ſetzte ſich in den Kopf, ihn nach Matroſenart zu beſtrafen: indem er ihm zwölf Hiebe mit einer neunſtriemigen Peitſche zuerkannte; und dem zufolge ihn an die Schiffsleiter führen ließ, um daſelbſt angebunden zu werden. Da die übrigen Indianer am Bord ihren Cameraden in Verhaft ſahen, ſuchten ſie ihn zu befreyen, und foderten, da ſie Wiederſtand fanden, ihre Waffen, welche ihnen von ihren Landesleuten aus den Kähnen alſobald heraufgereicht wurden. Zu gleicher Zeit bemüheten ſich die Indianer des einen Kahns an der Schiffsſeite herauf zu klettern; und Herr Banks, welcher ſich eben in der Cajütte befand, kam, nach entſtandenen Lerm, mit dem Tupia aufs Verdeck gerannt, um zu ſehen was es gäbe. Die Indianer liefen augenblicklich zu dem Tupia, welcher aber, da er Herrn Hicks unerbittlich fand, ihnen nur die Verſicherung geben konnte, daß ihrem Cameraden das Leben nicht genommen wer-

werden; sondern nur eine seinem Verbrechen angemessene Strafe wiederfahren solle. Mit dieser Erklärung waren sie zufrieden. Die Strafe gieng darauf vor sich; und sobald er wieder los gebunden war, trat ein alter Mann, welcher sein Vater seyn mochte, unter den Zuschauern hervor, gab ihm noch eine derbe Tracht Prügel überdieß, und schickte ihn sodann in seinen Kahn hinab. Alle Kähne fiengen hierauf an, sich zu entfernen, und nur durch vieles Zureden konnten sie bewogen werden, wieder zurück zu kommen. Aber ihre Munterkeit und ihr Zutrauen waren dahin.

Wir fuhren nun wieder ab, und seegelten, wie bisher längst der Küste hin, und hatten auf der einen Seite das Land, auf der andern aber größten Theils Inseln. Unterwegs erhielten wir verschiedene Besuche von Indianern, welche nicht immer auf das friedlichste abliefen.

Unter andern fanden sich am 26sten November ein Paar Kähne bey uns ein; die Leute in denselber kamen zu uns an Bord, und führten sich ruhig und ehrlich auf. Bald darauf kamen von einem entferntern Theile der Küste zween größere und stark bemannte Fahrzeuge her, und riefen die beym Schiffe befindlichen Kähne zu sich. Nach einer kurzen Unterredung kamen sie alle zu uns. Die Fremden schienen Leute von Wichtigkeit zu seyn: denn ihre Kähne waren mit mehrerem Schnitzwerke ausgeziert, und sie führten eine Menge Gewehr, von verschiedenen Arten bey sich. Unter diesen befanden sich auch Wallfischribben, wovon wir bereits vorher einige Nachahmungen von Holz gesehen hatten. Diese Leute waren bräunlicher, als diejenigen,

welche wir weiter südwärts gesehen hatten, auch waren ihre Leiber und Gesichter mit mehreren schwarzen Flecken, die sie Amoco nennen, bezeichnet. An jedem Hinterbacken sahe man eine breite Spirallinie, und die Schenkel einiger von ihnen waren fast ganz schwarz, einige schmale Streifen ausgenommen, die sie darzwischen offen gelassen hatten; so daß es dem ersten Anblick nach schien, als wenn sie gestreifte Beinkleider trügen. In Ansehung des Amoco, schien jeder Stamm einem besondern Gebrauch davon zu machen: denn die Leute aus einem Kahne waren überall damit bedeckt; bey andern war kaum ein einziger von dergleichen schwarzen Flecken zu sehen, ausgenommen auf den Lippen, welche bey ihnen allen durchgängig schwarz waren. Diese Herren, weigerten sich lange irgend eins von ihren Gewehren zu verkaufen; endlich aber zog einer von ihnen ein Stück Talkstein hervor, das in Form einer Axt ausgearbeitet war, und war bereit, es gegen ein Stück Tuch zu vertauschen. Das Tuch wurde also hinunter gereicht, aber Se. Herrlichkeit behielten die Axt und stiessen ihren Kahn ab. Wir wandten hierauf unser gewöhnliches Mittel an, und feuerten eine Musquetenkugel über seinen Kahn hin; worauf er zurück kam; das Tuch wieder abgab, und mit allen übrigen Kähnen nach dem Lande fuhr.

Bald nachher kamen verschiedene andere sehr große und stark bemannte Kähne zu uns; und wir fanden, daß die darauf befindlichen Leute ein besseres Ansehen hatten, als alle, die uns bisher zu Gesichte gekommen waren. Sie waren insgesammt stark, wohlgebildet und von schwarzen Haaren, wel-

welches sie in einem Busche auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden und mit weißen Federn geziert hatten. In jedem dieser Kähne befanden sich ein Paar Oberhäupter, deren Kleider von der besten Art Tuchs verfertiget und mit Hundsfellen besetzt waren, welches ihnen ein gutes Ansehen gab. Die mehresten dieser Leute waren mit dem Amoco bezeichnet, gleich denen, welche wir vorher gesehen hatten; und beym Handel bezeigten sie sich gleichfalls eben so betriegerisch. Ein Unterofficier von den Unsrigen, der sich, gleich andern, von ihnen betrogen sah, ergriff, um sich zu rächen, ein Mittel, welches eben so poßirlich, als hart war. Er holte eine Angelschnur, und warf dieselbe so geschickt in den Kahn desjenigen, der ihn betrogen hatte, daß der Angelhaken, beym Anziehen der Schnur, dem Betrüger in den Hintern fuhr. Er zog darauf die Schnure an; und da der Indianer sich dagegen sträubte: so brach der Angelhaken am Stiele ab, so daß der Bart desselben im Fleische stecken blieb.

Ohngeachtet wir an diesem Tage nicht mehr, als sechs oder sieben Seemeilen zurücklegten, so hatten wir doch theils neben, theils auf dem Schiffe, bis auf 500 von den Einländern: ein hinlänglicher Beweiß, daß dieser Theil des Landes wohl bevölkert seyn müsse.

Am folgenden Tage befanden wir uns zu wiederholten Malen in der unangenehmen Nothwendigkeit, die Indianer unsere Uebermacht empfinden zu lassen. Da wir uns endlich von ihnen losgemacht, und das Schiff einer Untiefe wegen, auf welche wir gestossen waren, vor Anker gelegt hatten, ließ ich die Boote mit bewaffneter Mannschaft

ausrüſten, und ruderte mit den Herren Banks und Solander nach einer nahe gelegenen Inſel ab. Kaum waren wir ans Land getreten, als wir die Indianer in ihren Kähnen herbeyrudern und an verſchiedenen Orten gleichfalls ans Land ſteigen ſahen. In wenigen Minuten waren wir von zwey bis dreyhundert Mann umringet, welche alle bewaffnet waren, aber einzeln und unordentlich herbeyliefen. Wir giengen ihnen entgegen, zogen eine Linie in dem Sande zwiſchen ihnen und uns; und bedeuteten ihnen, daß ſie dieſelben nicht übeeſchreiten ſollten. Anfangs blieben ſie ruhig, ſchienen aber indem ſie ihre Waffen zum Kampfe bereit hielten, mehr unentſchloſſen, als friedfertig zu ſeyn. Da ſie bald darauf ihre Partey durch einen andern Haufen verſtärkt ſahen, wurden ſie kühner, und begonnten, wie gewöhnlich, ſich durch Tanz und Geſang, zum Kampfe vorzubereiten. Hierauf rannte ein Theil ihrer Mannſchaft nach unſern Booten hin, um dieſelben ans Land zu ziehen; und dieß ſchien die Loſung zu ſeyn; denn zu eben der Zeit fiengen die übrigen an auf unſere Linie einzudringen. Unſere Lage war nunmehr zu mißlich geworden, als daß wir länger hätten unthätig bleiben dürfen. Ich ſchoß daher meine Flinte, welche mit kleinen Schroot geladen war, auf einem der vorderſten ab; und Herr Banks nebſt zween andern, ſchoſſen unmittelbar darauf. Dieß brachte ſie mit einiger Verwirrung zum Weichen, aber einer ihrer Oberhäupter brachte ſie plötzlich wieder zuſammen, rannte vor ihnen her, ſchwenkte ſein Patoo-Patoo, und führte ſeine Mitgefährten unter lautem Zurufen von neuem auf. Doctor Solander, der ſeine Flinte noch nicht abgeſchoſ-

geschossen hatte, brennte sie auf diesen Vorfechter ab, der, als er den Schuß fühlte, mit einmal anhielt, und alsdann mit allen übrigen Reisaus nahm. Gleichwohl sammelten sie sich wieder auf einer Anhöhe, und es schien ihnen bloß an einem entschlossenen Anführer zu fehlen, um den Angriff nochmals zu erneuern. Nur zween Indianer wurden in diesem Scharmützel mit Schroot verwundet, aber keiner getödtet; ein Glück welches gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn ich unsere Mannschaft nicht beständig zurückgehalten hätte.

Nach Verlauf einiger Zeit erinnerten wir uns, daß wir einige von den Indianern in eine Felsenhöhle hatte fliehen gesehen; und giengen also nach derselben hin. Ein alter Indianer (ein Anführer, den ich an denselben Morgen ein Stück englischen Tuchs geschenket hatte) kam mit seinem Weibe und mit seinem Bruder aus derselben hervor und begab sich in einer flehenden Stellung unter unsern Schutz. Wir redeten freundlich zu ihnen, und der Alte erzählte uns, daß er noch einen Bruder habe, welcher einer von denen sey, welche verwundet worden wäre; wobey er sich mit vieler Bekümmerniß erkundigte, ob er wohl daran sterben würde? Wir versicherten ihn, daß er nicht sterben würde; zeigten ihn zu gleicher Zeit eine Musquetenkugel, und einige Schrootkörner, und gaben ihm zu verstehen, daß nur diejenigen sterben müßten, welche mit einer von der erstern Art verwundet würden. Wir versicherten ihn zu gleicher Zeit, daß so bald man uns wieder angreifen würde, wir uns gewiß mit Kugeln vertheidigen wollten. Sie hatten nunmehr Muths genug gefaßt, um sich bey uns niederzulas-

sen, und zum Zeichen einer vollkommenen Freundschaft, machten wir ihnen mit einigen Kleinigkeiten, die wir gerade bey uns hatten, ein Geschenk.

Unterdeß hatten einige unserer Leute, welche, wenn es darauf ankam, einen Indianer wegen eines Betrugs zu bestrafen, die unerbittliche Strenge eines Lykurgs anzunehmen pflegten, sichs gefallen lassen, in eins der dasigen angebauten Felder einzubrechen, und Erdtoffeln auszugraben. Für diese Ungerechtigkeit erkannte ich jeden von ihnen zwölf Hiebe zu; zween von ihnen wurden darauf, nach vollendeter Züchtigung losgelassen; den dritten aber, welcher behauptete, daß es kein Verbrechen sey, wenn ein Engländer einen Indianer beraube, ob es gleich für den Indianern ein Verbrechen sey, einen Engländer um einen Nagel zu betrügen, ließ ich wieder in seine Gefangenschaft zurück bringen, um vor seiner Loslassung noch sechs andere Streiche zu erhalten.

Da wir des widrigen Windes wegen einige Tage in dieser Bay verweilen mußten: so wurde unser Umgang mit den Einländern auf das friedlichste und freundschaftlichste fortgesetzt. Bey einem der Besuche, die wir ihnen abstatteten, hatten wir Gelegenheit das Instrument zu sehen, dessen sie sich zur Zeichnung ihrer Leiber bedienen, und fanden, daß es eben dasselbe sey, welches in Otaheite zu diesem Behufe gebraucht wird. Auch sahen wir einige von denen, welche von uns verwundet worden waren, deren Wunden unter der Sorgfalt des besten Wundarztes, der Natur, und bey einer einfachen Kost, in gutem Zustande befunden wurden, und den Verwundeten weder Schmerzen noch Be-

küm-

kümmerniß zu verurſachen ſchienen. In ihren Baumpflegen fanden wir den Morus papyrifera, aus welchem man hier, ſo wie zu Otaheite, Tuch verfertiget. Indeß ſcheint dieſer Baum hier ſeltener zu ſeyn, weil wir von dergleichen Tuche nur ſo kleine Stücke ſahen, daß ſie zu nichts, als zur Zierde ihrer Ohren gebraucht werden konnten.

Eines Tages, da wir in einer entferntern Gegend der Bay ans Land gegangen waren, ergriffen die Eingebornen augenblicklich die Flucht; einen einzigen alten Mann ausgenommen, welcher uns überall begleitete, und über die kleinen Geſchenke, welche wir ihm machten, ungemein vergnügt zu ſeyn ſchien. Wir kamen endlich zu einem kleinen Fort, welches auf einer felſichten Anhöhe lag, und zu welchem man nicht anders als vermittelſt einer Leiter hinaufſteigen konnte. Indem wir uns demſelben näherten, merkten wir, daß unſer Begleiter uns mit einer Art von Verlegenheit und Beſorgniß anſah, und da wir ihm zu erkennen gaben, daß wir hinaufſteigen möchten: meldete er uns, daß ſeine Frau ſich allda befände. Nachdem er aber eine Zeitlang bey ſich ſelbſt angeſtanden hatte, ſagte er endlich, daß er uns hinaufführen wollte, wenn wir ihm verſprächen, nichts Unanſtändiges vorzunehmen. Sobald wir ihm dieſes angelobet hatten, gieng er voran. Die Leiter beſtand aus einer bloſſen Stange, in welcher Sproſſen befeſtiget waren, und das Aufſteigen war daher eben ſo ſchwer, als gefährlich. Bey unſerm Eintritt fanden wir drey Frauensperſonen, welche bey unſerer Erſcheinung vor Beſtürzung und Schrecken in Thränen ausbrachen. Doch gelang es uns bald,

durch kleine Geschenke und freundliches Zureden ihre Furcht zu verbannen, und ihnen frohen Muth zu machen. Wir besahen darauf die kleine Festung, auf welcher überhaupt nur drey Wohnungen waren, und schieden mit gegenseitigen Vergnügen aus einander.

Wir nannten diese Bay, wegen der großen Menge Inseln, welche an ihren Küsten überall umherliegen, die Inseln-Bay (Bay of Islands) und giengen den 5ten December wieder unter Seegel. Beym Auslaufen geriethen wir in eine augenscheinliche Gefahr, weil das Schiff, ehe wir es uns versahen, plötzlich gegen den Grund stieß, und uns allen dadurch einen gewaltigen Schreck einjagte. Zum Glück lag der Fels, auf welchen wir gerannt waren, gegen den Wind hin; folglich lief unser Schiff, ohne beschädiget worden zu seyn, sogleich wieder hinunter, und wir fanden bald darauf wieder bis auf 20 Klaftern Tiefe.

Sechzehntes Capitel.

Fahrt von der Inseln-Bay ringst um das nordliche Vorgebirge nach Königinn Charlottens-Sund; und von da durch die Straße, welche Neu-Seeland in zwo Inseln theilet, und zurück nach Turnajaim. Abscheulicher Gebrauch der Einwohner; merkwürdige Melodie der Vögel, nebst einer Nachricht von verschiedenen Vorfällen.

Wir setzten unsern Lauf nach Westnordwesten fort, und fuhren, sonder merkwürdige Vorfälle zu haben, bis zum 9ten December, da wir einer eingefal-

gefallenen Windstille wegen vor Anker gehen mußten. Hier erhielten wir wieder Besuche von den Eingebornen, von denen wir unter andern erfuhren, daß, laut einer von ihren Voreltern fortgepflanzten Nachricht, nordwest gen nordwärts, oder nordnordwestwärts, ein weitläuftiges Land, Ulimaroa genannt, liegen solle. Nach diesem Lande, fügten sie hinzu, wären einstmals einige Leute in einem sehr großen Kahne gesegelt, aber es wäre nur ein Theil derselben wieder zurückgekommen. Diese hätten berichtet, daß sie nach einer Reise von einem Monate ein Land erreichet hätten, dessen Bewohner Schweine äßen. Tupia erkundigte sich darauf, ob diese Abendtheurer, bey ihrer Zurückkunft, auch Schweine mitgebracht hätten? Sie antworteten: nein! „Dann, versetzte Tupia, muß eure Erzählung falsch seyn: denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Leute, welche von einer solchen Reise ohne Schweine zurückkommen, jemals ein Land besuchet haben sollten, in welchen man Schweine bekommen konnte.“ So schlau auch dieser Einwurf des Tupia war: so ist es doch merkwürdig, daß diese Leute einen eigenthümlichen Namen für das Schwein hatten, und zwar gerade eben denselben, welcher auf den Südseeinseln üblich ist, nämlich Booah.

Bey dem ganzen folgenden Theile unserer Reise bis zu dem nördlichen Vorgebirge, fiel weiter nichts vor, welches des Bemerkens würdig wäre, als daß wir in der Süderbreite von 35 Graden, und zwar in der Mitte des Sommers, einen Sturmwind hatten, der sowohl seiner Stärke, als auch seiner Dauer nach, beynahe alle übertraf, die wir jemals erfahren hatten. Wir mußten daher

drey ganzer Wochen laviren, um zehn Seemeilen weit westwärts zu kommen, um über einer Fahrt von 50 Seemeilen weit brachten wir fünf Wochen zu. Während diesem Sturme befanden wir uns glücklicher Weise ziemlich weit vom Lande; sonst würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wieder zurückgekommen seyn, um unser Abendtheuer zu erzählen.

Nachdem wir nunmehro die äußerste Spitze der nördlichen Küste umschiffet hatten: so richteten wir unsern Lauf nach Süden, die westliche Küste entlang. Da aber unser Schiff einige kleine Ausbesserungen bedurfte: so gieng ich bald darauf in einem der dortigen Meerbusen den 15ten Januar vor Anker. Hier sahen wir einen Seelöwen nahe an der Küste, zwey Mal über die Oberfläche des Wassers hervorkommen, dessen Kopf vollkommen so gestaltet war, als Lord Anson ihn bey einem dergleichen Thiere männlichen Geschlechts, in seiner Reise beschrieben hat.

Ohngefehr vier gute Kanonenschüsse weit von der Stelle, wo wir uns vor Anker gelegt hatten, sahe man ein indianisches Dorf, oder Heppah, von wannen, gleich nach unserer Ankunft, vier Kähne abgefertiget wurden, vermuthlich uns zu recognosciren, und wo möglich, aufzuheben. Die Mannschaft auf denselben war wohl bewaffnet, und ohngefehr so gekleidet, wie Tasman in seiner Reisebeschreibung sie auf einem Kupferstiche vorgestellt hat.

Unter den gewöhnlichen Drohungen und Herausforderungen ruderten sie einige Male um das Schiff, und fiengen endlich den Angriff mit Steinwerfen

werfen an. Tupia that ihnen zwar Gegenvorstellungen, aber es schien, als wenn sie wenig Eindruck machten, und wir befürchteten schon in die Nothwendigkeit zu gerathen, Feuer auf sie geben zu müssen, als ein sehr betagter Mann auf einem der Fahrzeuge ein Verlangen bezeigte, bey uns an Bord zu kommen. Mit Vergnügen munterten wir ihn auf, diesen Vorsatz auszuführen. Sobald er aber an die Schiffsleiter gekommen war, um hinaufzusteigen, machten seine Landesleute ihn anfangs Vorstellungen dagegen, und da diese nichts bey ihm fruchten wollten, ergriffen sie ihn, um ihn mit Gewalt zurückzuhalten. Allein mit ruhiger und standhafter Entschlossenheit blieb er bey seinem Vorsatze; machte sich von ihnen los und kam herauf. Wir empfiengen ihn mit allen möglichen Merkmalen der Freundschaft und Güte, und liessen ihn nach einiger Frist, mit Geschenken überhäuft, wieder zu seinen Gefährten hinabgehen. Sobald er wieder in seinem Kahne angekommen war, fiengen die übrigen alle an zu tanzen; wir konnten aber nicht bestimmen, ob diese Cerimonie ein Zeichen der Freundschaft oder der Feindschaft seyn sollte: weil wir schon mehrmals die Indianer, sowohl bey friedlichen, als feindseligen Gesinnungen, hatten tanzen sehen. Bald darauf kehrten sie nach ihrer Festung zurück, und die Herren Reisenden giengen mit mir, dem Schiffe gegen über, gleichfalls ans Land.

Die ganze Gegend war mit Waldung bedeckt. Das Wasser aber war so fischreich, daß wir in einem oder zween Zügen mit dem langen Netze auf drey Centner Fische von verschiedenen Arten fiengen,

gen, welche unter das Schiffsvolk ausgetheilt wurden.

Da es nach einigen verdrießlichen Zwistigkeiten endlich zu ruhigen Unterredungen zwischen uns und den Einwohnern gekommen war: so liessen wir sie durch den Tupia fragen, ob ihnen jemals ein solches Schiff, als das unsrige, zu Gesicht gekommen wäre, oder ob sie jemals gehört hätten, daß ein solches an ihrer Küste sich hätte sehen lassen? Da sie nun diese Fragen mit nein! beantworteten: so ist es wahrscheinlich, daß von Tasmanns ehemaliger Anwesenheit allhier, sich vermittelst der Tradition keine Nachricht unter ihnen fortgepflanzet habe. Denn wir waren jetzt nicht weit von demjenigen Theile der Küste entfernt, welchen dieser Seefahrer gleichfalls besucht hat.

Die Weiber allhier, wie auch einige von den Männern, trugen einen Kopfputz, dergleichen wir bisher noch nicht gesehen hatten. Er bestand aus einem Busch schwarzer Federn, in runder Form zusammengebunden, und auf den Wirbel des Haupts gesteckt, so daß er den ganzen Kopfe bedeckte, und ihn, dem Ansehen nach, zwey Mal höher machte, als er wirklich war.

Da ich am folgenden Tage, in Gesellschaft einiger von den Herren Reisenden, wieder ans Land fuhr, sahen wir etwas auf dem Wasser schwimmen, welches bey näherer Untersuchung für den Leichnam einer Frauensperson erkannt wurde. Wir erkundigten uns nachher bey den Eingebornen am Lande, was es für eine Bewandniß damit habe; und erfuhren, daß es eine Verwandtinn von ihnen sey, die eines natürlichen Todes gestorben; daß man, nach

dasiger

daſiger Gewohnheit an den Leichnam einen Stein gebunden, und ihn darauf ins Meer geworfen habe; da wir denſelben aber ſchwimmend gefunden hätten, ſo müſſe der Stein durch einen Zufall davon getrennet worden ſeyn.

Die Familie, bey der wir dieſe Nachricht einzogen, war dazumal gerade mit der Zubereitung ihrer Speiſen beſchäftiget. Ein geſchlachteter Hund wurde eben in ihrem Ofen gebraten, und verſchiedene Speiſekörbe ſtunden umher. Von ohngefehr ſahen wir in einem derſelben zween ganz rein abgenagte Knochen, welche keinesweges das Anſehen hatten, von Hunden zu ſeyn, und von welchen es ſich bey näherer Unterſuchung fand, daß es Menſchengebeine wären. Bey dieſem Anblick überfiel uns ein Schauder, ob er gleich nur eine Beſtätigung deſſen war, was wir ſeit unſerer Ankunft bey dieſer Küſte ſchon oft gehört hatten. Ohngeachtet nun dieſen Knochen deutlich genug anzuſehen war: daß man ſie abgenagt hatte: ſo wollten wir doch in dieſer Sache zu einer Gewißheit kommen, welche nicht den geringſten Zweifel übrig lieſſe, und lieſſen daher durch den Tupia fragen: was dieſes für Knochen wären? Die Indianer erwiederten ohne die mindeſte Bedenklichkeit: Menſchenknochen. Man fragte ſie darauf: wo denn das Fleiſch davon geblieben ſey? und ſie gaben zur Antwort, daß ſie ſolches gegeſſen hätten. „Aber, fuhr Tupia fort, warum habt ihr nicht auch das Fleiſch von der Frau gegeſſen, welche wir auf dem Waſſer ſchwimmen ſahen?“ Dieſe Frau, gaben ſie zur Antwort, war an einer Krankheit geſtorben; ſie war überdem unſere Anverwandtinn, und wir eſſen bloß die Leiber

unſerer

unserer Feinde, die im Gefechte umgekommen sind. Auf diese Frage: wer der Mann gewesen sey, dessen Gebeine wir hier gefunden hatten? erzählten sie, daß ohngefehr fünf Tage vor unserer Ankunft, ein ihren Feinden zugehöriges wohlbemanntes Boot in die Bay eingelaufen wäre, und daß gedachter Mann einer von siebenen sey, welche sie bey dieser Gelegenheit erschlagen hätten.

Ohngeachtet man nun wohl schwerlich noch einen stärkern Beweiß von der unter diesen Leuten eingerissenen abscheulichen Gewohnheit, Menschen zu essen, fordern wird: so können wir gleichwohl noch stärkere davon anführen. Wir stellten uns nämlich, als wenn es uns nicht glaublich vorkäme, daß dieses Menschengebeine wären: worauf einer von den Indianern mit Unwillen seinen eigenen Vorderarm ergriff, ihn gegen uns herstreckte, und dabey sagte, daß der Knochen, den Herr Banks in der Hand hielt, zu diesem Theile eines menschlichen Körpers gehört habe; und um uns zu überzeugen, daß das Fleisch davon in der That gegessen sey, faßte er seinen eigenen Arm mit den Zähnen, und stellte sich, als ob er davon äße. Er biß und nagte auch an den Knochen, den Herr Banks genommen hatte, zog ihn durch den Mund, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß es ein herrliches Mahl gewesen sey. Hierauf gab er Herrn Banks den Knochen zurück, welcher ihn mit sich fortnahm. — Unter denen zu dieser Familie gehörigen Personen befand sich auch eine Frau, die ihre Arme, Beine, und Schenkel entsetzlich zerschnitten hatte, und man sagte uns, daß sie diese Wunden sich deswegen beygebracht habe, um ihren Schmerz über den Verlust

luſt ihres Mannes an den Tag zu legen, der neulich getödtet und von den Feinden gegeſſen worden ſey.

Da das Schiff ſehr nahe an der Küſte vor Anker lag, ſo wurden wir des Morgens gemeiniglich durch den Geſang der Vögel geweckt, deren es hier eine unglaubliche Menge gab, und welche ihre Kehlen wetteifernd anzuſtrengen ſchienen. Ihre wilde Melodie übertraf an Annehmlichkeit alles, was wir von der Art je gehöret hatten. Man glaubte kleine, wohlgeſtimmte Glöckchen zu hören. Wir erfuhren, daß ſie alle Mal zwo Stunden nach Mitternacht ihre Lieder anſtimmten, und bis zu Sonnenaufgang fortſetzten; alsdann aber, gleich unſern Nachtigallen, den ganzen Tag über ſchwiegen.

Am folgenden Tage, da mir einen Beſuch von einigen Indianern am Schiffe hatten, unter welchen ſich auch der alte Mann befand, der bey unſerer Ankunft ſich zuerſt bey uns an Bord gewaget hatte; lenkte Tupia gleich wieder das Geſpräch auf den geſtrigen Gegenſtand unſerer Nachforſchungen; und man beſtätigte heute alles, was wir geſtern ſchon gehört hatten. „Aber, ſagte Tupia, wo bleiben denn die Köpfe? Eßt ihr dieſe auch?“ Von den Köpfen, ſagte der alte Mann, eſſen wir bloß das Gehirn, und das nächſte Mal, wenn ich wiederkomme, will ich einige derſelben mitbringen, um euch zu überzeugen, daß ich die Wahrheit rede.

Da wir nach dem Frühſtück wieder ans Land gegangen waren, fanden einige unſerer Leute, neben einem Ofen, oder Loche in der Erde, drey menſchliche Hüftbeine, welche uns zum ferneren Beweiſe dienten, daß dieſe Leute Menſchenfleiſch eſſen. Herr

Monk-

Monkhouse, unser Schiffsarzt, brachte gleichfalls das Haar von einem Mannskopfe mit sich, welches er an einem Orte, wo verschiedene unbewohnte Häuser standen, an den Aesten eines Baumes aufgehangen gefunden hatte.

Einige Tage darauf hielt unser Alter sein Wort, und brachte viere von den Köpfen der sieben Erschlagenen an Bord. Das Haar, wie auch das Fleisch, waren noch unversehrt, das Gehirn aber war herausgenommen. Das Fleisch war weich, aber auf irgend eine Weise vor der Fäulniß verwahrt; denn es stank nicht. Herr Banks kaufte einen derselben: sie verkauften ihn aber sehr ungern, und waren durch nichts zu bewegen, uns noch einen abzulassen. Wahrscheinlicher Weise hebt man sie hier, so wie in Amerika die Hirnschale und auf den Inseln der Südsee die Kinnbacken, als Siegeszeichen auf. Bey genauer Besichtigung des von Herrn Banks gekauften Kopfes, bemerkten wir, daß er einen Schlag auf die Schläfe bekommen hatte, wodurch die Hirnschale war zerbrochen worden.

Am 22sten erstieg ich den Gipfel eines Berges, und wurde für die darauf gewandte Bemühung, reichlich belohnt: denn ich erblickte von hieraus die See auf der östlichen Seite des Landes und bemerkte, daß aus derselben ein Kanal in das Meer auf der westlichen Seite führte. Nach dieser Entdeckung stieg ich vergnügt den Berg wieder hinab, und trat, nach eingenommenen Erfrischungen, den Rückweg nach dem Schiffe an.

Am 28sten legten wir bey unsern Freunden, welche bey unserer Ankunft in dieser Bay am ersten zu uns gekommen waren, in ihrem Heppah, oder Dorfe,

Dorfe, einen Besuch ab. Sie empfiengen uns mit dem vollkommensten Vertrauen, und mit der größten Höflichkeit, indem sie uns überall in ihren Wohnungen herumführten, die wir so wohl bequem, als auch reinlich fanden. Dieses Städtchen liegt gleichfalls auf einem Felsen, dessen Wände so steil sind, daß sie eine künstliche Befestigung durchaus überflüßig machen. Demohngeachtet hatte man leichte Pallisaden umher gepflanzt, und an demjenigen Theile des Felsens, wo der Aufgang noch am wenigsten beschwerlich war, ein Streitgerüste angebracht.

Die Einwohner dieses Orts brachten uns gleichfalls Menschengebeine, wovon sie das Fleisch abgegessen hatten, und boten sie feil: denn unsere Neugierde hatte einen ordentlichen Handlungsartikel daraus gemacht. In einer Gegend dieses Dorfs, sahen wir, nicht ohne Verwunderung, ein Kreuz, welches einen Crucifix vollkommen gleich sahe. Es war mit Federn geziert; und auf unsere Frage, zu welchem Zweck es errichtet worden sey, erhielten wir zur Antwort: es sey das Denkmal eines verstorbenen Mannes. Da wir uns aber weiter erkundigten, was man mit dem Leibe des Mannes, zu dessen Andenken dieses Kreuz errichtet worden, angefangen habe; wollten sie uns keine Antwort darauf geben.

Während unserer Unterredung mit diesen Leuten hatten wir bemerkt, daß sie beständig von Feuergewehren, und Todtschiessen redeten; welches uns ungemein befremdete, weil wir nicht errathen konnten, was ihnen etwa Gelegenheit dazu gegeben haben möchte. Das Räthsel lösete sich endlich auf.

Wir erfuhren, daß einer unserer Officiere, unter dem Vorwande aufs Fischen auszugehen, bis an dieß Fort gerudert war, und auf einige gegen ihn herankommende Kähne, aus ungegründeter Furcht angegriffen zu werden, Feuer gegeben hatte. Die Indianer waren darauf mit der größten Bestürzung entflohen, weil sie vermuthlich mit den freundschaftlichsten Gesinnungen gekommen waren, und daher gar keinen Grund gehabt hatten, eine solche Begegnung von Leuten zu erwarten, welche bisher so leutselig und freundschaftlich mit ihnen umgangen waren.

Am 26sten erstieg ich abermals den Gipfel eines Berges, um die neulich entdeckte Straße, welche aus dem östlichen ins westliche Meer führt, noch einmal zu übersehen. Da wir eine Menge von Steinen daselbst liegen sahen: so errichteten wir eine Pyramide davon, und legten eine bleyerne Kugel, Schrootkörner, Glaskorallen und andere Dinge, welche wir eben bey uns hatten, dahinein, um jeden Europäer, der etwa hierher kommen, und diesen Haufen niederreissen möchte, dadurch zu überzeugen, daß andere Europäer schon vor ihm hier gewesen wären. Nachdem dieses Geschäfte geendiget war, besuchten wir ein anderweitiges indianisches Städtchen, welches gleich dem vorigen, auf einer kleinen Insel oder Felsen angelegt war, und einen so gefährlichen Zugang hatte, daß wir, um unserer Neubegierde zu befriedigen, Gefahr liefen, die Hälse zu brechen. Auch hier empfieng man uns mit offenen Armen, führte uns überall herum, und zeigte uns alles, was daselbst enthalten war. Dieses Städtchen bestand gleichfalls aus 80 bis 100

Häu-

Häuſern, und wir ſahen nur ein Streitgerüſte daſelbſt. Wir ſchenkten den Einwohnern einige Nägel, etwas Band und Papier, welches wir eben bey uns hatten, welches ihnen ſo viel Vergnügen machte, daß ſie beym Abſchiednehmen unſer Boot aus Erkenntlichkeit mit gedörrten Fiſchen anfüllten, wovon ſie anſehnliche Vorräthe geſammlet hatten.

Am 30ſten ſchickte ich früh Morgens ein Boot nach einer von den benachbarten Inſeln ab, um Sellery zu holen. Indeſſen daß man mit der Einſammlung deſſelben beſchäftiget war, landeten ohngefehr zwanzig von den Eingebornen, Männer, Weiber und Kinder, neben einigen unbewohnten Hütten. Fünf oder ſechs Weibsperſonen ſetzten ſich alſobald auf die Erde nieder, und fiengen an ſich die Beine, Arme und Geſichter mit Muſcheln, und mit ſcharfen Stücken von Talkſtein oder Jaspis, abſcheulich zu zerfetzen. Unſere Leute erfuhren, daß ihre Männer neulich von den Feinden wären erſchlagen worden; und ſahen mit Verwunderung, daß während dieſer entſetzlichen Cerimonie, die Männer nicht den geringſten Antheil daran nahmen, ſondern ohne darauf zu achten, mit der Ausbeſſerung der Hütten beſchäfftiget waren.

Der Schiffszimmermann hatte indeſſen zween Pfoſten zurechte gehauen, welche ich, als Denkmäler unſers Hierſeyns zurücklaſſen wollte. Ich ließ den Namen des Schiffs, nebſt dem Jahr und dem Monate unſers Aufenthals allhier darein hauen, und richtete den einen derſelben bey der Waſſerſtelle, den andern auf dem nächſten Lande auf, worauf ich die Unionsflagge von denſelben wehen ließ. Auf

der jetzt erwähnten Insel traf ich unsern alten Mann nebst verschiedenen andern Indianern an, denen ich durch den Tupia sagen ließ, daß wir gekommen wären, ein Denkmal auf der Insel zu errichten, um jedem andern Schiffe, welches etwa hierher kommen sollte, ein Zeichen zu geben, daß wir schon vor ihm da gewesen wären; und hierein willigten sie nicht nur, sondern versprachen auch, daß sie es niemals niederreissen wollten. Ich beschenkte darauf jeden von ihnen; und besonders gab ich dem alten Mann ein drey Pencestück vom Jahr 1736, nebst einigen großen Nägeln, auf welche das königliche Zeichen des breiten Pfeils aufgedrückt war; weil ich glaubte, daß diese Dinge sich wahrscheinlicher Weise am längsten unter ihnen erhalten würden. Nachdem die Unionsflagge aufgesteckt war, beehrte ich diese Oeffnung mit dem Namen Königin Charlottens Sund, und nahm von diesem und dem benachbarten Lande, im Namen und zum Nutzen Sr. Majestät König Georg des Dritten, förmlichen Besitz. Wir tranken darauf eine Flasche Wein auf Ihrer Majestät der Königin Gesundheit und schenkten die leere Flasche dem alten Manne, der sich gewaltig darüber ergötzte.

Da ich nun entschlossen war, so bald als möglich wieder unter Seegel zu gehen, um den von den Bergen bemerkten Kanal aufzusuchen; so gieng ich den 3ten Februar nach dem Hippah auf der östlichen Seite des Sundes, und kaufte einen beträchtlichen Vorrath durchgeschnittener und halb gedörrter Fische ein, um ihn, als Seeproviant, mit zu nehmen. Beym Abschiednehmen schienen einige der Indianer über unsere bevorstehende Abreise betrübt, andere

andere hingegen vergnügt zu seyn. Es waren so gar einige unter ihnen, welche darüber, daß man mir die Fische verkaufte, durch deutliche Zeichen ihr Mißfallen zu erkennen gaben. Am Abend ließ ich alles unser Zubehör vom Lande aufs Schiff bringen, in der Absicht, den folgenden Morgen unter Seegel zu gehen, welches jedoch der Wind nicht zulassen wollte.

Unsere Abreise erfolgte also erst den Tag darauf, nämlich den 5ten Februar. Da unser alter Mann sich noch bey uns an Bord befand, um Abschied zu nehmen, machte ich abermals einen Versuch, um zu erfahren, ob denn gar kein Andenken von Tasmanns Hierseyn unter den Eingebornen übrig geblieben sey, und ließ ihn daher durch den Tupia befragen: ob er jemals gehöret habe, daß ein solches Schiff, als das Unsrige, dieses Land vor uns besucht habe? Er antwortete: nein! fügte aber hinzu, seine Vorfahren hätten ihm erzählt, daß einstmals ein kleines Schiff von einem entfernten Lande, Namens Ulimaroa, mit vier Mann an Bord allhier angekommen wäre; daß man aber diese Fremdlinge insgesammt getödtet habe. Von Ulimaria hatten wir schon vorher bey der Inseln-Bay gehört; auch Tupia hatte zuweilen davon gesprochen, aber er hatte nur einige confuse Begriffe von diesem Lande, die er durch Hörensagen bekommen hatte, so daß wir aus beyder Berichten keinen zuverläßigen Schluß ziehen konnten.

Da, nach einer kurzen Reise, das Schiff wieder vor Anker gelegt werden mußte: so giengen die Herren Banks und Solander wieder ans Land, um wo möglich, noch eine kleine Nachlese für die Na-

turgeschichte zu halten; und stießen bey dieser Gelegenheit auf die liebenswürdigste indianische Familie, welche sie je gesehen hatten. Die Hauptpersonen bey derselben waren eine Wittwe und ein Knabe von etwa zehn Jahren; die erstere betrauerte ihren Mann, dem Landesgebrauche nach, unter Vergiessung manches Blutstropfens: und das Kind war durch den Tod seines Vaters, Herr von dem Lande geworden, wo wir unser Holz gefället hatten. Beyde saßen auf Matten, und der übrige Theil der Familie, an der Zahl ohngefehr 17, männlichen und weiblichen Geschlechts, saß rings um sie herum. Ein Haus oder eine Beschützung vor der Witterung schienen sie gar nicht zu haben, weil sie vermuthlich durch Gewohnheit abgehärtet, die Strenge derselben ertragen konnten. Ihr ganzes Betragen war leutselig, verbindlich und zutraulich. Sie schenkten jedem von denen, welche sie besuchten, einen Fisch und einen Feuerbrand, um ihn zuzubereiten, und baten inständigst, daß sie bis Morgen bey ihnen bleiben möchten; man würde auch mit Vergnügen darein gewilliget haben, wenn das Schiff nicht seegelfertig gestanden hätte.

Wir schifften nunmehr auf die Straße los; hätten aber beynahe, noch ehe wir dieselbe erreichten, das Unglück gehabt, unser Schiff an einem Felsen scheitern zu sehen. Wir waren schon bis auf ein Ankertaulänge nach demselben hingetrieben: als der Anker, den wir hatten fallen lassen, noch zu unserm großen Glücke Grund faßte und das Schiff anhielt. Dieß würde uns indeß noch nicht ganz haben retten können, wenn nicht die Ebbe, welche süd-gen ostwärts lief, durch das Anprellen

an

an die felsigte Insel eine andere Richtung, nämlich nach Südosten, bekommen hätte, und wenn nicht endlich ein leichter Nordwestwind uns zu Hülfe gekommen wäre.

Durch die Straße selbst wurden wir durch Wind und Ebbe sehr schnell fortgetrieben. Das Land auf der nördlichen Seite derselben wird von den Eingebornen Faheinomauwe genannt. Da wir an das äußerste südliche Ende desselben gekommen waren, welches ich meinem würdigen Freunde, dem Capitain Palliser zu Ehren, den Namen Cap Palliser gab, äußerten einige von den Officieren die Meynung, daß Fahienomauwe vielleicht keine Insel sey, weil von der Gegend zwischen dem Vorgebirge Kehrum (Turnagain) und dem Cap Palliser, sich das Land wohl gegen Südosten hinabziehen könne. Um sie von dem Gegentheil auf einige Weise zu überzeugen, welche in einer so wichtigen Sache auch nicht den mindesten Zweifel übrig ließ: steuerte ich so lange nach Nordosten fort, bis wir das Vorgebirge Kehrum, in einer Entfernung von ohngefehr 7 Seemeilen, bey heiterm Wetter, liegen sahen. Hierauf berief ich die Officiers aufs Verdeck, und fragte sie, ob sie nunmehro überzeugt wären, daß Fahienomauwe wirklich eine Insel sey? Sie antworteten so gleich: Ja; und da nun jeder Zweifel völlig gehoben war, so richteten wir unsern Lauf wieder gen Osten hin.

Siebenzehntes Capitel.

Fahrt von dem Vorgebirge Kehrum südwärts die östliche Küste von Poenammoo entlang, um das äusserste südliche Vorgebirge, und zurück bis an den westlichen Eingang der Cooksstraße, wodurch dieses ganze Land gänzlich umschiffet worden. Abreise von Neu-Seeland, nebst verschiedenen Vorfällen.

Der südliche Theil von Neu-Seeland, dessen östliche Küste wir jetzt südwestwärts entlang fuhren, und welcher von dem nördlichen durch die Cooksstraße abgesondert wird, hat in der Landessprache den Namen Poenammoo. Die ersten Einländer, welche wir auf dieser Fahrt zu Gesichte bekamen, blieben in einiger Entfernung von dem Schiffe mit ihren Kähnen halten, drückten ein leeres Erstaunen aus, und konnten, der beredten Einladungen unsers Tupia ungeachtet, durch nichts bewogen werden, näher zu kommen. Die Verschiedenheit des Betragens der Einwohner dieses Landes bey unserer jedesmaligen Ankunft in einer Gegend ist ungemein merkwürdig. Bald sahen wir uns, wie dießmal, mit stummen Ausdrücken des Erstaunens und der Furchtsamkeit angegafft, bald wurden wir, ohne die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben, als erklärte Feinde behandelt; bald sahen wir uns nicht der geringsten Aufmerksamkeit werth geachtet, und wiederum bey andern Gelegenheiten kamen die Indianer, ohne unsere Einladung zu erwarten, mit der größten Vertraulichkeit und Zuversicht bey uns an Bord.

Am

Am 17ten Februar befanden wir uns bey einer Inſel, welche ungefehr 5 Seemeilen weit von der Küſte entfernt lag, welche ich nach Herrn Banks Namen benannte. Sie iſt cirkelrund und hat ohngefehr 24 Seemeilen im Umkreiſe. Den 9ten März, da wir uns in der ſüdlichen Breite von 47 Grad 19 Minuten und in der weſtlichen Länge von 192 Grad 12 Minuten befanden, hatten wir das äuſſerſte ſüdliche Ende dieſes Landes erreicht, welches wir das ſüdliche Vorgebirge (South-Cape) nannten; und nunmehr anfiengen die weſtliche Küſte hinauf zu ſeegeln. Einer Inſel, welche uns bald darauf zu Geſichte kam, gab ich dem Herrn Doctor Solander zu Ehren, den Namen Solanders-Inſel. Das feſte Land in dieſer Gegend beſteht aus erſtaunlich hohen und felſigten Kettengebirgen, welche überall nackt ſind, nur diejenigen Stellen ausgenommen, wo der Schnee ſie bedeckt; welcher vielleicht von der Schöpfung her allda mag gelegen haben. Man kann ohnmöglich eine rauhere, unholdere und ödere Gegend, als dieſe iſt, ſich erdenken. Die Kettenberge ſchienen von dem ſüdlichen Theile des Landes ſich bis nach dem nördlichen zu erſtrecken.

Am 27ſten May langten wir wieder in der Gegend an, der ich den Namen Königin Charlottens-Sund gegeben hatte; ſo daß nunmehr das ganze Land von uns war umſchiffet worden. Da wir während dieſer Reiſe unſern Waſſervorrath ziemlich verbraucht hatten: ſo mußte ich, bevor wir wieder in See ſtachen, dafür ſorgen, daß die leeren Fäſſer von neuem angefüllet würden. Ich ließ daher das Schiff in einer Bay neben Königin

Charlottens-Sund vor Anker legen, und unternahm mit den Herren Banks und Solander, eine kleine Spazierreise zu Lande, allwo wir nur wenige von den Indianern verlassene Hütten, nirgends aber Menschen zu sehen bekamen. Herr Banks untersuchte verschiedene von denen am Strande liegenden Steinen, und fand zwar, daß sie ein mineralisches Ansehen hatten, konnte aber gleichwohl kein Metallerz daran entdecken.

Nunmehr hielt ich eine Berathschlagung mit meinen Officieren, um zu entscheiden, ob wir von hieraus wieder um das Vorgebirge Horn zurückschiffen, oder gerade zu nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinseegeln, oder ob wir über Ostindien in unser Vaterland zurückkehren wollten. Wichtige Gründe bewogen uns, das Letztere zu erwählen. Bevor ich aber in dieser Erzählung weiter gehe, will ich das Merkwürdigste von Neu-Seeland, welches bisher etwa übergangen seyn möchte, kürzlich nachzuholen suchen.

Abel Jansen Tasmann, ein holländischer Seefahrer, dessen in dieser Geschichte einige Male erwähnt worden ist, hat Neu-Seeland im Jahr 1642 zuerst entdeckt. Er seegelte an der östlichen Küste desselben vom 34sten bis zum 44sten Grade südlicher Breite hin, lief in die Straße (welche jetzt die Cooksstraße genannt wird) ein; gieng aber, weil er bald darauf von den Einwohnern angegriffen wurde, nie ans Land. Derjenigen Gegend, wo er so feindlich empfangen wurde, gab er den Namen der Mörder-Bay, und dem ganzen Lande, den Generalstaaten zu Ehren, den Namen Staatenland. Heutiges Tages aber wird es auf den

Char-

Charten gemeiniglich unter dem Namen Neu-Holland niedergelegt. Man hat es seitdem vielfältig für einen Theil eines südlichen festen Landes gehalten: durch unsere Umschiffung aber ist es nunmehr entschieden worden, daß es aus zwo großen Inseln bestehe, welche durch einen ohngefehr 4 bis 5 Meilen breiten Kanal von einander getrennet werden.

Beyde Inseln liegen in der südlichen Breite von 34 bis 38 Graden und in der westlichen Länge von 181 bis 194 Graden. Die nördliche Insel wird von den Einwohnern Faheinomauwe, und die südlich Tovy oder Tavai Poenamoo genannt. Letztere ist ein überaus gebirgigtes, und allem Ansehen nach, unfruchtbares und unbevölkertes Land. Denn außer den Einwohnern, die wir in Königin Charlottens-Sunde sahen, und denen, von welchen wir in einiger Entfernung angegaft wurden; kamen uns gar keine Menschen mehr zu Gesichte. Die nördliche Insel hingegen hat ein weit besseres Ansehen. Sie ist zwar auch gebirgigt: aber die Gebirge sind mit Holz bedeckt, und die Thäler zwischen denselben werden von Bächen bewässert. Jeder von uns war der Meynung, daß alle Arten von europäischen Getreide, von Gewächsen und Früchten allhier vollkommen gut gerathen würden. Der Sommer unter diesem Himmelsstriche war nicht heißer, als er in England ist; der Winter hingegen muß, wie sich aus verschiedenen Pflanzen, die wir hier vorfanden, schliessen läßt, unweit milder seyn. Dieses Land würde daher eine europäische Colonie, die sich daselbst niederließe, nicht nur mit Nothwendigkeiten, sondern auch mit den entbehrlichern

chern Ueppigkeiten des Lebens, reichlich versorgen können.

Von vierfüßigen Thieren sahen wir keine andere, als Hunde und Katzen, und zwar von den letztern nur sehr wenige. Die erstern halten sich bey den Menschen auf, von denen ihr Fleisch zur Speise und ihr Fell zur Kleidung gebraucht wird. Daß es keine andere vierfüßige Thiere auf der ganzen Insel geben müsse, schlossen wir daraus, weil wir bey den Einwohnern keine andere Felle bemerkten. Unter den Vögeln, deren es hier eben nicht viele Arten giebt, bemerkten wir, die Erdmöve ausgenommen, keine von denen, welche in Europa bekannt sind. Es sind zwar Enten, Meerraben, Falken, Eulen und Wachteln allhier, welche den europäischen ähnlich sind, bey näherer Untersuchung aber fand es sich, daß sie auf eine merkliche Weise sich davon unterschieden. Der Mangel an Landthieren aber, den wir hier verspürten, wird durch die Menge mannigfaltiger sowohl gesunder, als auch wohlschmeckender Fische, wovon das Meer um Neu-Seeland herum an allen Orten wimmelt, reichlich ersetzt.

Die Landesproducte, in Absicht des Pflanzenreichs, bestehen vornehmlich aus herrlichen Bäumen, welche in ungeheuern Waldungen da stehen, und welche ihrer Größe, ihres geraden Stamms, ihres festen und dauerhaften Holzes wegen, zu jeder Art von Bauwerk, ausgenommen zu Masten, ungemein tauglich seyn würden. Eine Gattung derselben zeichnete sich besonders, zu der Zeit, da wir hier waren, durch eine Scharlachblühte aus, die aus vielen in einander verschlungenen Fäden zu

beste-

bestehen schien. Er ist von der Größe einer Eiche, und hat ein außerordentlich hartes und schweres Holz. Der Boden in diesen Waldungen ist grossen Theils mit sehr hohen Kräutern bewachsen, welche, wo nicht durch ihre Mannigfaltigkeit, doch wenigstens durch ihre Neuheit, für die Bemerkungen unserer Naturforscher ein sehr angenehmer Stoff waren. Von Küchengewächsen fanden sich nur wenige allhier: und unter diesen wurde der wilde Sellery und eine gewisse Art von Kresse von unsern Leuten sehr wohlschmeckend und für ihre Gesundheit wohlthätig befunden. Die Einwohner ziehen auch Kürbisse, deren Schalen sie sich zu allerhand Gefäßen bedienen. Von dem chinesischen Maulbeerbaume, welcher hier gleichfalls, wiewohl nur selten gefunden wird, machen sie, wie die Bewohner der Südseeinseln, zwar auch ein dergleichen Zeug, aber in so geringer Menge, daß sie es nur, statt einer andern Zierrath, in die Ohren hängen. Fruchttragende Bäume bemerkten wir ganz und gar nicht, man müßte denn eine gewisse Staude dazu rechnen wollen, welche eine gänzlich unschmackhafte Beere trug. Hingegen bringt das Land eine Pflanze hervor, deren die Einwohner sich statt des Flachses oder Hanfs auf eine so vortheilhafte Weise bedienen, daß ihre daraus verfertigte Schnüre und Stricke, an Stärke und Dauerhaftigkeit, allen europäischen Arbeiten dieser Art, bey weitem vorzuziehen sind. Ob das Land auch an Metallen ergiebig sey, können wir, der geringen Kenntniß wegen, die wir davon erlangten, nicht entscheiden. Alles was wir in diesem Stücke bemerken konnten,

war

war eine Menge Eisensandes, die wir in der Merkurius-Bay vorfanden.

Was die Einwohner selbst betrift, so sind sie überhaupt genommen, von der größten europäischen Statur, fleischigt und von starken Gliedmassen, aber nicht feist, wie die trägen und üppigen Bewohner der Inseln auf der Südsee. Sie sind vielmehr geschäftig und stark, und zeigen in allen ihren Verrichtungen eine ausnehmende Geschicklichkeit. Ihre Farbe ist größtentheils braun, nur bey einigen einzelnen Personen etwas dunkler, als die Farbe eines von der Sonne gebrannten Spaniers. Beyde Geschlechter tragen fast einerley Kleidungsstücke, so daß man die Frauenspersonen nur an ihrer außerordentlich sanften Stimme unterscheiden kann. Sowohl das Haupthaar, als auch der Bart sind bey diesen Leuten schwarz; dagegen sind ihre Zähne so weiß, wie Elfenbein, und sehr wohl gestellt. Beyde Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge, und genieſſen, dem Ansehen nach, einer dauerhaften Gesundheit. In ihrem Betragen gegen einander waren sie überaus leutselig; nur gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und schenken ihnen nie das Leben. So wohl die beständigen Feindseligkeiten, in welchen die verschiedenen Stämme gegen einander zu leben scheinen, als auch der abscheuliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, haben ohnstreitig ihren Grund in einem Mangel an hinlänglichen Nahrungsmitteln, welcher groß genug seyn muß, um sie zum Gebrauch grausamer und unnatürlicher Mittel, ihren Hunger zu stillen, veranlassen zu können. Weil nun diese Leute eines beständigen Krieges gewohnt sind: so waren sie

auch

auch stets bereit, uns feindselig anzugreifen, so oft wir zum ersten Male in eine Gegend kamen. Anfangs kannten sie keine andere Ueberlegenheit, als diejenige, welche in der größern Menge besteht; und so oft sich diese auf ihrer Seite befand, hielten sie alle unsere Bemühungen, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, für bloße Beweise unserer Furchtsamkeit; so bald sie aber die Wirkungen unsers Schießgewehrs erkannten, und zugleich überzeugt wurden, daß wir uns derselben nur zur Nothwehr, und alle Mal mit der größtmöglichsten Mäßigung bedienten: so bezeigten sie sich augenblicklich liebreich, freundlich und zutraulich gegen uns. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß wir, sobald ein ordentlicher freundschaftlicher Umgang unter uns errichtet worden, sehr selten Ursache hatten, uns über Diebstähle oder Bekriegereyen zu beschweren. So lange sie uns aber noch feindselige Gesinnungen zutrauten, und uns für Leute hielten, die auf ihre Kosten sich zu bereichern dächten, trugen sie im geringsten kein Bedenken, uns auf jede ihnen mögliche Weise zu hintergehen und zu übervortheilen.

In Absicht der Schamhaftigkeit giengen sie in ihren Sitten sehr weit von unsern Freunden in der Südsee ab: denn sie beobachteten, so wohl in ihren Gesprächen als auch in ihrem ganzen Betragen, sogar in Absicht auf solche Handlungen, in welcher ihrer Meynung nach nichts böses war, eine so zurückhaltende Bescheidenheit und Wohlstand, als man unter den gesittetesten Völkern in Europa nur immer bemerken kann. Zwar ließ das Frauenzimmer sich eben nicht unerbittlich finden: aber sie verwillig-

willigten ihre Gunstbezeugungen nicht anders, als unter ordentlichen Bedingungen, und unter Beobachtung einer gewissen Anständigkeit, welche bey uns im Ehestande gilt. Wenn jemand von unsern Leuten einer von ihren jungen Frauenspersonen eine Erklärung machte: so wieß sie ihn an ihre Anverwandte, deren Einwilligung er durch Geschenke zu gewinnen suchen mußte. Wenn er diese erlangt hatte: so mußte er seiner auf eine Nacht genommene Frau eben so anständig begegnen, als man bey uns mit einer auf Zeitlebens genommene Ehefrau umgeht. Nahm er sich etwa Freyheiten heraus, welche diesen vorgeschriebenen Wohlstand beleidigten: so konnte er versichert seyn, daß aus dem ganzen Handel nichts wurde.

Einer von unserer Reisegesellschaft, welcher sich einstmals an eine Familie von Stande, in eben einer solchen Absicht wandte, erhielt eine Antwort, welche in einer fast wörtlichen Uebersetzung, in unserer Sprache folgendermaßen lauten würde: „Ein jedes dieser jungen Frauenzimmer, wird es sich zwar zur Ehre rechnen, daß sie sich die Mühe nehmen, um sie anzuhalten; sie müssen mir aber vorher ein schickliches Geschenk machen, und sodann die Nacht abwarten: denn das Tageslicht darf ja kein Zeuge von demjenigen seyn, was zwischen ihnen beyden vorgehen soll.“

Der garstige Gebrauch, sich, gleich den Isländern, das Haar mit Oel zu salben, wozu man ausgeschmolzenes Fett von Fischen und Vögeln nimmt, macht, daß diese Leute einen Europäer, eben so wie ein Hottentotte, anstinken. Die Männer tragen kurze Bärte, binden das Haar auf dem Wir-

bel

bel des Kopfes zusammen, und stecken nebst einem knöchernen oder hölzernen Kamm, allerhand Federn zur Zierrath hinein. Die Weiber hingegen haben das Haupthaar zuweilen verschnitten; bisweilen aber lassen sie es lang über die Schultern hängen. Beyde Geschlechter bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken, welche von ihnen Amoco genannt werden, und gehen bey der Eingrabung dieser Zeichen, gerade eben so, wie die Einwohner auf Otaheite, zu Werke. Die Weiber pflegen sich nur die Lippen zu färben, und hie und da an ihrem Körper ein kleines schwarzes Fleckchen anzubringen. Die Männer hingegen scheinen diesen Schmuck mit zunehmenden Jahren zu vergrößern, dergestalt, daß einige, welche das Ansehen hatten schon ziemlich alt zu seyn, vom Kopfe bis zu den Füßen beynahe ganz damit bedeckt waren. Außer dem Amoco lassen sie sich noch überdem gewisse, gemeiniglich schneckenförmige Furchen oder Linien eingegraben, so wie man etwa die Rinde eines jungen Baums aufzuritzen pflegt; und auch diese werden schwarz gefärbt, wodurch das Gesicht dieser Leute ein recht abscheuliches Ansehen bekömmt. Diese Linien sind übrigens sehr gleichförmig und auf beyden Seiten des Gesichts symmetrisch gezogen, und ihre Einbildungskraft ist so fruchtbar in Erfindung neuer Muster, daß unter Hunderten, bey genauer Besichtigung, nicht zween völlig gleich befunden wurden. Es ist merkwürdig, daß das Hintertheil, welches die Einwohner in Otaheite am mehresten mit dergleichen Zierrathen überladen, von den Neu-Seeländern gemeiniglich ganz ungezeichnet gelassen wird. Die letztern begnügen sich indeß nicht bloß

mit dieſen eingeſchlitzten Zeichen, ſondern ſie bemalen auch noch überdem ihre Leiber mit Bergroth, welches ſie entweder trocken einreiben, oder mit Oel vermiſcht in großen Flecken aufzuſchmieren pflegen.

Ihre Kleidung iſt die roheſte, die man ſich denken kann. Aus den Blättern einer Art von Schwerdtlilie verfertigen ſie eine grobe zottige Matte, welche ihre gewöhnlichſte Tracht iſt. Die daraus verfertigten Kleider beſtehen aus zweyen Stücken, deren eins um die Schultern geſchlagen, das andere um den Unterleib gewunden wird. Das erſte, welches forne offen iſt, reicht bis an die Knie, das andere hingegen beynahe bis auf die Erde herab. Die Bewohner der Südſeeinſeln pflegen die Vorhaut am männlichen Gliede aufzuſchneiden, damit die Eichel nicht davon bedeckt werde: dieſe Leute hingegen ziehen ſie über die Eichel zuſammen, und binden, damit ſie nicht zurücktreten könne, um das äußerſte Ende derſelben ein Band, welches ſie zu dieſem Behufe an ihrem Gürtel tragen. Die Eichel ſchien der einzige Theil des Leibes zu ſeyn, den ſie mit ſchamhafter Sorgfalt beſtändig bedeckt zu erhalten ſuchten: denn oft legten ſie alle ihre Kleidungsſtücke ab; den Gürtel mit dem Bande aber niemals. Außer den Matten bedienen ſie ſich auch einer gewiſſen Art Tuchs, deſſen Oberfläche glatt iſt, und welches demjenigen gleichet, welches man in Süd-Amerika verfertiget.

Beyde Geſchlechter haben ihre Ohren durchbohrt, und die Löcher, waren durch eine beſtändige Ausdehnung ſo groß geworden, daß man einen Finger hindurch ſtecken konnte. In denſelben tra-

gen

gen sie mancherley Zierrathen, als Tuch, Federn, Knochen von großen Vögeln, auch zuweilen einen kleinen hölzernen Stecken. Ueberhaupt pflegten sie in diesen Ohrlöchern alles zu Verwahrung aufzuhängen, was nur einigermaßen hindurch gebracht werden konnte. Außerdem ziehen sie noch besondere Schnüre hindurch, an welche dann alles, was ihnen einigen Werth, oder einige Seltenheit zu haben scheint, gehängt wird, wie z. E. Meissel oder Pfriemen, aus Talkstein verfertiget, die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Freunde, Hundszähne u. s. w. Die Frauenspersonen tragen auch Arm- und Fußbänder, die aus den Knochen der Vögel oder aus Muschelschalen verfertiget sind. Nur an einem einzigen beobachteten wir, daß er den Knorpel in der Nase, oder die Scheidewand zwischen den beyden Nasenlöchern durchbohrt, und durch dieses Loch eine Feder gesteckt hatte, welche auf beyden Seiten über die Backen hervorragte.

Ihre Wohnungen waren unter allem gerade dasjenige, worauf sie die wenigste Kunst verwandt hatten. Statt der Balken sind nur Stangen zusammengefügt, und die Wände, so wie auch das Dach, sind von Heu gemacht. Einige wenige schlechtgemachte Werkzeuge, ihre Kleidungsstücke, Waffen, und einige Federn zum Kopfputz, machen den ganzen innern Reichthum derselben aus. Ihre einfache und zugleich geschäftige Lebensart macht, daß sie einer dauerhaften Gesundheit geniessen, und wahrscheinlicher Weise ein hohes Leben erreichen. Wir sahen nirgends Kranke, nirgends Schwächliche, wohl aber eine Menge von Greisen, welche

ihres hohen Alters wegen schon Haare und Zähne verloren hatten, und demohngeachtet noch voller Kraft und voller Munterkeit der Seele waren.

Achtzehntes Capitel.

Von den Kähnen und von der Schiffahrt der Einwohner in Neu-Seeland; von ihrem Ackerbau, ihren Waffen, ihrer Musik, Regierungsform, Religion und Sprache.

Bey der Verfertigung der Kähne zeigen sie ihre mehreste Geschicklichkeit. Sie sind lang und schmal, nach Art der Boote, die man in Neu-England zum Wallfischfang zu gebrauchen pflegt. Die größten darunter, welche von 40 bis 100 bewaffneter Männer führen können, schienen bloß zum Kriege bestimmt zu seyn. Einer derselben, den wir maßen, hatte 68½ Fuß in der Länge, 5 Fuß in der Breite, und war drey und einen halben Fuß tief. Die Breter waren sehr gut in einander gefüget, und durch Querhölzer befestiget. Diese Kähne, besonders die größern, sind durch allerley Schnitzwerk und durchgebrochene Arbeit, außerordentlich geziert und überdem mit herabflatternden Franzen von schwarzen Federn ausgeschmückt, die ihnen ein artiges Ansehen geben.

Sowohl in der Verfertigung, als auch in dem Gebrauch der Ruder sind sie ungemein geschickt; desto ungeschickter aber im Seegeln. Sie wissen nämlich nur den Windstrich entlang zu seegeln, verstehen sich aber nicht auf die Kunst, auch windan sich damit fortzuhelfen. Statt des Steuerruders,

sitzen

ſitzen zween Männer am Hintertheile, welche den Lauf des Schiffs durch ihre Ruder lenken.

Ihre Werkzeuge beſtehen aus Hobeln, Aexten und Meiſſeln, wovon die erſtern insgeſammt entweder aus grünen Talkſtein, oder aus einer andern Art harten ſchwarzen Steins gemacht ſind. Die Meiſſel hingegen verfertigen ſie entweder aus Menſchenknochen, oder aus Jaspis.

Im Feldbau beweiſen ſie gleichfalls ungemein viele Geſchicklichkeit. Auf einem Felde, welches wir beſonders unterſuchten, fanden wir das Erdreich ſo locker, als es in einem Garten zu ſeyn pflegt, und an denjenigen Stellen, wo eine Pflanze hervorkeimen ſollte, hatte man die Erde ein wenig aufgeworfen. Dieſe kleinen Häufchen ſtanden alle in regelmäßigſter Ordnung und ſtellten überall die Figur vor, welche die Zahl fünf auf dem Würfel hat. Sie bedienten ſich zum Umgraben des Landes eines Spatens von Holz, der nur etwa drey Zoll breit iſt, und unten ein Querholz hat, damit man ihn mit dem Fuße eintreten könne. Mit dieſem ungeſchickten Werkzeuge graben ſie Aecker um, welche ſechs bis ſieben Morgen groß ſind; wobey ihnen dann freylich die ſandige und lockere Beſchaffenheit des Bodens zu ſtatten kömmt.

In den gegen Norden liegenden Theilen des Landes beſchäftiget man ſich mehr mit Ackerbau, Weberarbeit, und andere dergleichen friedſamen Gewerben, als in dem ſüdlichen Lande. Die Kriegeskunſt hingegen iſt überall im gleichen Flor. Ihre Waffen beſtehen in Speeren, Wurfſpießen, Streitarten, und dem ſchon erwähnten Patoo-Patoo, welche insgeſammt recht gut zum Morden eingerichtet

ret sind. Den Speer, der an 15 Fuß lang, und an beyden gemeiniglich knöchernen Enden zugespitzt ist, halten sie in der Mitte angefaßt, wodurch die beyden Enden in ein Gleichgewicht, und der Streiter in den Stand gesetzt wird, den Wurf um desto treffender zu machen. Sie fechten alle Mal, es sey zu Lande oder zu Wasser, Mann gegen Mann, wobey denn gewöhnlicher Weise der eine zuverläßig auf dem Platze bleiben muß. Unter allen ihren Waffen aber setzen sie das größte Vertrauen auf das Patoo-Patoo, welches sie mit einem starken Riemen an das Handgelenk befestiget haben, damit es ihnen nicht aus der Hand gewunden werden könne. Die vornehmern unter ihnen tragen es als einen kriegerischen Schmuck in einem Gürtel, wie man in Asien den Dolch, und in Europa den Degen zu tragen pflegt. Schutzwaffen führen sie ganz und gar nicht. Die Anführer aber unterscheiden sich durch einen Commandostab, welcher gemeiniglich aus einer weißen, bunt gekerbten und mit Hundshaaren und Federn ausgezierten Wallfischsribbe besteht. Größten Theils waren es nur alte Männer, welche diese Unterscheidungszeichen führten.

Bey den verschiedenen Angriffen, welche sie auf uns thaten, pflegten in jedem Kahne einer oder einige dergleichen Anführer zu sitzen, die, wenn sie ohngefehr noch eine Kabelthaulänge von unserm Schiffe entfernt waren, von ihren Plätzen aufstanden, eine besondere Kleidung von Hundsfellen anzogen; dann ihren Commandostab in die Höhe hoben, und ihren Untergeordneten Verhaltungsbefehle ertheilten. Alsdann erfolgte eine förmliche Ausforderung, welche durchgängig in folgenden

Wor-

Worten abgefaßt war: Haromai, haromai, harre uta a Patoo Patoo oge! „Kommt herbey, kommt ans Land, wir wollen euch alle mit unsern Patoo-Patoos umbringen!“ Hierauf stimmten sie den Schlachtgesang und den Kriegestanz an, nach dessen Endigung sich alsobald das Treffen selbst anfieng.

Was ihre tönende Instrumente betrift: so verdienen diese wohl schwerlich musikalische Instrumente genannt zu werden. Sie bestehen theils aus einer Muschel, welche man die Tritonentrompete nennt, theils aus einer kleinen hölzernen Pfeife; beyde sind zur eigentlichen Musik durchaus ungeschickt; auch hörten wir nie, daß sie darnach sangen, oder in abgemessenen Tönen und melodisch darauf zu spielen versuchten.

Das Land von dem Vorgebirge der Kinderräuber bis an die Bay des Ueberflusses (Bay of Plenty) welches über 80 Meilen lang ist, gehörte bey unserm Hierseyn durchgängig zu dem Gebiethe eines Königes, Namens Teratu, dessen Reich sich vielleicht noch viel weiter nach Westen hin erstrecken mag; und welcher daher für einen indianischen Monarchen keine geringe Rolle spielt. In dem Gebiethe dieses Teratu sahen wir verschiedene Oberhäupter, welchen von Seiten der Unterthanen die größte Ehrerbietung erwiesen wurde, und welche bey Gelegenheit die Verbrecher mit Schlägen und Stößen bestraften, ohne daß diese die geringste Wiedersetzlichkeit spüren liessen. Ob sie diese Gewalt erblich besassen, oder ob sie ihnen bloß übertragen war, haben wir nicht erfahren können.

Die kleinen Zünfte, welche wir in den südlichen Theilen des Landes antrafen, schienen vieles z. E. ihre besten Kleider, und die Fischernetze, die sie von erstaunlicher Größe machen, mit einander gemein zu haben. Fast in jedem Hause sahen wir einige, welche mit der Verfertigung einzelner Theile zu einem solchen großen Netze beschäfftiget waren, welche nachher zusammengefügt wurden. Das schöne Geschlecht steht, dem Ansehen nach, hier in geringern Ansehen, als auf den Südseeinseln; so fand es wenigstens Tupia, der sich über diesen Mißbrauch sehr beklagte. Wir bemerkten auch, das beyde Geschlechter, allhier zusammen speisen.

Ihre Religion betreffend, so wird man sich leicht von selbst vorstellen können, daß wir nicht viel davon erfahren konnten. Soviel scheint indeß gewiß zu seyn, daß sie an ein einziges höchstes Wesen glauben, dem sie aber noch andere untergeordnete Gottheiten zugesellen. In Absicht des Ursprunges der Welt, und der Entstehung des menschlichen Geschlechts, hatten sie fast einerley System mit unsern Freunden zu Otaheite. Tupia aber schien eine tiefere und ausgebreitetere Kenntniß in Religionssachen zu besitzen, als irgend jemand unter ihnen; denn so oft er sich zu ihnen herabließ, um sie zu belehren, welches zuweilen in einer langen Rede geschah, so wurde er alle Mal von einer großen Menge von Zuschauern umringt, welche in der tiefsten Stille, und mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag achteten. Von ihrem äußerlichen Gottesdienste konnten wir noch viel weniger erfahren. Nur ein einziges Mal sahen

hen wir bey einem Felde, welches mit süßen Erdtoffeln bepflanzt war, einen kleinen, viereckigten, mit Steinen umgebenen Platz, in dessen Mitte einer ihrer Spaten in die Erde gesteckt und ein Korb voll Farrenkrautwurzeln daran aufgehängt war. Auf unser Nachfragen erhielten wir zur Antwort, daß dieses ein Opfer für die Götter sey, wofür man eine reiche Erndte zu erhalten hoffe.

Dieß ist das Merkwürdigste von demjenigen, was wir von der Lebensart und den Meynungen der Einwohner in Neu-Seeland erfahren konnten. Die mannichfaltigen Aehnlichkeiten, welche man zwischen ihnen und den Bewohnern der Südseeinseln antrift, geben einen starken Vermuthungsgrund ab, daß beyde einerley Ursprung gehabt, und daß beyder Voreltern ein und ebendasselbe Land bewohnt haben. Diese Vermuthung wird durch eine alte Sage bestätiget, welche sich unter beyden erhalten hat, daß ihre Voreltern vor sehr langer Zeit, aus einem fremden Lande, Namens Heawije, hergekommen seyn sollen. Was aber diese Wahrscheinlichkeit bis zur Gewißheit erhebt, ist die Aehnlichkeit der Sprachen. Denn aus folgenden kleinen Verzeichnisse von Wörtern, wobey man zugleich die verschiedenen Mundarten, welche auf der nördlichen und auf der südlichen Hälfte von Neu-Seeland herrschen, mit angemerkt hat, wird der Leser zu ersehen belieben, daß die Sprache in Otaheite, von der Neu-Seeländischen Sprache nicht mehr, als die beyden Mundarten in Neu-Seeland selbst, von einander abweichen:

Deutſch,	Neu-Seeländiſch, Nördlich	Südlich	Otaheitiſch,
Ein Oberhaupt	Eareete	Eareete	Eareo
Ein Mann	Taata	Taata	Taata.
Ein Weib	Whahine	Whahine	Ivahine.
Der Kopf	Eupo	Heaowpoho	Eupo.
Das Haar	Macauwe	Heoo-oo	Roourou.
Das Ohr	Terringa	Hetaheyei	Terroa.
Die Stirne	Erai	Heai	Erai.
Die Augen	Mata	Hemata	Mata.
Die Backen	Paparinga	Hepapaeh	Paparea.
Die Naſe	Ahewh	Heeih	Ahew.
Der Mund	Hangoutou	Hegaowai	Outou.
Das Kinn	Ecouwai	Hakaoewai	—
Der Finger	Maticara	Hermaigawh	Maneow.
Der Nabel	Apeto	Heeapeto	Peto.
Komm hieher	Haromai	Heromai	Harromai.
Fiſche	Heica	Heica	Eyea.
Ein Seekrebs	Kooura	Kooura	Tooura.
Cocos	Taro	Taro	Taro.
Süße Erdtoffeln	Cumala	Cumala	Cumala.
Gamwurzeln	Tuphwhe	Tuphwhe	Tuphwhè
Vögel	Mannu	Mannu	Mannu.
Rein	Kaoura	Kaoura	Oure.
Eins	Tahai	—	Tahai.
Zwey	Rua	—	Rua.
Drey	Torou	—	Torou.
Vier	Ha	—	Hea.
Fünf	Rema	—	Rema.
Sechs	Ono	—	Ono.
Sieben	Etu	—	Hetu.
Acht	Warou	—	Warou.
Neun	Iva	—	Heva.

Deutsch,	Neu-Seeländisch, Nördlich	Südlich	Otaheitisch,
Zehn	Angahourou	—	Ahourou.
Die Zahne	Hennihew	Heneaho	Nihio.
Uebel	Keno	Keno	Eno.
Bäume	Erotou	Eratou	Eraou.
Großvater	Toubouna	Toubouna	Toubouna.
Wie nennt ihr dieß?	Owy Terra	—	Owy Terra.

Es ist hierbey nur noch anzumerken, daß die Wörter der südlichen und nördlichen Mundarten in Neu-Seeland nicht von einer und eben dieser Person aufgezeichnet worden sind. Es ist daher gar wohl möglich, daß der oft große Unterschied zwischen beyden, zum Theil mit daher rühre, weil der eine Bemerker einen gewissen Laut mit mehrern Buchstaben, als der andere auszudrücken gesucht hat.

Neunzehntes Capitel.

Lauf von Neu-Seeland nach der Botanik-Bay auf der östlichen Küste von Neu-Holland, nunmehr Neu-Südwales genannt; und von da nach der Dreyeinigkeits-Bay.

Es war am 31sten des Märzmonats 1770, als wir endlich von Neu-Seeland Abschied nahmen. Wir nannten das Vorgebirge, bey welchem wir abfuhren, und welches unter dem 41sten Grade südlicher Breite liegt, das Vorgebirge Lebewohl (Cap Farewell) und steuerten nunmehr mit einem Nordnordostwinde gegen Westen hin.

Da von unserer folgenden Reise bis zum 22sten April sich nichts Merkwürdiges erzählen läßt: so nehme ich, um den Leser nicht mit uninteressanten Nachrichten beschwerlich zu fallen, den Faden der Geschichte erst von da wieder auf, wo wir uns der Küste von Neu-Holland näherten. Es war an dem angezeigten Tage, als wir zum ersten Male einige Eingeborne an der Küste erblickten, deren etliche einen Kahn auf den Schultern trugen, welches uns Hoffnung machte, daß sie gesonnen wären, zu uns ans Schiff zu kommen. Da wir uns aber in dieser Hoffnung betrogen fanden, so stiegen die Herren Banks und Solander mit mir, nebst unserm Tupia und vier Ruderknechten in die Zölle, um zu ihnen hinüber zu fahren; wir hatten aber das Mißvergnügen zu sehen, daß sie bey unserer Annäherung in die Wälder liefen. Wir wollten nichts desto weniger ans Land gehen; aber der Versuch schlug uns fehl, weil wir eine zu starke Brandung fanden. Wir mußten daher unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Am folgenden Tage erblickten wir eine Bay, welche vor jedem Winde geschützt zu seyn schien, und beschlossen daher, allda einzulaufen. Diejenigen, welche in der Pinasse voraus geschickt waren, um die Einfahrt zu sondiren, sahen verschiedene mit langen Piquen und einer Art hölzerner Säbel bewaffneter Indianer, deren einige vor ihnen flohen, andere durch Zeichen und unverständliche Worte, sie ans Land zu kommen nöthigten, und wiederum andere sie durch allerhand drohende Geberden abzuschrecken suchten. Letzteres thaten vornehmlich zween, die ein ungemein seltsames Ansehen hatten, indem

indem sie das Gesicht ganz weiß gepudert und den Leib mit breiten, kreuzweis über die Brust laufenden Streifen bemalt zu haben schienen.

Derjenige Platz, wo wir unser Schiff in der Bay vor Anker legten, lag einem kleinen Dorfe gegen über, welches ohngefehr aus sechs oder acht Hütten bestand. Eben da wir im Begriff waren das Boot auszuheben, sahen wir eine alte Frau, nebst drey Kindern aus dem Holze kommen, deren jedes ein Bündel Brennholz nach Hause trug. Als sie bey den Häusern angelangt waren, kamen ihnen drey andere noch kleinere Kinder entgegen; die alte Frau blickte zwar zu wiederholten Malen nach unserm Schiffe, ließ aber weder Furcht noch Bewunderung merken, sondern zündete ein Feuer an, bey welchem sich bald darauf auch vier Männer einfanden, welche von dem Fischfange zurückkamen. Sie bereiteten darauf das Mittagsessen, und schienen unsertwegen ohne alle Besorgniß zu seyn. Sowohl diese, als auch andere von den Eingebornen, die uns bisher zu Gesichte gekommen waren, giengen durchaus unbekleidet.

Wir hofften von diesen Leuten freundschaftlich aufgenommen zu werden, und schifften daher in dem Boote nach ihnen hin: aber kaum hatten wir uns dem Ufer genähert, als zween von den Männern uns entgegen kamen, um uns die Landung streitig zu machen; die übrigen liefen davon. Sie führten lange Spieße und einen Stecken, dessen sie sich, dem Ansehen nach, als eines Werkzeuges, zum bessern und leichtern Gebrauchs des Spiesses bedienten. Mit lauter Stimme und in einer sehr rauhklingenden Sprache, wovon weder Tupia, noch

noch wir, ein einziges Wort verstehen konnten, riefen sie uns zu, schwenkten ihr Gewehr, und schienen fest entschlossen zu seyn, ihre Küste hartnäckig zu vertheidigen, ohngeachtet unserer wohl vierzig an der Zahl waren. Ich bewunderte ihren Muth, und befahl, um bey so ungleicher Stärke, alle Feindseligkeiten zu verhüten, den Ruderknechten einzuhalten, warf ihnen darauf Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten zu, die ihnen Vergnügen zu machen schienen. Ich gab ihnen darauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir Wassers benöthiget wären, und suchte sie durch alle nur mögliche Mittel zu überzeugen, daß wir ganz und gar nicht die Absicht hegeten, ihnen das geringste Leid zuzufügen. Sie winkten uns darauf, aber da wir diesem Zeichen zufolge, das Boot ans Ufer treiben wollten, fiengen sie von neuem an, sich unserer Landung zu wiedersetzen. Ich feuerte, um sie zu erschrecken, eine Musquete ab; welches auch die Wirkung that, daß der Jüngste von ihnen vor Schrecken seine Lanze fallen ließ. Er erholte sich aber augenblicklich wieder, hob die Lanze auf, und die Feindseligkeit wurde von neuem mit einem Steinwurf angefangen. Ich ließ darauf eine mit Schroot geladene Musquete abfeuern, wodurch der Aelteste von ihnen an den Füssen verwundet wurde, welcher unmittelbar darauf nach den Häusern lief. Ich bildete mir ein, daß der Kampf nunmehr geendigt sey, und stieg alsobald ans Land. Aber hierinn hatte ich mich geirrt; denn kaum waren wir aus dem Boote getreten, als der Verwundete schon wieder zurück kam, und es zeigte sich, daß er nur deswegen nach Hause gelaufen war, um

einen

einen Schild zu seiner Beschützung herbey zu holen. Ihre wiederholten Feindseligkeiten zwangen mich darauf noch eine mit Schroot geladene Musquete abfeuern zu lassen, worauf beyde, nachdem der eine erst seine Lanze nach uns geworfen hatte, davon liefen. Wir giengen alsdann nach den Hütten hin, und fanden in einer derselben die Kinder, welche sich sorgfältig versteckt hatten. Wir stellten uns, als ob wir sie nicht bemerkten, und liessen beym Weggehen, Bänder, Glaskorallen, kleine Stücken Tuchs, und andere dergleichen Sachen zurück, von denen wir glaubten, daß sie den Eingebornen gefallen und uns ihre Freundschaft erwerben konnten. Die Lanzen, welche wir hier liegen sahen, und welche an der Zahl ohngefehr funfzig waren, nahmen wir mit. Die Kähne, welche man auf den Strand gezogen hatte, waren von allen, die wir bisher gesehen hatten, unstreitig die schlechtesten. Sie bestanden aus einem einzigen ohngefehr 15 Fuß langen Stück Baumrinde, welches an den beyden äußersten Enden zusammengebunden, und in der Mitte durch einen hineingeklemmten Stecken, ausgespannt war.

Am folgenden Tage besuchten wir abermals die Hütte, in welcher wir die Kinder gesehen hatten, und bemerkten zu unserm Mißvergnügen, daß die kleinen Geschenke, die wir da gelassen hatten, noch auf demselben Fleck lagen, wo sie von uns waren hingeworfen worden. Auch kam uns kein einziger Indianer zu Gesichte.

Des Nachmittages, da verschiedene unserer Leute am Lande waren, um Holz zu fällen und Wasser einzusammeln, marschirte ein Trupp bewaffne-

ter

ter Indianer von ohngefehr 18 Mann gegen sie auf; machte aber, nachdem es sich bis auf einige hundert Schritte genähert hatte, wieder Halte. Zween derselben traten darauf etwas vor, welches Herrn Hicks, unsern damals commandirenden Officier, bewog, in Begleitung eines einzigen von unsern Leuten, ein Gleiches zu thun. Er zeigte ihnen Geschenke, und machte ihnen alle nur ersinnliche Freundschaftsbezeugungen: aber vergebens; denn so wie er auf sie losgieng, zogen sie sich zurück. Eben so fruchtlos waren noch verschiedene andere Versuche, die wir zur Errichtung eines freundschaftlichen Umganges zwischen uns und den Eingebornen anstellten. Aus der Kühnheit, mit welcher einige derselben sich anfangs unserer Landung wiedersetzten, und aus der Furchtsamkeit, welche sie nachmals bezeigten, so oft sie jemanden von uns erblickten, erhellet, daß unsere Schießgewehre ihnen einen großen Schrecken eingejagt haben mußten.

Die Herren Banks und Solander fanden hier eine reiche Erndte an unbekannten Kräutern, deren Einsammlung ein angenehmes Geschäfte für sie war. Ein Unterofficier, welcher sich von einer unserer Parteyen, welche von Zeit zu Zeit zu Lande ausgeschickt wurden, verirret hatte, traf unter Weges einen sehr alten Mann und eine Frau nebst einem Kinde an. Man hatte sich von beyden Seiten nicht eher gesehen, bis sie dicht beysammen waren. Die Indianer äußerten beym Anblick des Unterofficiers zwar einige Furcht, doch liefen sie nicht davon. Er beschenkte sie, weil er eben nichts anders bey sich hatte, mit einem von ihm geschossenen

Papagay,

Papagay, allein sie wollten ihn nicht annehmen. Da er nun verschiedene andere Indianer in der Ferne erblickte: so hielt er sich nicht länger bey ihnen auf, weil er befürchtete, übermannt zu werden. Seiner Aussage nach, waren diese Leute zwar von einer sehr dunkeln Farbe, aber nicht schwarz gewesen; beyde hatten graue Köpfe gehabt; und beyde waren gänzlich nackt einher gegangen. Ein Paar andere von unsern Leuten hatten sich gleichfalls verirrt. Da sie aus einem Gebüsche hervorgiengen, sahen sie, in einer kleinen Entfernung, sechs Indianer beysammen stehen, deren einer beym Anblick der Unsrigen, ein gewisses Wort mit lauter Stimme hören ließ. Auf diese Losung wurde nach Herrn Monkhouse, als dem einen von diesen beyden Verirrten, eine Lanze aus dem Gehölze geworfen, welche nahe bey ihm vorbeyflog. Da die Indianer sahen, daß man fehl geworfen hatte, rannten sie alle augenblicklich davon; ein Gleiches that auch derjenige, der den Wurf vollführt hatte, ein junger Indianer, der zu diesen Behuf auf einen Baum geklettert war.

Die große Menge von Pflanzen, welche die Herren Banks und Solander allhier einsammleten, veranlaßte mich, diesen Ort die Botanik-Bay zu nennen. Sie liegt in der südlichen Breite von 34 Grad und in der westlichen Länge von 208 Grad 37 Minuten. So lange wir uns hier aufhielten, ließ ich die englische Flagge täglich auf dem Lande wehen, und vor meiner Abreise auch den Namen unsers Schiffs, mit dem Jahresdatum in einem bey der Wasserstelle stehenden Baum hauen. Den 6sten May giengen wir wieder unter Seegel; und

steuerten nordnordostwärts längst der Küste hin.

Fast überall sahen wir im Vorbeyfahren Rauchsäulen aufsteigen, und je weiter wir von der Botanik-Bay gegen Norden hinkamen, desto bergigter wurde das Land. Der Anblick desselben war in diesen Gegenden ungemein mannigfaltig und anmuthig, indem holzreiche Berge, Hügel, Thäler und Ebenen beständig mit einander abwechselten. Am 15ten sahen wir verschiedene von den Eingebornen, mit Bündeln auf den Rücken, über einen kleinen gegen uns überliegenden Hügel gehen, hinter dem sie bald darauf unserm Gesichte entzogen wurden. Wir bemerkten nicht, daß ein einziger von ihnen sich nach unserm Schiffe umsah, ohngeachtet sie es nothwendig bemerkt haben mußten. Dasjenige, was sie trugen, schienen Palmblätter zu seyn, deren sie sich zur Verdachung ihrer Häuser zu bedienen pflegen.

Den 23sten May, da wir uns in der Breite von 24 Grad 19 Minuten, der Küste gegen über befanden, und uns vor Anker gelegt hatten, gieng ich mit den Herren Banks und Solander, den übrigen Herren Reisenden und dem Tupia ans Land; und fanden die Witterung so kalt, daß wir uns sämmtlich unserer Oberröcke bedienen mußten. In Absicht des Gewächsreiches fanden wir daselbst den ächten Mangrovebaum, so wie er in Westindien wächst. An den Zweigen dieser Bäume hiengen viele Nester einer besondern Art von Ameisen, welche so grün wie Gras sind, und denjenigen von uns, welche sie beunruhigten, viel schärfere Stiche versetzten, als andere Ameisen zu thun pflegen. Auserdem

ſerdem waren die Blätter dieſes Baums mit kleinen grünen Raupen beſäet, welche ſich mit der größten Regelmäßigkeit reihenweiſe angeſetzt hatten. Sie waren rauh, und wir empfanden, indem wir ſie berührten, daß das Haar auf ihrem Leibe, wie Brennneſſeln ſtach. Auch fanden wir hier einen Baum, den wir ſchon bey der Botanik-Bay bemerkt hatten, welcher ein Gummi giebt, das mit dem ſogenannten Drachenblut übereinkömmt. Zwiſchen den Untiefen und Seebänken ſahen wir eine Art großer Vögel, dergleichen uns auch ſchon in der Botanik-Bay zu Geſichte gekommen waren, die viel größer als Schwane waren, und die wir daher für Pelikane hielten. Außerdem bemerkten wir eine Art von Trappen, und ſchoſſen einen davon, welcher 17½ Pfund wog, und deſſen Fleiſch, nach unſer aller Geſtändniß, überaus wohlſchmeckend war. Dieſer Veranlaſſung wegen nannte ich dieſe Gegend die Trappen-Bay (Buſtard-Bay). Die See war hier ungemein fiſchreich; wir fanden unter andern unzählig viele Auſtern von allerley Gattungen; beſonders eine Menge kleiner Perlauſtern, ſo daß ich vermuthe, daß ſich eine vortheilhafte Perlenfiſcherey allhier anlegen lieſſe.

Während unſers Aufenthalts am Lande waren verſchiedene von den Eingebornen aus dem Walde an den Strand hervorgekommen, hatten eine Zeitlang das Schiff angeſehen, und ſich ſodann wieder wegbegeben. Wir ſelbſt hingegen hatten nirgends Leute, wohl aber verſchiedene kleine Feuerſtellen vorgefunden, welche noch brannten, und bey denen einige aus Baumrinde verfertigte Waſſergefäße ſtanden. Auf dem Boden umher lagen die Ueber-

bleibsel einer allhier verzehrten Mahlzeit, nämlich Muschelschalen und Fischgräten. Nebenbey lagen verschiedene Stücken weicher Baumrinde, die ihnen wahrscheinlicher Weise zu Betten dienen mochten. Nach der Windseite hin hatte man einen kleinen Schirm von Baumrinde vor dem Feuer aufgerichtet, und der ganze Ort, welchen ein dickes Buschwerk umgab, war so fest getreten, daß man daraus auf einen oftmaligen Aufenthalt der Eingebornen daselbst schliessen konnte. Gleichwohl war weder ein Haus, noch irgend etwas von den Ruinen eines Hauses allda zu sehen; es ist daher wahrscheinlich, daß diese Leute, so wie sie ohne alle Kleider gehen, auch ohne Wohnungen, die Nächte unter freyen Himmel zubringen. Tupia selbst schüttelte, in dem stolzen Bewustseyn seiner Vorzüge, mitleidig den Kopf und versicherte: daß sie Taata Enos, arme Elende, war.

Am folgenden Tage setzten wir unsern Lauf gegen Nordwesten hin fort. An einigen etwas seichten Stellen, über welche wir hinseegelten, konnten wir ganz deutlich bemerken, daß der Grund fast ganz mit Meerkrebsen bedeckt war. Sie waren von zwoerley uns gänzlich unbekannten Arten. Die eine derselben zeichnete sich durch das herrlichste Blau aus, das man sich nur vorstellen kann; und der Unterleib derselben war so weiß und so glatt, daß er dem alten chinesischen Porcellain glich; die andere Art hingegen war nur an den Gelenken und auf dem Rücken mit dem erwähnten schönen Blau geschmückt, und außerdem mit braunen Flecken bezeichnet, die ihr ein sonderbares Ansehen gaben.

Den

Den 29sten May giengen wir in einer Oeffnung, welche in die Küste hineinlief, abermals vor Anker; und ich verfügte mich, nebst einigen der Herren Reisenden wieder ans Land. Das Gehen wurde uns allhier ungemein sauer, weil der Boden mit einem Grase bewachsen war, welches stachlicht und mit Wiederhaken versehene Samenköpfe hatte, an denen wir nicht nur alle Augenblicke mit den Kleidern hängen blieben, sondern auch von den stachlichten Wiederhaken derselben auf die empfindlichste Weise verwundet wurden. Außerdem waren wir unaufhörlich mit einer ganzen Wolke von Musquito's umgeben, deren Stachel uns noch größern Schmerz verursachte. Auf den Aesten der hier befindlichen Gummibäume gab es Ameisennester, die aus Leimen verfertiget, und so groß waren, als ein englisches Scheffelmaß. Die Ameisen selbst waren klein und weiß, andere schwarz. Letztere hatten die Aeste eines uns unbekannten Baums durchbohrt, das Kernholz herausgeprudelt, und die solchergestalt ausgehölten Röhren zu ihren Nestern gemacht: demohngeachtet aber trugen diese nämlichen Zweige Blätter und Blühten, so gut, als die andern unversehrten Zweige. Schmetterlinge gab es allhier in einer so unglaublichen Menge, daß die Luft überall davon wimmelte. Besonders merkwürdig schienen uns gewisse kleine Fische von seltsamer Art zu seyn, welche wir hier vorfanden. Sie hatten forne an der Brust zwo sehr starke Floßfedern, mit welchen sie, so geschwind als ein Frosch davon hüpfen konnten. Es schien, als wenn sie eben so gern, oder vielleicht noch lieber sich auf dem Trockenen, als im Wasser aufhielten.

Denn zuweilen, wenn wir einen derselben im Wasser fanden, so sprang er heraus und hüpfte auf der Erde fort, und wenn er an einer Stelle war, wo verschiedene kleine Steine über die Oberfläche hervorragten, so sahen wir ihn, statt hinzuschwimmen, von einem auf dem andern überspringen. Aus der Abweichung der Magnetnadel, die ich auf den Bergen beobachtete, schloß ich, das es daselbst Eisenerz geben müsse, wovon ich überdem, sowohl hier, als auch in den benachbarten Gegenden, schon anderweitige Anzeigen bemerkt hatte. Weil wir an diesem Orte gar kein frisches Wasser fanden: so nannte ich ihn beym Abgehen den Durst-Sund (Tirsty-Sound). Er liegt in der südlichen Breite von 22 Grad 10 Minuten und in der westlichen Länge von 210 Grad 18 Minuten.

Einige Tage darauf liefen wir durch eine Straße, welche auf der einen Seite von dem festen Lande, und auf der andern von vielen Inseln eingeschlossen wird. Da es gerade Pfingsten war, da wir diese Straße entdeckten: so nannte ich sie die Pfingst-Straße (Whitsunday's Passage) und die daneben liegenden Inseln die Cumberlands-Inseln (Cumberlands Islands) Sr. königlichen Hoheit dem Herzoge von Cumberland zu Ehren.

Den 9ten Junius giengen wir abermals in einer Bay vor Anker, um wo möglich, etwas frisches Wasser einzusammeln; es gelang uns auch so ziemlich, unsern Zweck, obgleich mit vielen Schwierigkeiten, zu erreichen. Indem wir weiter seegelten gab ich einer anderweitigen in dieser Gegend liegenden Bay, den Namen Dreyeinigkeits-Bay

Trinity.

(Trinity-Bay) weil der Tag, an welchen wir uns bey derselbeo befanden, der Sonntag Trinitatis war.

Zwanzigstes Capitel.

Lauf von der Dreyeinigkeits-Bay, nach dem Endeavour-Revier. Gefährliche Lage des Schiffs während dieser Fahrt. Verschiedene Vorfälle, welche sich unter der Zeit ereigneten, da das Schiff in Endeavour-Revier wieder ausgebessert wurde.

Noch immer waren wir bisher an dieser im Ganzen genommen sehr gefährlichen Küste, ohne in große Noth zu gerathen, glücklich fortgesegelt, ohngeachtet wir an derselben nun schon 22 Grade der Breite, mithin mehr als 1300 englische Meilen zurückgelegt hatten. Jetzt aber war die Zeit gekommen, da wir mit dem Unglücke näher bekannt werden sollten, weswegen ich dann auch die Landspitze, welche wir von unserm damaligen Aufenthalte gegen Norden hin am weitesten sehen konnten, und welches unter dem 16 Grad Süderbreite liegt, das Vorgebirge der Drangsal (Cap Tribulation).

Es war des Abends um 6 Uhr, als ich der gefährlichen Stellen wegen, die sich uns von ferne zu erkennen gaben, landabwärts steuern ließ, theils um der Gefahr zu entweichen, theils aber auch um zu erfahren, ob etwa hier herum in der hohen See nicht einige Inseln lägen, weil wir uns jetzt ohngefehr in der Breite befanden, in welcher die Erdbeschreiber die von Quiros entdeckten Inseln, und zwar in der Nachbarschaft dieses Landes, ich weiß

nicht warum, anzusetzen pflegen. Wir waren in dieser Richtung bis gegen 11 Uhr fortgesegelt, als die Tiefe plötzlich von 20 zu 7 Klaftern abnahm, und als unser Schiff, noch ehe wir das Senkbley zum andern Male auswerfen konnten, eben so plötzlich auf dem Grunde fest saß. In wenigen Augenblicken war alles auf dem Verdeck, und jeder las in des andern Gesichte, wie schrecklich unser Zustand sey. Wir waren beynahe vier Stunden mit frischem Winde seewärts gesegelt, und wußten daher wohl, daß wir dem Lande nicht sehr nahe seyn konnten; wir mußten daher also besorgen, daß unser Schiff auf einer Corallenklippe sitze, welche unter allen die gefährlichste ist, weil jede, auch die geringste Spitze derselben scharf und die Oberfläche überall rauh ist. Alle Seegel wurden augenblicklich eingenommen, die Boote ausgesetzt; und beym Sondirem zeigte es sich bald, daß die Wogen das Schiff über den Rand einer Klippe hinüber gehoben hatten, und daß es nunmehr in einer Vertiefung der Klippe, wie eingeschlossen, da liege.

Es fand sich, daß beym Hintertheil des Schiffes noch die größte Tiefe sey; hier wurde also augenblicklich ein Anker ausgeworfen, und wir versuchten durch Hülfe desselben, mit der äußersten Anstrengung unserer Kräfte am Schiffshaspel, das Schiff, wo möglich, hinabzuwinden. Aber alle unsere Arbeit war umsonst; das Schiff blieb unbeweglich, und wurde dabey ohne Unterlaß mit so großer Heftigkeit gegen die Klippe geschlagen, daß wir kaum aufrecht stehen konnten. Zur Vergrösserung unsers Jammers sahen wir beym Mondenscheine schon die äußersten Breter des Schiffs, und endlich

endlich auch den Afterkiel davon schwimmen, so, daß wir die See nun schon als unser gewisses Grab betrachten mußten. Wir versäumten indeß nichts, was zu unserer etwanigen Rettung für dienlich erachtet wnrde. Unser Wasser, sechs Kanonen, unser Ballast an Eisen und Steinen, Fässer, abgenutzte oder verdorbene Vorräthe und andere Sachen, welche gerade die nächsten waren, wurden über Bord geworfen; und unser Schiffsvolk bezeigte sich dabey überaus geschäftig und unverdrossen. Nicht einem einzigen entfuhr zu dieser Zeit ein Fluch; denn der Anblick unserer sichtbaren Todesgefahr war mächtig genug, auch die hartnäckigste Gewohnheit zur Ruchlosigkeit zu besiegen. Die einzige Möglichkeit, uns vom Untergange zu erretten, mußten wir mit der zurückkehrenden Fluth erwarten: aber wer konnte sagen, ob unser Schiff unterdeß nicht schon zertrümmert seyn würde.

Bey anbrechenden Tage sahen wir, daß wir vom Lande ohngefehr 8 Seemeilen entfernt waren. Gegen Mittag sollte, unserer Vermuthung nach, die Fluth wieder einbrechen: es wurden daher im Voraus alle nöthigscheinende Vorkehrungen gemacht. Die Fluth kam, allein zu unserm unaussprechlichen Mißvergnügen, war das Schiff noch immer nicht leicht genug, um aus der Stelle bewegt werden zu können. Das Wasser drang zu gleicher Zeit so ungestüm herein, daß zwo unausgesetzt gehende Pumpen es nicht wieder hinauszuschaffen vermochten. In der Erwartung einer abermaligen Fluth, welche um Mitternacht bevorstand, wurde alles, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte, über Bord geworfen, und die Windstille, wel-

che indeß eingefallen war, machte uns Hoffnung, daß unser Schiff bis dahin ausdauern würde.

Unser Leck nahm indeß auf eine so fürchterliche Art zu, daß wir das Flottwerden unsers Schiffes jetzt eben so sehr zu fürchten Ursache hatten, als es uns anfangs wünschenswerth gewesen war. Denn es war nur allzuwahrscheinlich, daß so bald das Schiff nicht mehr auf dem Felsen ruhen sollte, es augenblicklich untersinken würde. Da indessen die Fluthzeit wiederum herannahete, wurde so viel Mannschaft, als bey den Pumpen nur entbehrt werden konnte, an die Schiffswinde beordert; ohngefehr gegen 10½ Uhr wurde das Schiff flott, und kurze Zeit darauf glücklich in das tiefe Wasser hinabgewunden. Zu unserer großen Beruhigung fand es sich darauf, daß es nicht mehr Wasser einließ, als es auf den Felsen eingelassen hatte, ohngeachtet auch dieses schon mehr war, als die Pumpen wieder herauszuschaffen vermochten. Das Wasser stand bereits 3 Fuß und 9 Zoll hoch im Schiffe. Hierzu kam, daß das Schiffsvolk nach einer vier und zwanzig stündigen übermäßigen Anstrengung und Angst, dergestalt matt und muthlos geworden war, daß keiner von ihnen mehr über 5 oder 6 Minuten lang an der Pumpe arbeiten konnte. So wie sie abgelöset wurden, warfen sie sich ganz ermattet auf das Verdeck nieder, ohngeachtet ein drey bis vier Zoll tiefer Wasserstrom von den Pumpen her, darüber weg lief. In dieser fürchterlichen Lage blieben wir bis den folgenden Morgen gegen 8 Uhr, da wir es wagten, die Anker zu lichten, um wo möglich, nach dem Lande hinzusegeln. Das beständig eindringende Wasser aber würde uns sicher

über

überwältiget haben, bevor wir das Land erreichen konnten; wenn nicht Herr Monkhouse, einer von unsern Unterofficieren, sich glücklicher Weise auf ein Mittel, den Leck zu verstopfen, besonnen hätte, welches er einstmals an Bord eines Kaaffarthey-schiffes hatte anwenden gesehen. Er breitete, nachdem ich ihm die nöthigen Gehülfen zugeordnet hatte, ein Seegeltuch aus, ließ eine Menge Fasern von ausgedrehten Schiffsseilen und Wolle so klein, als möglich hacken, vermischte beydes mit einander, heftete mit Nadel und Zwirn je eine Handvoll nach der andern davon auf das Seegeltuch, überstreuete es darauf, in Ermangelung des Pferdemistes, mit Schafdünger und Auskehrig; und ließ sodann das Ganze, vermittelst einiger Seile, welche das Tuch ausgedehnt erhielten, unter den Schiffsboden ziehen. Dieses Mittel hatte eine vortreffliche Wirkung; der Leck sog, mit dem Einziehen des Wassers, zugleich die kleingehackten Fasern ein, und wurde dadurch so sehr verringert, daß ihm nunmehr, ohne große Arbeit; eine einzige Pumpe gewachsen war. Nach vielen unaussprechlichen Arbeiten, und nach eben so vielen neuen Gefahren, denen wir alle Augenblicke unterworfen waren, gelang es uns endlich, am fünften Tage, einen Hafen, und mit ihm das Ende unserer Noth zu erreichen.

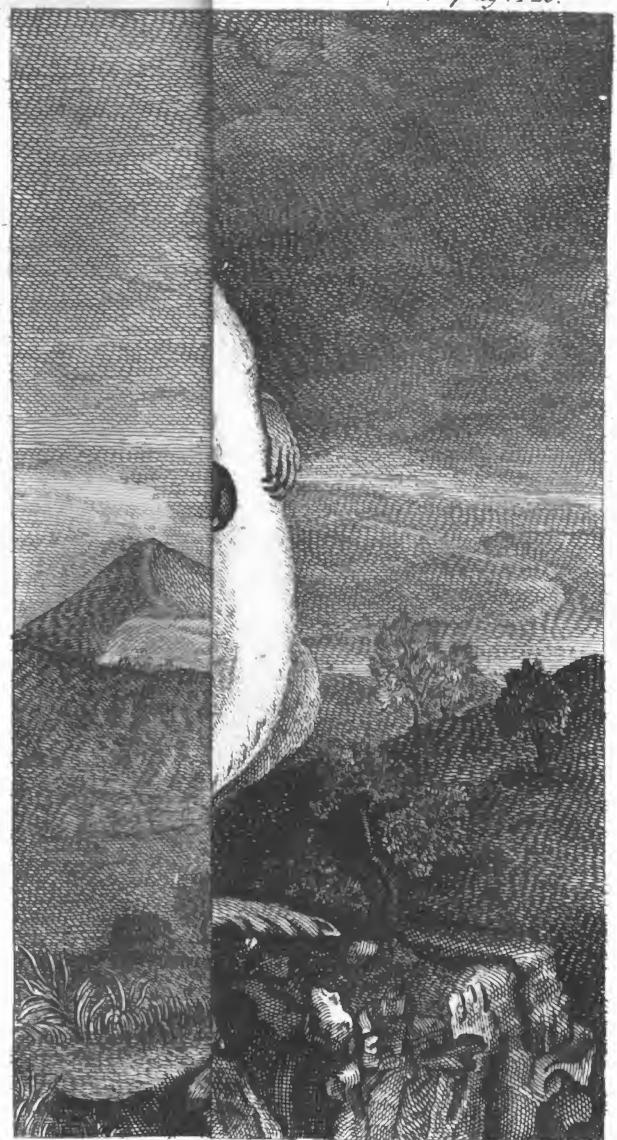
Nunmehr wurde alles, was im Schiffe noch übrig geblieben war, ans Land gebracht, um das Schiff selbst auf die Seite legen zu können. Es zeigte sich hierbey, daß wir unsere Rettung lediglich einem sonderbaren, sehr zufälligem Grunde zu verdanken hatten. Der Fels nämlich, der den größten Leck verursacht hatte, war in dem gemach-

ten

ten Loche stecken geblieben, und hatte es solchergestalt sogleich wieder verstopft. Wäre dieses nicht geschehen, so hätten wir nothwendig sogleich zu Grunde gehen müssen.

Am Lande bemerkten wir bald ein sehr sonderbares Thier, welches unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Es glich an Gestalt und Größe einem Windhunde, sein Fell war von heller Mausfarbe, es hatte einen langen Schwanz, den es wie die Windhunde trug, kurze Vorder- und lange Hinterfüße, deren es sich mehr zum Springen, als zum Laufen bediente. Nach vielen vergeblichen Versuchen, glückte es Herrn Gore endlich eins derselben zu erlegen, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, es genauer zu untersuchen. Es war ein noch junges Thier, und wog daher nicht mehr, als 38 Pfund. Die Vorderfüsse desselben waren nur 8 Zoll, die Hinterfüße hingegen 22 Zoll lang. Die Sätze, welche dieses Thier im Hüpfen macht, sind ungemein groß, und gemeiniglich steht es aufrecht auf den Hinterfüßen, indem es die Vorderfüße dicht an die Brust hält. Die letztern schienen ihm blos zum Scharren gegeben zu seyn. Der Kopf und die Ohren haben beynahe eine Haasenfarbe, das Fell ist mausfahl. Von den Eingebornen wird dieses Thier, wie wir nachher erfuhren, Kanguruh genannt. Das Fleisch desselben fanden wir von einem ungemein lieblichen Geschmack.

Unter den Gewächsen dieser Gegend fanden wir den sogenannten Kohlbaum und eine Art wilder Plantanen, deren Frucht aber so steinigt war, daß man sie nicht wohl essen konnte. Ausserdem gab es daselbst eine Frucht, ohngefehr von der Größe eines kleinen



C. B. Glassbach sculpsit.

Digitized by Google

Digitized by Google

kleinen Renettenapfels, nur etwas flacher und von dunkler Purpurfarbe, die, wenn sie einige Tage gelegen und mürbe geworden war, ohngefehr wie eine Pflaume schmeckte. Der Fischfang gieng hier unvergleichlich von statten, und verschiedene Kräuter gewährten uns ein nicht unebenes Zugemüse. Auf den Felsen und seichten Oertern, die zur Zeit der Ebbe trocken blieben, fand man jedes Mal eine erstaunliche Menge grosser Meerschnecken, wie auch andere Schaalenfische, und, was uns am angenehmsten war, zuweilen auch große und ungemein leckere Schildkröten.

Herr Banks nahm, nebst einigen andern, auf zween Tage eine Lustreise zu Lande vor. Sie sahen bey dieser Gelegenheit verschiedene ihnen unbekannte Thiere, die sie aber, des hohen Grases wegen, weder gehörig beobachten, noch erlegen konnten. Sie mußten auf dieser Reise entsetzlich viel von den Musquitosliegen ausstehen, wovon sie Tag und Nacht unabläßig verfolgt wurden. Sie sahen zwar verschiedene Stellen, wo sich noch ganz neuerlich Indianer aufgehalten hatten, aber sie waren nicht so glücklich einen einzigen von ihnen selbst zu Gesichte zu bekommen.

Erst am 10ten Julius liessen sich viere derselben einer in der Nähe liegenden Landspitze sehen. Sie beschäftigten sich eine lange Weile mit Fischen, und wir von unserer Seite sahen ihnen ruhig zu, ohne sie zu unterbrechen. Hierdurch wurden zween derselben bewogen bis auf einen Flintenschuß zu uns an das Schiff zu kommen, woselbst sie anhielten und sehr lange und sehr laut sprachen. Auf unsere wiederholte Einladungen und Freundschaftsbezeigungen

gungen wagten sie sich endlich, ganz dicht an unser Schiff heran, und empfiengen die Geschenke, die wir ihnen an Kleinigkeiten machten, ohne eben ein besonderes Wohlgefallen darüber zu bezeigen. Einer von unsern Leuten warf ihnen endlich einen kleinen Fisch zu: darüber äußerten sie eine sehr lebhafte Freude, und gaben sogleich zu verstehen, daß sie ihre Cammeraden gleichfalls herbeyholen wollten. Dieß geschahe. Nachdem alle viere noch einige Geschenke von uns erhalten hatten, ruderten sie dem Lande zu, und kamen an eine Stelle, wo sich Tupia nebst einigen andern niedergesetzt hatte. Ersterer bewog sie bald ihre Waffen abzulegen, und sich gleichfalls bey ihm niederzulassen. Ich selbst, nebst einigen andern, gieng auch dahin, und wir brachten die Zeit bis gegen Mittag, ganz vertraut und freundschaftlich mit einander zu. Diese Männer waren von gewöhnlicher Statur, hatten aber sehr kleine Gliedmaaßen. Ihre Haut war schwärzlich, oder dunkelbraun, ihr Haar schwarz, aber nicht wolligt, sondern abgeschnitten. Den Leib hatten sie mit rother Farbe bemalt, und einer von ihnen hatte sich die Oberlippe, und die Brust mit weißen Streifen gezeichnet. Ihre Gesichtsbildung war übrigens angenehm, ihre Augen lebhaft, ihre Zähne weiß und gut gestellt, und ihre Stimme wohlklingend und so biegsam, daß sie ohne die geringste Mühe uns allerley Worte nachsprechen konnten.

Am folgenden Morgen kamen drey derselben wiederum zurück, und brachten einen Fremden mit, den sie unter dem Namen Yaparico uns ordentlich vorstellten. Dieser Herr zeichnete sich durch einen beson-

besondern Putz aus: denn er hatte den Nasenknörpel durchbohrt, und einen Vogelknochen hineingesteckt, der über ½ Zoll dicke und ohngefehr 6 Zoll lang war. Bey weiterer Nachforschung wurden wir gewahr, daß hier jeder die Nasenwand, so wie die Ohren durchlöchert hatte, ohngeachtet sie nicht immer eine Zierrath darinn trugen. Sie hatten einen Fisch mitgebracht, den sie uns, vermuthlich zur Wiedererstattung des Unsrigen, zum Geschenk machten. Sie waren überhaupt sehr vergnügt, und schienen gar nicht willens zu seyn, uns sobald zu verlassen: da sie aber gewahr wurden, daß einer unserer Herren Reisenden ihren Kahn mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete: so sprangen sie augenblicklich ganz erschrocken in denselben hinab, und ruderten, ohne ein Wort zu sagen, mit der größten Eilfertigkeit davon.

Am folgenden Morgen fanden sich abermals drey Indianer bey uns ein, und waren mit unserer Begegnung so wohl zufrieden, daß einer von ihnen fortruderte, um noch zween andere seiner Landsleute herberzuholen, die uns, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Anzeige ihrer Namen, vorgestellt wurden. Jetzt sahen wir, daß diese Leute wirklich nicht so schwarz waren, als sie uns anfangs zu seyn geschienen hatten, sondern daß ihre Schwärze von Unreinigkeit und Rauch herrühre. Denn so groß auch die Hitze in dieser Gegend ist, so sehen sie sich doch genöthiget, sich größtentheils beym Feuer aufzuhalten, um wenigstens zur Nachtzeit vor den Musqueto's sicher zu seyn. Wir hatten ihnen gleich anfangs, unter andern Sachen, einige Rechenpfennige geschenkt, und sie ihnen an einem

Bande

Bande um den Hals gehangen: diese Bänder waren durch den Rauch schon dermaßen zugerichtet, daß man gar nicht mehr unterscheiden konnte, von welcher Farbe sie gewesen waren. In der Ferne bemerkten wir eine Frau nebst einem Knaben, welche gleich allen Uebrigen gänzlich nackt gieng. Einer von unsern heutigen Gästen trug ein sehr artig, aus Muscheln verfertigtes Halsband, und ein Armband, welches aus verschiedenen Schnüren, etwa wie unsere seidene Cordons, zusammengeflochten war. Beyde hatten ein Stück Baumrinde vor die Stirn gebunden.

Wir erhielten jetzt von Zeit zu Zeit neue Besuche von den Einwohnern, aber wenn wir zuweilen ein Verlangen bezeigten, sie zu den Ihrigen zu begleiten: so gaben sie zu erkennen, daß ihnen mit diesem Besuche nichts gedient sey. Unter allem, was sie bey uns sahen, zog nichts so sehr, als unsere gefangene Schildkröten ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese gewährten auch wirklich eine herrliche Mahlzeit, denn keiner von uns hatte sie in England jemals so wohlschmeckend gegessen. Dabey waren sie von ansehnlicher Größe, indem sie im Durchschnitte dreyhundert Pfund wogen. Einstmals da wir zwölf dergleichen Stücke auf dem Verdecke vorräthig hatten, erhielten wir einen Besuch von zehn Indianern; und es zeigte sich bald, daß die Absicht ihrer dießmaligen Höflichkeit keine andere sey, als eine dieser Schildkröten von uns zu erlangen. Bey ihrer Ankunft setzten sie ihre Lanzen, deren sie dieses Mal mehr als gewöhnlich mitgebracht hatten, an einen Baum, und lieſſen einen Mann nebst einem Knaben zur Bedeckung dabey zurück.

Sodann

Sodann ersuchten sie uns, ihnen eine davon zu geben, und da man ihnen diese Bitte abschlug, gaben sie durch Blicke und Geberden den größten Zorn darüber zu erkennen. Ich bot zu einiger Ersetzung dem einen ein Stück Zwieback an; gierig riß er mir dasselbe aus den Händen, und warf es verachtungsvoll über Bord. Ein anderer wandte sich an Herrn Banks und wiederholte ihr gemeinschaftliches Anliegen, und da auch dieser eine abschlägliche Antwort gab, stampfte er mit dem Fuße, und stieß ihn, von Zorn und Rachsucht erhitzt, einige Schritte weit von sich weg. Nachdem sie sich hierauf wechselsweise an jeden gewandt hatten, von dem sie vermutheten, daß er auf dem Schiffe etwas zu befehlen habe, fiengen sie endlich an Gewalt zu brauchen, erhaschten zwo Schildkröten, und wollten sie nach ihrem Kahne schleppen. Unsere Leute verhinderten sie daran: aber nichts desto weniger waren sie gesonnen, ihr Vorhaben durchzusetzen. Endlich, da sie sahen, daß alle ihre Mühe vergeblich sey, sprangen sie mit großer Wuth in ihren Kahn, ruderten hurtig nach dem Lande, ergriffen einen Feuerbrand, und zündeten mit demselben im Wegrennen das lange ausgedörrte Gras an, welches überall umher stand. Noch ehe wir ihre Absicht, welche dahingieng, unsere noch am Lande befindlichen Sachen in Brand zu setzen, merkten, stand schon alles rund umher in Flammen. Zum großen Glück waren das Schießpulver und die mehresten andern unentbehrlichsten Vorräthe kurz zuvor schon wieder an Bord gebracht; so daß unser Brandschaden eben nicht von gar grosser Erheblichkeit war. Nachdem nun diese ganze Gegend in Flammen stand, so liefen die Indianer

nach einem andern Orte, wo einige unserer Leute mit Waschen beschäfftiget waren, und die Fischnetze nebst einer ansehnlichen Menge von Leinewand zum Trocknen aufgehängt hatten; und steckten, aller unser Bitten und Drohungen ohnerachtet, auch da das Gras in Brand. Hier sahen wir uns endlich genöthigt, eine mit Schroot geladene Flinte auf einen derselben, wiewohl in einer Entfernung von 120 Fuß weit, abzufeuern. Er wurde dadurch verwundet, worauf sowohl er, als auch seine Cameraden, augenblicklich die Flucht ergriffen. An diesem Orte gelang es uns, dem Feuer Einhalt zu thun, bevor es noch nicht weit um sich gegriffen hatte; in der andern Gegend aber hatte die Flamme bereits den Wald ergriffen, und war daher nicht mehr zu dämpfen. Da wir bald nachher eine Partey Indianer in der Ferne gegen uns anrücken sahen: so gieng ich mit Herrn Banks und einigen andern ihnen entgegen; und nach einigen Versuchen, sie wieder zu freundschaftlichen Gesinnungen zurückzuführen, glückte es uns endlich, durch Vermittelung eines Greises von ihrer Seite, der Fehde ein Ende zu machen. Man präsentirte uns darauf, wie gewöhnlich, diejenigen von der Gesellschaft, mit denen wir noch nicht bekannt waren, und zur Bestätigung ihrer gänzlichen Aussöhnung begleiteten sie uns gegen das Schiff zurück; wollten sich aber durch nichts bewegen lassen, mit uns an Bord zu gehen.

Ich hatte von Zeit zu Zeit die in der Nähe liegenden Berge bestiegen, um die Klippen und Untiefen zu beobachten, und wurde sowohl durch meine Augen, als auch durch den Bericht des Schiffers, den ich in eben derselben Absicht in dem Boote ausgesandt

gesandt hatte, immer mehr überzeugt, das das Unternehmen, wieder unter Seegel zu gehen, mit tausend zum Theil sichtbaren, zum Theil unsichtbaren Gefahren verknüpfet sey. Gleichwohl mußte es gewagt werden. Unser Schiff war nunmehr, so weit es sich hatte wollen thun lassen, wieder ausgebessert worden: wir erwarteten daher nur eine günstige Landluft, um wieder in die See zu stechen.

Mittlerweile hatte einer unserer Leute sich im Walde verirret, und stieß, ohne daß er es sich versehen hatte, auf vier Indianer, welche sich hinter einem Busche gelagert hatten. Er hatte Besonnenheit genug, um zu begreifen, daß er, wenn er sich aufs Laufen legen wollte, einer größern Gefahr ausgesetzt seyn würde, als wenn er sich zuversichtlich bezeigte. Er nahm daher ein munteres, aufgeräumtes Wesen an, und beschenkte sie, weil er sonst gerade nichts bey sich hatte, mit seinem Taschenmesser; welches sie einer nach dem andern besahen, und alsdann es ihm wieder zustellten. Er wollte sich nunmehr empfehlen, allein man bestand darauf, daß er noch da bleiben sollte, und er hatte Standhaftigkeit genug, sich, ohne die geringste Furchtsamkeit zu äußern, bey ihnen niederzulassen. Sie betrachteten darauf sowohl ihn, als auch seine Kleider, mit großer Aufmerksamkeit, und betasteten seine Hände, als wenn sie sich überzeugen wollten, daß er ein Wesen von einerley Art mit ihnen sey. Nachdem man eine halbe Stunde hindurch ganz freundschaftlich mit ihm umgegangen war, wurde ihm durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er nunmehro wieder gehen könne. Da er hierauf im Weggehen den rechten Weg verfehlte: stunden sie von ihrem Feuer

auf, und zeigten ihm, wohin er gehen müsse, um wieder zu unserm Schiffe zu kommen.

Nach einigen fruchtlosen Versuchen, das Schiff wieder aus dem Hafen zu bringen; erreichten wir endlich den 3ten August unsere Absicht, und giengen mit einem leichten Landwinde unter Seegel. Dem Hafen, den wir jetzt verließen, gab ich den Namen Endeavour-Revier.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise von Endeavour-Reviere nach dem nördlichen Ende dieses Landes. Fernere Nachrichten von den Naturgütern und Einwohner desselben; nebst einer kleinen Probe von der Landessprache.

Nachdem wir uns bis zum 10ten August zwischen Klippen und Untiefen noch immer glücklich durchgearbeitet hatten, befanden wir uns in einer so gefährlichen Gegend, daß ich es für nöthig erachtete, uns wieder am Lande vor Anker zu legen, um erst eine hinlängliche Untersuchung, sowohl von den Bergen mit den Augen, als auch in den Booten mit dem Senkbley anzustellen. In dieser Absicht fuhr ich nebst Herrn Banks, nachdem das Schiff gesichert war, in dem Boote nach einer ohngefehr fünf Seemeilen weit vom Lande entfernten Insel, weil ich mir Hoffnung machte, daß ich von dem Gipfel eines der dortigen Berge die Lage der Untiefen besser, als vom festen Lande her, würde übersehen können. Zum Unglück aber würde das Wetter an diesem Tage so trübe, daß ich die etwanigen Lücken

oder

oder Kanäle zwischen der unabsehligen Felsenreihe, welche, so weit meine Augen reichten, in die hohe See hinausliefen, nur sehr undeutlich bemerken konnte. Ich beschloß daher, auf dieser Insel zu übernachten, in der Hoffnung, daß am folgenden Morgen sich der Gesichtskreis vielleicht aufklären dürfte. Sobald es Tag geworden war, schickte ich die Pinasse nach dem Felsenriff, um die Tiefe auszuforschen, Herr Banks gieng seinen Kräuterangelegenheiten nach, und ich selbst erstieg von neuem den Berg, um Beobachtungen anzustellen. Zu meinem großen Mißvergnügen aber war das Wetter heute noch trüber, als es den Tag zuvor gewesen war, und dabey so stürmisch, daß das Boot zurückkehren mußte, ohne sich in die Kanäle zwischen den Felsen gewagt zu haben. Indem ich also ziemlich unverrichteter Sache, wiewohl nicht ganz ohne Nutzen, diese Insel wieder verließ, gab ich ihr den Namen Eydexeninsel (Lizard-Island) weil wir kein anderes Thier, als eine große Art Eydexen allda zu Gesicht bekommen hatten.

Im Zurückkehren stiegen wir auf einer andern niedrigen Insel aus, auf welcher wir eine erstaunende Menge Vögel, und außer einem Adlersneste, auch ein anderes ungeheueres Nest fanden, dessen Erbauer wir aber nicht zu sehen bekamen. Es hatte 26 Fuß im Umkreise, war 2 Fuß 8 Zoll hoch, und war von dünnen Knüppeln auf der Erde angelegt worden. Ich gab dieser Insel den Namen Adlersinsel (Eagle-Island). Sowohl hier, als auch auf der vorigen Insel fanden wir deutliche Spuren, welche zeigten, daß die Indianer vom festen

Lande zuweilen herüberkommen müssen, um dem Fischfang obzuliegen.

Nach verschiedenen anderweitig angestellten Untersuchungen und Berathschlagungen fiel endlich die einstimmige Entscheidung dahinaus, daß wir, anstatt einen Kanal längst der Küste hin aufzusuchen, uns vielmehr vom Lande vors erste zu entfernen, und in die hohe See zu stechen suchen müßten. Wir giengen demnach am 13ten wieder unter Seegel, und sahen uns endlich, nachdem wir die Brecher mit möglichster Behutsamkeit zurückgelegt hatten, zur allgemeinen Freude der ganzen Schiffsmannschaft, endlich einmal wieder in offnem Meere, wo wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine Bänke mehr zu befürchten hatten.

Allein, da wir hierdurch das Land ganz aus dem Gesichte verloren, und ich mir gleichwohl fest vorgesetzt hatte, durch unsere Reise, es koste nun auch was es wolle, mit Gewißheit zu entscheiden, ob dieses Land mit Neu-Guinea zusammenhänge, oder davon getrennet sey? so sahe ich mich genöthiget, wieder landeinwärts zu steuern, und so befanden wir uns in kurzer Zeit abermals zwischen Klippen und Untiefen, welche uns fast in jedem Augenblicke einen unvermeidlichen Untergang droheten. Es würde für diesen Auszug zu weitläuftig seyn, alle die sichtbaren Gefahren, die uns verschiedene Tage hindurch unaufhörlich vor Augen schwebten, und alle die Arbeiten, alle die Mühseligkeiten, denen wir uns, um dem Tode zu entgehen, unterziehen mußten, umständlich zu beschreiben. Es sey daher genug, hier anzumerken, daß wir zu wiederhohlten Malen, zwischen uns und einem gewissen Untergange,

gange, nur noch gerade so viel Raum erblickten, als ohngefähr von der Basis einer Meereswelle ausgefüllt wird, und daß wir unsere jedesmal unverhoffte Errettung größtentheils einer bloßen Zufälligkeit, auf die wir vorher nicht im mindesten rechnen durften, zu verdanken hatten.

Den 21sten August, da wir uns im 11ten Grade südlicher Breite befanden, glaubten wir endlich einen Weg, nach dem indianischen Meere hin, vor uns zu sehen. Um mich aber hiervon mit mehrerer Gewißheit zu überzeugen, beschloß ich auf einer Insel, bey welcher wir uns vor Anker gelegt hatten, ans Land zu gehen. Indem wir von dem Schiffe abstießen, erblickten wir zehen von den Eingebornen auf einem Berge, welche alle, bis auf einen einzigen, mit Lanzen bewaffnet waren. Dieser einzige trug nämlich Bogen und Pfeile, das erste Beyspiel von dieser Art Waffen, welches wir hier zu Lande zu Gesicht bekamen. Dieser Bogenschütze, nebst zween andern, kamen an den Strand herab, um, wie wir glaubten, uns die Landung streitig zu machen. Indem wir uns aber der Küste näherten, sahen wir sie ganz gemächlich und ruhig wieder fortgehen. Auf einem ziemlich hohen und ganz unfruchtbaren Berge, den wir hierauf bestiegen, entdeckte ich ganz deutlich, daß das Land allhier ein Ende nehme, und daß solchergestalt ein Kanal zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea, durch welchen wir nach dem östlichen Weltmeere hindurch seegeln könnten, wirklich vorhanden sey. Da ich nunmehr an dieser östlichen Küste von Neu-Holland, von 38 Grade südlicher Breite an, bis hierher gesegelt war, und zuverläßig wußte, daß ich hierinn noch keinen

Vorgänger gehabt hätte: so ließ ich noch einmal die englische Flagge wehen, und nahm diese ganze östliche Küste, nebst allen daran liegenden Bayen, Häfen, Revieren und Inseln, im Nmen Sr. Majestät, des Königs Georg des Dritten, unter der Benennung von Neu-Süd-Walles förmlichen Besitz, welche Feyerlichkeit unter einer dreymaligen Salve aus dem kleinen Gewehre, sowohl zu Lande, als auch auf dem Schiffe, vollzogen wurde. Die Insel, auf welcher dieses geschahe, nannte ich die Besitznehmungsinsel (Possession Island).

Diese ganze Nacht über blieben wir vor Anker liegen. Am folgenden Morgen entdeckten wir, mit Zuziehung der Ferngläser einige, gleichfalls nackt gehende Weiber am Strande, welche Schaalenfische einsammelten; gegen 10 Uhr giengen wir wieder unter Seegel; und schifften nunmehr um den nördlichen Theil von Neu-Holland herum, dem ostindischen Meere zu. Mein Vergnügen, mich nunmehr an dem Ziele unserer bisherigen Mühseligkeiten und Gefahren zu sehen, und die wichtige Frage, um deren Entscheidung es mir so sehr zu thun gewesen war, nun mit völliger Gewißheit beantworten zu können, war unbeschreiblich. Die nordöstliche Einfahrt in diejenige Straße, in welche wir jetzt eingelaufen waren, liegt in der südlichen Breite von 10 Grad, 39 Minuten, und in der westlichen Länge von 218 Grad, 36 Minuten. Sie wird auf der Südostseite von dem nördlichen Ende von Neu-Holland, und von der Nordwestseite von einer Menge von Inseln begrenzt, welche ich die Wallis-Inseln nannte, und welche sich wahrscheinlicher Weise bis nach Neu-Guinea hinüber erstrecken.

cken. Die Straße ſelbſt habe ich nach unſerm Schiffe, die Endeavour-Straße (Endeavour-Streights) genannt.

Jetzt ſoll das Merkwürdigſte von Neu-Südwallis oder von der öſtlichen Küſte von Neu-Holland, welches in der vorhergehenden Erzählung übergangen worden, kürzlich nachgeholet werden. Es iſt dieſes ſonder Zweifel das größte von allen jetzt bekannten Ländern, welche nicht mit dem Namen eines Welttheils belegt werden. Die Länge der von uns beſchifften Kiſte beträgt, unter eine gerade Linie gebracht, nicht weniger als 27 Grade der Breite, welche ohngefähr 2000 engliſche Meilen ausmachen, ſo daß die Quadratoberfläche dieſes Landes größer, als ganz Europa, ſeyn muß. Im Ganzen genommen iſt es mehr flach, als bergigt, ſo wie der Boden auch mehr unfruchtbar als fruchtbar genannt zu werden verdient.

Unter den Bäumen dieſes Landes, deren es eben nicht von vielerley Arten giebt, ſind der Gummibaum, der ein dunkelrothes Gummi giebt, welches dem ſogenannten Drachenblute gleichet, und ein anderer fichtenartiger Baum, um deswillen die merkwürdigſten, weil ich ſie für die einzigen halte, welche zu Bauholz gebraucht werden können. Auſſerdem giebt es allhier verſchiedene Arten von Palmbäumen; deren einige den ſogenannten Palmkohl, andere hingegen eine Art Nüſſe von der Größe einer Caſtanie tragen. Ohngeachtet dieſe Nüſſe, bey einem Verſuche, den wir damit anſtellten, für uns die Wirkung eines ſtarken Brech- und Purgiermittels hatten: ſo konnten wir doch aus verſchiedenen Anzeigen ſchließen, daß ſie den Eingebornen zur

Speise dienen müssen. Sogar unsere Schweine wurden krank davon, und einige derselben mußten den Geist darüber aufgeben. Uebrigens fanden wir, außer den Mangrovebäumen und verschiedenen Stauden, welche eine schlechte Art Feigen trugen, auch eine Frucht, welche einer Kirsche gleich war, die aber, statt des Steins, einen weichen Kern hatte.

In Absicht der vierfüßigen Thiere, ist das merkwürdigste derselben, das Kanguruh, schon oben beschrieben worden. Hiernächst giebt es daselbst eine Art von Iltis, von den Einwohnern Quoll genannt, welcher einen braunen mit weißen Flecken bezeichneten Rücken, und einen weißen Bauch hat. Einige von unsern Leuten wollten auch Wölfe gesehen haben. Unter dem Seegeflügel verdienet besonders eine Art erstaunlich großer Pelikane genannt zu werden. An Landvögeln fanden wir Raben, Papageyen, Cacadous, Tauben, Wachteln, Trappen, Reyger, Kraniche, Falken und Adler.

Von den Schlangen, die wir sahen, waren einige giftig, andere nicht. Außer diesen gab es auch Scorpionen, Centipeden und Eydexen. Die Insekten bestanden größtentheils aus Musquito's und Ameisen; und zwar gab es von den letztern vielerley Arten, wovon die merkwürdigsten schon oben sind beschrieben worden. Die See an dieser Küste ist so fischreich, daß wir selten das Netz auswarfen, ohne 50 bis 200 Pfund Fische herauf zu ziehen. Die mehrsten fanden wir ungemein wohlschmeckend.

Was die Einwohner betrifft, so scheint die Zahl derselben in Verhältniß mit der Größe des Landes überaus klein zu seyn. Selbst dann, wann sie uns angreifen wollten, sahen wir nie über 14 oder 15

streitba-

streitbare Männer zusammen. Da wir nicht die mindeste Spur von einem unter ihnen bekannten Ackerbau vorfanden: so ist es sehr wahrscheinlich, daß sich die Eingebornen größtentheils unferne der Küste aufhalten, um von Seethieren sich zu ernähren; und unter dieser Voraussetzung würde die Wahrscheinlichkeit der Vermuthung, daß das Land sehr schlecht bevölkert sey, um so viel größer werden. Eigentlich haben wir nur mit einem einzigen Stamme derselben einen ordentlichen Umgang gehabt, nämlich mit denen, welche bey dem Endeavour-Reviere wohnten. Und daselbst lernten wir überhaupt nicht mehr als 20 Personen kennen; nämlich zwölf Männer, sieben Weiber, einen Knaben und ein Mädchen. Die Weiber wurden alle Mal in einer gewissen Entfernung zurückgelassen, so daß wir diese gar nicht in der Nähe zu Gesicht bekamen. Die Männer waren von mittler Größe, wohlgebildet, stark und hurtig; ihre Stimmmen waren beynahe weibisch sanft. Der Schmutz, womit ihr ganzer Körper überzogen war, machte sie so schwarz als Mohren, und hielt so fest, daß er nicht abgewaschen werden konnte, um dadurch ihre natürliche Farbe kenntbar zu machen. Ihre Gesichtsbildung ist nicht unangenehm, weil sie weder durch platte Nasen, noch durch aufgeworfene Lippen verunstaltet werden. Ihr Haar, welches schwarz und lang ist, pflegen sie abzuschneiden, oder vielmehr abzusengen; so wie sie auch den Bart verkürzen. Sie gehen übrigens alle durchaus nackt. Außer dem Nasenputz, dessen schon oben erwähnt worden ist, bemalen sie sich mit rother und weißer Farbe. Ihre Zierrathen hielten sie durchgängig so hoch, daß sie

durch

durch nichts zu bewegen waren, irgend etwas davon zu vertauschen, man mogte ihnen auch dafür anbieten, was man wollte. Unter allen unsern schönen Sachen war gerade nichts, wornach sie einige Begierde geäußert hätten, vermuthlich, weil sie ganz und gar keinen Gebrauch davon zu machen wußten.

Beständige Wohnsitze schienen sie nirgends zu haben; denn ihre Hütten waren so elend, daß sie nicht einmal den Namen einer Wohnung verdienten. Ihr Hausgeräth ist eben so dürftig. Es besteht aus einem von krummgebogener Baumrinde verfertigten Gefäß, und aus einem gestrickten Sacke. In dem ersten tragen sie Wasser, in dem andern hingegen fanden wir gemeiniglich einige Stücke Farbe zum Schminken, ein wenig Harz, Angelhaken und Schnüre; ein Paar Muschelschaalen (woraus sie ihre Angelhaken machen) einige Zinken zu ihren Wurfspießen, und allenfalls noch einige andere zu ihrem Putz gehörige Dinge, welches, alles zusammengenommen, ihren ganzen Reichthum ausmacht.

Die einzige Pflanze, welche ihnen ein wirkliches, gutes Nahrungsmittel giebt, ist die Yamwurzel. Wir sahen nicht, daß sie irgend eine Art Fleisch roh gegessen hätten; vom Kochen hatten sie keinen Begriff, weil es ihnen an Geräthschaft dazu fehlt; es wird daher bey ihnen alles entweder auf Kohlen geröstet, oder in einem Loche voll glühender Steine gebacken. Wir bemerkten, daß sie gemeiniglich eine gewisse Art Blätter im Munde hatten, die sie, wie der Engländer den Taback, käueten. Es war vermuthlich eine Art von Beetelpflanze, deren man sich in Ostindien zu eben diesem Behufe bedienet. Das Feuer konnten sie durch ein sehr schnelles An-

einander-

einanderreiben zweyer Stücke von einem dürren Holze in bewundernswürdiger Geschwindigkeit hervorbringen. Ihre Waffen bestehen aus Spießen und Lanzen, deren sie sich vorzüglich zum Fischfange, vielleicht auch zur Jagd bedienen. Diese wissen sie, durch Hülfe eines Steckens, bis auf 150 Fuß weit, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu werfen. Ihre Kähne sind die schlechtesten, welche man sich nur vorstellen kann; denn sie bestehen blos aus einem Stück Baumrinde. In den nördlichen Gegenden des Landes fanden wir sie etwas besser; denn da hatte man sie aus einem ausgehöhlten Stamme verfertiget. Ihre einzigen Werkzeuge, die wir bey ihnen wahrnahmen, sind ein steinernes Beil; ein gleichfalls aus Stein gemachter Keil; ein hölzerner Hammer; einige Muschelschalen und Korallenstücke. Zum Glätten bedienen sie sich, statt des Schachtelholzes, der Blätter eines gewissen wilden Feigenbaums, welche ganz bequem dazu sind.

Daß sie ihre Lanzen nicht blos zum Fischfange, sondern auch zu einem kriegerischen Gebrauche führen, läßt sich daraus schließen, daß sie auch mit Schildern, aus Baumrinde verfertiget, versehen sind. Denn wozu könnten ihnen diese nützen, wenn keine Feinseligkeiten unter ihnen statt fänden.

Wie viel wir ohngefähr von ihrer Sprache zu lernen Gelegenheit hatten, läßt sich aus der vorhergehenden Erzählung von unserm verschiedentlichen Aufenthalte am Lande schon von selbst schließen. Ohngeachtet es aber bey einem so kurzen Umgange mit den Eingebornen unmöglich war, auch nur eine nothdürftige Kenntniß derselben zu erlangen: so haben unsere Nachforschungen uns doch wenigstens

in

in den Stand geſetzt, eine kleine Probe von der neuholländiſchen Landesſprache mitzutheilen. Jeder von uns ſchrieb diejenigen Wörter, welche er gelernt hatte, für ſich beſonders auf; nachher wurde eine Vergleichung angeſtellt, und nur diejenigen, welche in allen Regiſtern gleichlautend waren, wurden in folgendes Verzeichniß aufgenommen.

Deutſch.	Neuholländiſch.	Deutſch.	Neuholländiſch.
Der Kopf,	Wageegee.	Das Haar,	Morye.
Die Augen,	Meul.	Die Ohren,	Melea.
Die Lippen,	Yembe.	Die Naſe,	Bonjoo
Die Zunge,	Unjar.	Der Bart,	Wallar.
Der Nacken,	Doomboo.	Die Bruſtwarze,	Cayo.
Die Hände,	Marigal.	Die Schenkel,	Coman.
Der Nabel,	Toolpoor.	Die Knie,	Pongo.
Die Füße,	Edamal.	Die Ferſe,	Kniorror.
Ein Cacadou,	Wanda.	Die Fußſohle,	Chumal.
Der Fußknöchel,	Chongurn.	Die Nägel,	Kulke.
Die Sonne,	Gallan.	Das Feuer,	Meanang.
Ein Stein,	Walba.	Sand,	Yowal.
Ein Strick,	Gurka.	Ein Mann,	Bama.
Das Männchen von einer Schildkröte,	Poinga.	Das Weibchen von einer Schildkröte,	Mameingo.
Ein Kahn,	Marigan.	Rudern,	Pelenyo,
Niederſitzen,	Takai.	Glatt,	Miercarrar.
Ein Hund,	Cota oder Kota.	Ein Goldammer,	Perpere oder Pier Pier.
Blut,	Garmbe.	Holz,	Yocou.
Der Knochen, den ſie in der Naſe tragen,	Tapool.	Ein Sack,	Charngala.

Waffen,

Deutsch.	Neuholländisch.	Deutsch.	Neuholländisch.
Waffen,	Aco oder Acol.	Der Daum,	Eboor balga.
Der kleine Finger,	Nakil oder Eboornakil.	Die drey übrigen Finger,	Egal-baiga.
Der Wolkenhimmel,	Kere oder Kearre.	Ein Vater,	Dunjo.
Ein Sohn,	Iumurre.	Eine große Meerschnecke,	Moingo.
Cocos, Yams,	Maracotu.	Cher, Cherco, Yarcaw, Tut, tut,	Bewundernde Ausrufungen, wie wir vermuthen; wovon sie alle Augenblicke Gebrauch machten.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Reise von Neu-Süd-Wallis nach Neu-Guinea; Begebenheiten, die sich bey einer daselbst gewagten Landung ereigneten. Fahrt von da nach der Insel Saru; Nachricht von unserm dasigen Aufenthalte.

Den 24sten August hatten wir bereits das Land aus dem Gesichte verloren; und noch an eben diesem Tage sahen wir uns schon wieder in einer sehr nahen Gefahr, zu scheitern, weil wir uns, ehe man sichs versah, von gefährlichen Untiefen eingeschlossen fanden.

den. Es glückte uns indeß auf eben dem Wege, auf welchem wir bis dahin gekommen waren, wieder umzukehren, und sonach dem Untergange noch einmal zu entfliehen.

Da wir uns der Küste von Neu-Guinea näherten, fanden wir, daß die Oberfläche des Meers mit einem bräunlichen Schaum bedecket war, der aus unzählichen kleinen Theilen bestand, die der Vermuthung unserer Naturforscher nach, zum Gewächsreiche gehörten. Unter dem Vergrößerungsglase zeigte es sich, daß diese Theilchen wieder aus dreyßig bis vierzig unendlich kleinen Röhrchen bestanden, deren jedes abermals durch Scheidewände in viele noch kleinere Zellen abgetheilt war. Eben eine solche Erscheinung hatten wir schon vorher an der Küste von Brasilien und von Neu-Holland bemerkt.

Den 28sten ward die Küste von Neu-Guinea vom Mastkorbe aus entdeckt; an der wir die folgenden Tage hindurch bis zum dritten September entlang seegelten. An diesem Tage machte ich einen Versuch, mit einigen der Herrn Reisenden ans Land zu gehen. Nachdem wir den Strand betreten hatten, fanden wir bald hinlängliche Anzeigen, aus denen man schließen konnte, daß es dieser Gegend nicht an Bewohnern fehlen müsse. Ein dickes Gebüsch, welches sich bis auf 300 Fuß weit gegen den Strand hinabzog, erforderte daher einige Behutsamkeit von unserer Seite, um nicht aus demselben, als aus einem Hinterhalte, unvermuthet angefallen zu werden. Wir kamen bald an ein Wäldchen von Cocosbäumen, welche die Ufer eines kleinen Bachs beschatteten, und alle voll Früchte waren. Mit sehnsuchts-

ſuchtsvollem Verlangen ſahen wir ſie hängen, und gleichwohl durften wir es nicht wagen, hinauf zu ſteigen, um uns derſelben zu bemächtigen. Nebenbey ſtanden auch Plantanen und ein Brodfruchtbaum. Indem wir uns an dem Anſchauen derſelben labeten, kamen plötzlich drey Indianer mit einem entſetzlichen Geſchrey aus dem Gehölz hervorgeſprungen. Der erſte ſchleuderte im Laufen etwas aus der Hand, welches zur Seite flog, und wie Schießpulver brannte, doch ohne einen Knall von ſich zu geben: die andern beyden warfen ihre Lanzen nach uns. Ein Paar mit Schroot auf ſie abgefeuerte Flinten brachten ſie einen Augenblick zum Stillſtehen: aber da das Schroot vermuthlich nicht ſo weit getragen hatte: ſo erneuerten ſie ihren Angriff mit einem dritten Wurfſpieße. Wir feuerten daher gleichfalls zum zweyten Male nach ihnen, und zwar mit Kugeln, wodurch ſie augenblicklich zur Flucht bewogen wurden. Doch hatten wir die Freude, zu ſehen, daß ſie ganz munter davon liefen, und alſo wahrſcheinlicher Weiſe keine ſchwere Wunden erhalten haben konnten. So ſehr uns auch die hier befindlichen Früchte zu ſtatten gekommen wären, ſo ſchien mir doch der Preis, um den wir ſie hätten erkaufen müſſen — das Leben der rechtmäßigen Herrn derſelben, zu theuer; und hielt es daher für rathſam, wieder nach dem Schiffe zurückzukehren. Noch ehe wir das Boot erreichten, ſahen wir auf einer nicht ſehr fernen Landſpitze Verſchiedene der Eingebornen zum Vorſchein kommen, deren Anzahl in kurzer Zeit bis beynahe auf hundert Mann anwuchs. Wir beobachteten ſie eine Zeitlang vom Waſſer her, und bemerkten, daß ſie faſt einerley Anſehen mit den Neu-Holländern

dern hatten, und auch eben so, wie jene, gänzlich entblößt giengen, nur daß sie nicht völlig von so dunkelbrauner Farbe zu seyn schienen. Vielleicht rührte dieses daher, daß sie minder schmutzig waren. Während der Zeit, daß wir unsere Beobachtungen über sie anstellten, forderten sie uns unter einem unaufhörlichen Geschrey zum Kampf heraus, und je 4 oder 5 derselben brannten zugleich ihr obenbeschriebenes Feuer ab. Woraus dieses Feuer eigentlich bestehen mochte, und in welcher Absicht sie es abbrannten, blieb uns ein Geheimniß. Die Art und Weise, mit welcher sie dabey verfuhren, bestand darin, daß sie einen kurzen Stecken, welcher vielleicht ein hohles Rohr war, einige Mal um den Kopf schwenkten; worauf man Feuer und Rauch, wie aus einer Musquete, hervorbrechen sahe. Vom Schiffe aus hatte es völlig das Ansehen gehabt, als wenn man plotonweise auf uns feuerte. Nachdem wir ihnen lange genug in der Ferne zugesehen hatten, feuerten wir endlich eine Flintenkugel über ihre Köpfe hin, worauf sie sich allmählich zurückzogen.

Da nun zu einem freundschaftlichen Umgange mit den Eingebornen keine Hoffnung übrig war: so verließen wir diese Gegend, welche in der Süderbreite von 6 Grade, 15 Minuten liegt, und steuerten westwärts. Nachdem wir verschiedene Inseln vorbeygesegelt waren, deren Lage wir in den Seecharten sehr oft unrichtig angegeben fanden; erblickten wir den 17ten September, wider unsere Erwartung, ein Eyland, welches wir anfangs für eine neue Entdeckung hielten. Wir steuerten also darauf zu, und bekamen bey unserer Annäherung nicht bloß Häuser und Cocosbäume, sondern auch zu unserm

serm großen Vergnügen ganze Heerden Schafe zu Gesicht. Dieß war, für Leute in unserer Lage, eine zu starke Versuchung, als daß wir hätten weiter seegeln können, ohne einen Versuch gemacht zu haben, ob nicht mit den Bewohnern dieser Insel vielleicht eine Unterhandlung zu errichten sey. Ich schickte daher den Lieutenant Herrn Gore in der Pinasse ab, um eine Landungsstelle ausfündig zu machen. Mittlerweile erblickten wir zween Männer zu Pferde, welche auf den Bergen spazieren zu reiten schienen, und von Zeit zu Zeit still hielten, um das Schiff zu beobachten. Dieser Umstand machte es uns wahrscheinlich, daß sich Europäer allhier müßten niedergelassen haben.

Herr Gore berichtete bey seiner Zurückkunft, daß er in einer kleinen sandigten Bucht gelandet, und von ohngefehr zehn Eingebornen gar freundlich bewillkommt sey. Sie hatten ihm sowohl an Gestalt, als auch an Kleidung den Malayen ähnlich geschienen, und so wie diese, statt aller andern Waffen, bloß ein Messer in dem Gürtel getragen. Ohngeachtet er nun noch keinen Ankerplatz für das Schiff ausfündig gemacht hatte: so schickte ich ihn gleichwohl zurück ans Land, um, wo möglich, einige Nothwendigkeiten für unsere Kranken einzukaufen. Bey seiner abermaligen Zurückkunft berichtete er, daß er einige der Vornehmen des Landes gesehen habe, welche mit feiner Leinewand bekleidet gewesen wären, und goldene Ketten um den Hals getragen hätten. Man hatte ihm durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß in einiger Entfernung ein Hafen, und neben demselben eine Stadt liege, allwo es Schafe, Schweine, Geflügel und Früchte im Ueberfluß

gäbe. Sie hatten zu wiederholten Malen das Wort Portugiesen ausgesprochen, woraus wir schlossen, daß es auf der Insel irgendwo Leute von dieser Nation geben müsse.

Des Abends um 7 Uhr erreichten wir den uns angewiesenen Hafen, und giengen darinn vor Anker. Da wir bey unserer Annäherung eine kleine Flagge aufsteckten, sahen wir, daß man in der Stadt ein Gleiches that; zu unserer Verwunderung aber waren es holländische Flaggen, welche man wehen ließ. Zu gleicher Zeit hörten wir drey Kanonenschüsse abfeuern.

Der Lieutenant, welcher den folgenden Morgen wieder ans Land geschickt wurden, fand am Strande eine Wache von ohngefähr 30 mit Flinten bewaffneter Indianer, welche ihn in Empfang nahmen, und nach der Stadt führten. Hier wurde er dem Raja, oder König vorgestellt, dem er, durch Hülfe eines portugiesischen Dollmetschers einen Bericht von unserm Schiffe, und von der Absicht unsers Hierseyns abstatten mußte. Der Raja erklärte darauf, daß er bereit sey, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen; nur müsse er vorher, vermöge eines Bündnisses, worin er mit der holländischen ostindischen Compagnie stünde, bey dieser erst um Erlaubniß dazu anhalten lassen, welches sogleich durch einen auf der Insel befindlichen Holländer geschehen sollte. Dieser Holländer, welcher, wie wir nachher erfuhren, Johann Christoph Lange hieß, und von Geburt ein Sachse war, fand sich auf ein an ihm ergangenes Schreiben bald nachher persönlich ein; betrug sich sehr freundlich gegen Herrn Gore, und versprach, daß es uns frey stehen solle,

alles

alles, was wir nöthig hätten, einzukaufen. Auf Verlangen führte der Lieutenant sowohl ihn, als auch den Raja zu unserm Schiffe, und ließ ein Paar der Unsrigen, als Geisseln, in der Stadt zurück. Da wir auf dem Schiffe gerade zu Mittage speisen wollten, ließen sie sichs gefallen, die Mahlzeit mit uns einzunehmen. Der König schien indeß in grosser Verlegenheit zu seyn, und versicherte, daß er es kaum glauben könnte, daß wir ihm erlauben wollten, bey uns zu sitzen, da wir doch weiße Männer wären. Wir benahmen ihm seine Besorgnisse, setzten uns darauf vergnügt zu Tische, und verzehrten ein Stück Hammelfleisch. Der König nahm von diesem Umstande Gelegenheit, sich ein englisches Schaf auszubitten, und da ihm dieses verwilliget wurde, ohngeachtet wir nur noch eins besaßen, so gab er ferner zu verstehen, daß ein englischer Hund gleichfalls ein sehr angenehmes Geschenk für ihn seyn würde. Herr Banks schenkte ihm darauf sein Windspiel. Herr Lange versicherte von seiner Seite, daß ein Fernglas eine überaus schätzbare Sache sey, worauf seine Wünsche gleichfalls befriediget wurden. Das Glas gieng unterdeß so fleißig herum, daß unsere Gäste es endlich für gut befanden, sich noch zu rechter Zeit wieder nach Hause zu verfügen. Da der König ein Verlangen bezeigte, die Kriegesübungen unserer Seesoldaten in Augenschein zu nehmen, so ließ ich sie sämmtlich drey Mal feuern; worauf er über die Geschwindigkeit, mit welcher alles, und zwar auf einmal, von statten gieng, ganz außer sich vor Erstaunen war. Herr Banks und Dr. Solander begleiteten sie ans Land, und im Ab-

fahren legten sie ihre Erkenntlichkeit durch ein dreymaliges Freudengeschrey an den Tag.

In der Stadt, welche der Menge der Häuser nach (die aber nur aus Dächern und Pfosten bestehen) nicht unbeträchtlich ist, bewirthete man unsere Herrn Reisenden mit Palmweine, welcher ein hiesiges Landesprodukt ist. Dieses Getränk, welches bloß der frische ungegohrne Saft des Palmbaums ist, schmecket süß, und eben nicht unangenehm.

Am andern Morgen gieng ich mit Herrn Banks und verschiedenen andern Herrn selbst ans Land, in der Hoffnung, einige Büffelochsen, Schafe und Geflügel einzukaufen, welche dem Versprechen des Königs nach, an den Strand herabgetrieben werden sollten. Bey unserer Ankunft ärgerten wir uns nicht wenig, zu bemerken, daß noch ganz und gar keine Anstalt dazu gemacht worden sey. Wir verfügten uns nichts desto weniger nach dem großen Versammlungshause, welches die holländische ostindische Compagnie, nebst einigen andern allhier hat erbauen lassen, und trafen daselbst Herrn Lange und den König, nebst einer Menge zur Aufwartung bestimmter Menschen an. Der Name des Königs war A Madocho Lomi Djara. Sobald wir vom Einkauf der Büffelochsen, Schafe, Schweine und anderer Lebensmittel zu sprechen anfiengen, verwieß uns Herr Lange an die Eingebornen, und verließ uns, indem er beym Weggehen sagte, daß er einen Brief von dem Statthalter zu Concordia auf Timor erhalten habe, dessen Inhalt er uns bey seiner Zurückkunft mittheilen wolle.

Da mittlerweile die Mittagszeit herannahete, und wir wegen der Mahlzeit verlegen waren: erklärten

klärten sich seine Majestät überaus gnädig, daß, wenn wir uns gefallen lassen wollten, von Speisen zu essen, welche seine Unterthanen zubereitet hätten, welches er kaum erwarten könne, er selbst die Ehre haben würde, uns zu bewirthen. Wir nahmen sein Anerbieten mit Dank an, und schickten sogleich nach dem Schiffe, um Weine holen zu lassen.

Das Mittagsessen wurde in 36 Schüsseln oder vielmehr Körben, worinn wechselsweise Reis und Schweinefleisch enthalten war, und in drey irdenen Schalen aufgetragen, welche mit Schweinefleischsbrühe angefüllet waren. Diese sämmtlichen Gerichte wurden auf den Boden gesetzt, und wir mußten uns auf rings umher ausgebreiteten Matten dabey niederlassen, nachdem wir vorher, dem Landesgebrauche gemäß, die Hände gewaschen hatten. Da wir eine gute Weile auf den König gewartet hatten, und wir uns endlich erkundigten, wo er bliebe? erhielten wir zur Antwort: daß es der Sitte des Landes gemäß, demjenigen, der ein Gastmahl gäbe, nicht gebühre, sich mit seinen Gästen zugleich niederzulassen; daß er aber, im Fall wir eine Vergiftung besorgten, kommen, und von allem kosten wolle. Wir erklärten sogleich, daß wir von einem solchen Argwohn weit entfernt wären, und auf keine Weise verlangten, daß die Gebräuche ihrer Gastfreundschaft unsertwegen abgeändert würden. Des Königs erster Minister und Herr Lange waren indeß von unserer Gesellschaft, und wir ließen es uns sämmtlich gar vortreflich schmecken. Nach der Tafel hofften wir, daß es dem König wenigstens mit uns zu trinken erlaubt seyn würde, und ließen ihn daher von neuem um seine Gesellschaft ersuchen: aber auch

dieses wurde mit der Entschuldigung abgelehnt, daß der Wirth bey einem Feste sich niemals betrinken müsse, und daß er, um dieses desto sicherer zu beobachten, ganz und gar keine starke Getränke kosten dürfe.

Da es eine gewöhnliche Wirkung des Weins ist, daß er die Herzen warm und offen macht, so versuchten wir jetzt, da dieser Einfluß desselben merklich zu werden begann, die Materie von Büffelochsen und Schafen wieder auf das Tapet zu bringen, deren bisher mit kein - Sylbe war gedacht worden. Unser Sachse theilte uns darauf mit großer Kaltblütigkeit den Inhalt des von Concordia erhaltenen Schreibens in folgenden Worten mit: daß, wenn ein Schiff, wie das unsrige, allhier vor Anker gehen, und verschiedener Vorräthe bedürftig seyn würde, er ihm zwar aushelfen, aber nicht zugeben sollte, daß es sich länger verweilen dürfte, als unumgänglich nöthig wäre; auch sollte uns nicht verstattet werden, dem gemeinen Volke irgend ein Geschenk von einigem Belang zu machen, oder den Vornehmern dergleichen zurückzulassen, um hernach unter dasselbe vertheilt zu werden. Doch fügte er sehr gnädig hinzu, sollte es uns unverwehrt seyn, für kleine Dienstleistungen und Palmwein Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten zu verschenken. Wir vermutheten sämmtlich, daß dieser Brief eine Erdichtung sey, die auf Geldschneidereyen abzwecke.

Alles, was an diesem Tage zu Markte gebracht, und von unsern Leuten war gekauft worden, bestand in etwas Federvieh, und einem großen Vorrathe von einer gewissen Art Syrups, der aus Palmbaumsafte gemacht wird. Da am folgenden Tage der

Markt

Markt eben so schlecht für uns ablief, und wir bey Herrn Lange uns deswegen beklagten, gab er zu verstehen, daß die Einwohner nicht recht mit uns zufrieden wären, weil wir ihnen kein Gold für ihre Lebensmittel angeboten hätten. Herr Banks, zu dem er dieses sagte, würdigte ihn keiner Antwort, sondern begab sich von ihm weg. Denn es war nur mehr als zu wahrscheinlich, daß dieser eigennützige Mann damit umgieng, sich auf unsere Kosten einen unerlaubten Gewinn zu machen.

Am folgenden Tage gieng ich selbst wieder auf den Marktplatz, und machte mir daselbst einen alten ehrwürdigen Mann, den wir, seines von uns bemerkten Einflusses wegen, den Premierminister des Königs zu nennen pflegten, durch ein Fernglas, welches ich ihm schenkte, zum Freunde. Mittlerweile sahe ich, zu meinem großen Erstaunen, den Dr. Solander, der nach der Stadt gegangen war, um mit Herrn Lange zu reden, unter einer Bedeckung von ohngefähr hundert mit Musqueten und Lanzen bewaffneter Männer zurückkehren. Herr Solander erzählte mir, Lange habe ihm eine Erklärung vom Könige verdollmetschet, des Inhalts: „die Leute wollten nicht mit uns handeln, weil wir uns geweigert hätten, mehr als die Hälfte des Werths der Sache zu erlegen; auch sollte es unter keinerley Vorwande uns länger, als heute, erlaubt seyn, Handel zu treiben, und wenn wir nachher auch noch so viel bezahlen wollten.“ Außer dem Officier, welcher die besagte Mannschaft anführte, war noch ein gewisser College des holländischen Faktors mit zu uns herab gekommen. Dieser wiederholte mir eben denselben Befehl im Namen des Königes. Wir bemerkten

merkten alle deutlich genug, daß dieß ein bloßer Kunstgriff des Faktors sey, um Geld von uns zu erpressen, und indeß wir unschlüßig waren, was wir thun sollten, fieng der eben genannte College desselben an, diejenigen, welche Lebensmittel zum Verkauf herbey gebracht hatten, fortzutreiben. Ich warf einen Blick auf meinen alten Freund, und da ich in seinen Augen zu lesen glaubte, daß er mit dem, was vorgieng, gar nicht zufrieden sey: so nahm ich ihn bey der Hand, und schenkte ihm einen alten Soldatendegen. Dieß gab der Sache auf einmal eine andere Wendung. Mit Entzücken nahm er den Degen an, schwenkte es vor unserm Widersacher, der sich vor ihm wie ein Fuchs vor dem Löwen schmiegte, und ließ ihn darauf zusammt dem kommandirenden Officier, hinter sich auf die Erde niedersitzen. Nun sahe man deutlich, daß nichts, als die Habsucht dieser eigennützigen Menschen uns im Wege gestanden hatte: denn von diesem Augenblicke an wurden uns so viel Büffelochsen und andere Lebensmittel zum Verkauf gebracht, als wir nur verlangen konnten. Für einen Büffelochsen gaben wir nunmehr durch die Bank nicht mehr als eine Flinte. —

Jetzt will ich noch einige Nachrichten von den Naturgütern und den Einwohnern dieser Insel hinzufügen. Sie wird in der Landessprache Savu genannt. Die Mitte derselben liegt in der Breite von 10 Grade, 35 Sekunden, und in der westlichen Länge von 237 Grade, 30 Sekunden. Von Osten nach Westen ist sie ohngefähr 8 Seemeilen lang: wie breit sie aber seyn mag, weiß ich nicht, weil ich nur die Nordseite derselben gesehen habe. Ohngeachtet

achtet die Dürre, welche hier gemeiniglich zu herrschen pflegt, außerordentlich groß ist: so kann man sich gleichwohl nichts anmuthigeres vorstellen, als der Anblick dieser Insel vom Schiffe her war.

Die vorzüglichsten Bäume, welche auf derselben wachsen, sind Fächerpalmen, Cocosbäume, Tamarinden, Lemonien, Pomeranzen und Mangrovebäume. Die übrigen Landesprodukte aus dem Pflanzenreiche sind Maiz, Guineakorn, Reis, Hirse, Callevansen und Wassermelonen. Wir sahen auch einen Stängel Zuckerrohr, und einige Arten europäischer Gartengewächse, besonders Sellery, Majoran, Fenchel und Knoblauch. Für den Luxus bringet das Land Betel, Areca, Taback, Baumwolle, Indigo und Zimmet hervor; doch von dem letztern nur so wenig, daß es für eine Seltenheit angesehen wurde.

Die zahmen Thiere, deren es hier in Ueberfluß giebt, sind Büffelochsen, Schafe, Ziegen, Schweine Federvieh, Tauben, Pferde, Esel, Hunde und Katzen. Die Büffelochsen unterscheiden sich von unserm europäischen Hornvieh durch größere Ohren, eine kahle Haut, durch Hörner, welche rückwärts laufen, und gegen einander gebogen sind, und durch den Mangel der Wammen am Halse. Der grossen Dürre wegen pflegen sie gemeiniglich ungemein mager zu seyn. Die Pferde sind nur 11 bis 12 Hände hoch, aber hurtig im Traben; die Eingebornen pflegen sie ohne Sattel zu reiten, und statt der Zügel, sich eines bloßen Stricks zu bedienen. Die Schafe tragen, statt der Wolle, Haare, haben lange Ohren, welche ihnen unter den Hörnern herabhängen, und ihre Nasen sind gebogen. Das Fleisch derselben

derselben war eben so mager, als das Rindfleisch, und dabey von einem sehr schlechten Geschmack. Die Schweine hingegen waren so fett, als wir sie jemals gesehen hatten, ohngeachtet sie nur mit den äußern Hülsen des Reises gefüttert werden. Das Geflügel besteht größtentheils aus Federwildpret, ist groß, legt aber außerordentlich kleine Eyer.

Die Bewohner dieser Insel sind, im Ganzen genommen, noch nicht völlig von mittler Statur; besonders ist das Frauenzimmer außerordentlich klein und stark beleibet. Die Farbe ihrer Haut ist dunkelbraun, ihr Haar aber durchgängig schwarz und lang. Die Männer sind überhaupt wohlgebildet, stark und geschäfftig; in ihren Gesichtszügen bemerkt man eine mehr als gewöhnliche Verschiedenheit, dahingegen die Bildung der Weibspersonen sich durchgängig gleich ist. Die Männer befestigen das Haar, vermittelst eines Kammes, auf dem Wirbel des Kopfes, die Weiber hingegen binden es hinten in einen Busch zusammen, welches ihnen gar nicht gut steht. Beyde Geschlechter reissen das Haar unter den Armen sorgfältig aus; ein Gleiches thun die Männer mit ihrem Barte, zu welchem Behufe die Vornehmern jederzeit eine silberne an einer Schnur befestigte Zange am Halse tragen. Einige derselben lassen gleichwohl einen kleinen Stutzbart stehen.

Die Kleidung beyder Geschlechter besteht aus blaugefärbten Cattun, welchen sie dergestalt um sich zusammenschlagen, daß die Arme, Beine und Füsse unbedeckt bleiben. Die Weiber gehen allezeit mit entblößtem Haupte, die Männer hingegen winden etwas um den Kopf, in Form eines kleinen Turbans.

bans. Außerdem haben sie eine Menge von Putzwerk. Einige der Vornehmern trugen eine goldene Kette um den Hals, andere trugen Ringe, die aber schon so abgenutzt waren, daß sie Erbstücke zu seyn schienen, welche eine Generation der andern hinterlassen hatte. Auch haben sie aus Glaskorallen verfertigte Zierrathen, welche einige um den Hals, andere um die Gelenke der Hand tragen. Die Weiber binden auch einen aus dergleichen Korallenschnüren gemachten Gürtel um den Leib, um ihren Unterrock dadurch fest zu halten. Aller Ohren waren durchlöchert, aber keinen einzigen sahen wir Ohrgehänge tragen. Nur der König und sein Minister unterschieden sich von den Uebrigen durch eine Art von Schlafrock, der aus groben Chinz verfertiget war, und einer von diesen empfieng uns auch einmal in einem weiten Staatskleide, welches aus sogenannten Prinzenstoff gemacht zu seyn schien. Die Söhne der Rajas oder Oberhäupter trugen schneckenförmige Ringe von dickem Drahte, oder von Elfenbein, um die obern Theile der Arme über dem Ellenbogen, als ein Zeichen ihrer hohen Geburt.

Fast ein jeder von den Männern hatte seinen Namen mit unauslöschbaren schwarzen Charakteren auf die Arme zeichnen lassen: die Weiber hingegen trugen dicht unter dem Ellenbogen eine Zierrath von schwarzen Linien in Gestalt eines Vierecks. Man berichtete uns, daß dieses eine uralte Mode sey, welche lange vor der Ankunft der Europäer auf ihrer Insel üblich gewesen sey. Die Allgemeinheit dieses Gebrauchs, welcher unter den Wilden in allen Welttheilen, von den äußersten nordamerikanischen Grenzen an, bis auf den Südseeinseln herrscht, und welche

che wahrscheinlicher Weise von der Art, den Leib zu bezeichnen, welche unter den alten Einwohnern Brittaniens üblich war, nur sehr wenig verschieden ist, giebt einen sonderbaren Stoff zu Untersuchungen an die Hand *).

Unter die Leckerbissen wird hier zu Lande vorzüglich das Schweinefleisch, und nächst diesem das Pferdefleisch gerechnet. Auch werden die Hunde und Katzen den Schafen und Ziegen vorgezogen. Die Fische scheinen bloß eine Nahrung für die Armen zu seyn, und auch diese begnügen sich dem Ansehen nach nur alsdann damit, wenn sie durch Beruf oder Geschäffte am Strande verweilt werden. Der Fächerpalmbaum vertritt zu verschiedenen Zeiten bey ihnen die Stelle aller andern Nahrungsmittel, und zwar sowohl für die Menschen, als auch für das Vieh. Aus den aufgeritzten Knospen der Blühten dieses Baums ziehet man eine Art Wein, welcher Toddy genannt wird, und welcher das gewöhnliche

*) In der Nachricht, welche Herr Bossü von einigen die Ufer des Akanza bewohnenden Indianern mitgetheilt hat, führt er folgenden Umstand an: die Akanzas haben mich zu ihrem Mitbürger aufgenommen, und zum Beweise dessen haben sie mir die Figur eines Rehbocks auf dem Schenkel eingedrückt, welches auf folgende Weise geschahe: Ein Indianer brannte etwas Stroh an, und zeichnete mit der in Wasser gerührten Asche desselben die angezeigte Figur auf meine Haut; nachher punktirte er eben diese Figur mit Nadeln, so daß auf jeden Stich ein wenig Blut erfolgte. Dieses vermischte sich mit der Strohasche, und daraus entstand eine Figur, welche durch nichts wieder ausgelöschet werden kann. Siehe Bossü's Reisen durch Lovisiana 1ter Theil.

wöhnliche Getränk auf der ganzen Insel ausmacht. Aus eben diesem Safte machen sie auch einen Syrup, und einen groben Zucker. Nicht nur die Schweine, sondern auch die Hunde und das Federvieh werden von Reishülsen, mit dergleichen Syrup angefeuchtet, fett gemacht, und man versicherte uns, daß die Einwohner selbst einige Monate hindurch, da andere Früchte nicht gerathen, und am Schlachtvieh Mangel gewesen wäre, sich bloß mit diesem Nahrungsmittel erhalten hätten. Aus den Blättern dieses Baums werden Dächer, Körbe, Becher, Sonnenschirme und Tabackspfeifen verfertiget. Die Frucht ist von der Größe einer großen Rübe, mit einer faserigten Rinde umgeben, und enthält drey Kerne, welche man essen muß, ehe sie reif werden, weil sie sonst, ihrer Härte wegen, nicht mehr gekauet werden können. Man macht sich übrigens nicht viel daraus; auch sieht man deren wenige, weil die mehresten Blühten aufgeritzt werden, um den Saft heraus zu locken.

Beyde Geschlechter sind der häßlichen und schädlichen Gewohnheit ergeben, Betel und Areca zu kauen; ein Gebrauch, den sie von Kindheit auf annehmen, und ihn den ganzen Tag über beobachten. Hierunter mischen sie noch eine Art weissen, aus Korallensteinen und Muscheln verfertigten Kalk, auch wohl ein wenig Taback, so daß ihr Mund im höchsten Grade eckelhaft und stinkend ist. Der Betel und der Kalk machen ihre Zähne so schwarz wie Kohlen, und auch eben so gebrechlich. Ich habe viele gesehen, deren Vorderzähne bis auf das Zahnfleisch abgenutzt waren. Wenn es einmal einen Augenblick giebt, wo diese Leute jene scheußlichen

chen Ingredienzen nicht im Munde haben, so rauchen sie wenigstens. Dieß bewerkstelligen sie auf folgende Art: sie rollen ein wenig Taback auf, und stecken es in ein ohngefehr 6 Zoll langes Röhrchen von der Dicke einer Federpose, welches aus einem Palmblatte verfertiget ist; und um die Wirkung des Rauchens zu verstärken, schlucken sie, besonders die Weiber, den Rauch hinunter.

Jetzt ist diese Insel in fünf Fürstenthümer oder Nigrien vertheilt, deren jedes seinen eigenen Raja oder König hat. Derjenige König, mit welchem wir zu thun hatten, schien in großem Ansehen bey ihnen zu stehen, ohngeachtet er äußerlich nicht viel Pracht sehen, oder sich außerordentliche Ehrenbezeugungen erweisen ließ. Er war aber von einer so phlegmatischen Gemüthsart, daß er in allem sich blindlings von dem alten Manne lenken ließ, dessen ich oben erwähnt habe, und welcher ein eben so geschickter, als rechtschaffener Mann seyn mußte, weil er im ganzen Fürstenthume geliebt wurde.

Herr Lange versicherte uns, daß sowohl die jetzigen Fürsten dieser Insel, als auch ihre Vorfahren, schon seit undenklichen Jahren her, in der genauesten Verbindung und in der vertraulichsten Freundschaft mit einander gestanden hätten. Gleichwohl, sagte er, wären die Eingebornen von einer kriegerischen Gemüthsart, und hätten gegen fremde Feinde sich jederzeit muthig zu vertheidigen gewußt. Ihre Lanzen sollen sie mit vieler Geschicklichkeit zu werfen, und bis auf 60 Fuß einen Mann gerade durchs Herz zu treffen wissen. Außer diesen Waffen und den Musqueten führt jeder noch überdem eine große Axt, welche wie ein Zimmermannsbeil gestaltet,

ſtaltet, nur unweit ſchwerer iſt, und keine krumme Klinge hat. Ihr Kriegsgeräthe war übrigens in der allerelendeſten Verfaſſung.

Die Vornehmern unter den Einwohnern halten ſich eine Menge Sklaven, die ſie zwar wieder verkaufen dürfen, aber ſonſt keine Gewalt über ihre Perſon haben. Ohne Einwilligung des Raja dürfen ſie nicht einmal gezüchtiget werden; der gewöhnliche Preis, um welchen man ſie erhandelt, iſt ein gemäſtetes Schwein. Wenn ein Vornehmer ausgeht, ſo müſſen alle Mal zween oder mehrere derſelben zur Begleitung mitgehen, deren einer ihm ein Schwerdt, der andere Betel, Areca, Kalk und Taback nachträgt. Der Raja ſelbſt hat kein anderes Unterſcheidungszeichen ſeines Ranges.

Der vornehmſte Gegenſtand des Stolzes dieſer Leute iſt eine lange Stufenleiter ehrwürdiger Ahnen; ſo wie überhaupt die Verehrung des Alterthums hier bis aufs höchſte geſtiegen zu ſeyn ſcheinet. Sogar ein Haus, welches einige Menſchenalter hindurch bewohnt geworden iſt, wird für ein Heiligthum gehalten, und wenige zur Nothdurft oder zum Luxus gehörige Dinge haben in ihren Augen einen größern Werth, als Steine, auf welchen man ſo lange geſeſſen hat, bis ſie glatt geworden ſind. Diejenigen, welche dergleichen Steine geerbt haben, oder ſie kaufen können, ſetzen ſie rund um ihre Häuſer herum, um den Ihrigen zu Sitzen zu dienen.

Jeder Raja richtet in der vornehmſten Stadt ſeiner Provinz einen großen Stein zum Denkmal ſeiner Regierung auf. Dieſe Steine ſind ſo groß, daß man kaum begreifen kann, wie ſie an den Ort, wo ſie ſtanden, hätten können hingebracht werden.

In derjenigen Stadt, welche wir besuchten, fanden wir dreyzehn derselben, nebst verschiedenen Ueberbleibseln von einigen andern aus den ältesten Zeiten. Ein Beweis, daß die bürgerliche Verfassung schon vor langer Zeit auf dieser Insel eingeführet worden sey: denn in England machen die letzten 13 Regierungen etwas mehr als 276 Jahre aus.

Diese Steine dienen noch zu einem anderweitigen höchstseltsamen Gebrauche, welcher wahrscheinlicher Weise nur diesem Lande eigen ist. Wenn ein Raja stirbt, so wird durch sein ganzes Reich ein allgemeines Fest angekündiget, und alle seine Unterthanen versammlen sich dann bey diesen Steinen. Hierauf wird jede lebendige Creatur, welcher man habhaft werden kann, geschlachtet, und der davon angestellte Schmaus dauert mehr oder weniger Wochen oder Monate, je nachdem das Land eben mehr oder weniger mit Vieh versehen ist. Die Steine dienen ihnen dabey zu Tischen. Wenn diese Raserey vorüber ist: so muß nothwendig eine Hungersnoth folgen, und wenn sich dieses gerade in der dürren Zeit ereignet, wo man keine Gewächse haben kann, so muß das ganze Königreich sich von Syrup und Wasser erhalten, bis die wenigen übrig gebliebenen Thiere sich hinlänglich wieder haben vermehren können. Diese Nachricht gründet sich aber freylich nur auf dasjenige, was Herr Lange mir erzählt hat.

Wir hatten keine Gelegenheit, etwas von ihren Manufakturen zu beobachten, denjenigen Cattun ausgenommen, dessen sie sich zu ihren Kleidungsstücken bedienen, und den sie spinnen, weben und färben.

ben. Aber auch dieſen haben wir nicht machen geſehen.

Die Religion dieſer Leute iſt, wie Herr Lange verſicherte, eine abgeſchmackte Art von Heidenthum. Jeder wählt ſeinen Gott für ſich, und beſtimmt auch eigenmächtig den ihm zu erweiſenden Gottesdienſt, ſo daß allhier faſt eben ſo viel Götter auf eben ſo viel verſchiedene Weiſen verehrt werden, als es einzelne Menſchen auf der Inſel giebt. Indeß ſollen ſie, ſelbſt nach den Vorſchriften des Chriſtenthums beurtheilt, in Abſicht ihrer moraliſchen Grundſätze untadelhaft ſeyn. Niemand unter ihnen darf mehr als eine Frau nehmen, und gleichwohl iſt ein unerlaubter Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern faſt eine unbekannte Sache unter ihnen; Beyſpiele von Diebereyen ſollen ſich ſelten unter ihnen finden; und von Rachſucht ſind ſie ſo weit entfernt, daß ſie, bey einer vorfallenden Zwiſtigkeit, aus Furcht zur Rache und zu Feindſeligkeiten gereizt zu werden, ſich nicht einmal einen Wortwechſel erlauben, ſondern die ganze Sache lediglich dem Könige zur Entſcheidung anheim ſtellen.

Sie ſchienen alle geſund zu ſeyn, und ein hohes Alter zu erreichen; doch ſollen, wie Herr Lange ſagte, die Pocken unter ihnen zu wüthen beginnen, deren Ausbreitung aber ſie durch eben die Verkehrungen zu verhindern ſuchen, welche man in Europa bey einer entſtandenen Peſt anzuwenden pflegt. — In Abſicht ihres innern Hausweſens bemerkten wir einen Umſtand, der von ihrer Liebe zur Reinlichkeit ein günſtiges Vorurtheil erweckt. Verſchiedene von uns waren drey Tage hinter einander vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend am Lande:

und dennoch bekam niemand von uns auch nur eine Spur von einem zur Entladung von körperlichen Unreinigkeiten bestimmten Orte zu sehen. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem so volkreichen Lande eine so gänzliche Verheimlichung dieser Art von Bedürfnisse möglich zu machen sey.

Anfangs hatten die Portugiesen sich allhier niedergelassen, wurden aber bald darauf von den Holländern daraus vertrieben. Diese nahmen indeß keinen Besitz von dem Lande, sondern begnügten sich von Zeit zu Zeit, ihre Schaluppen dahin zu schicken, um mit den Eingebornen Handlung zu treiben. Nachher traf die holländische ostindische Compagnie mit den Rajas des Landes einen Vergleich, vermöge dessen jene sich anheischich machte, jeden derselben jährlich mit einem bestimmten Vorrathe von Seide, feiner Leinewand, Messerschmidswaaren, Arrack und andern Artikeln zu versorgen. Dafür verpflichteten sich die Könige, sowohl für ihre eigene Person, als auch für ihre Unterthanen, sich mit niemanden, als mit der Compagnie, in Handlung einzulassen. Zur Aufrechthaltung dieses Vertrages wurde von holländischer Seite ein Resident auf der Insel angesetzt, und die Rajas machten sich noch überdem verbindlich, daß sie der Compagnie jährlich einen bestimmten Vorrath von Reis, Maitz und Calevansen liefern wollten.

Der damalige Resident war Herr Lange. Wenn dieser die Insel bereiset, hat er alle Mal ein Gefolge von 50 Sklaven zu Pferde. Er ermahnt die Oberhäupter zum fleißigen Anbau, wenn er bemerkt, daß man etwas nachläßig gewesen ist, nnd besorget, daß die eingeerndeten Früchte in die Magazine geschafft werden,

werden, aus welchen die Compagnie sie nachher abholen läßt. Auf diesen Reisen führt er beständig einige Flaschen Arrack bey sich, weil er dieses für sehr nützlich findet, um sich die Herzen der Rajas zu eröffnen, mit denen er zu thun hat. Er war nun schon 10 Jahre auf der Insel gewesen, hatte alle Sitten und Gebräuche des Landes angenommen, und war daher von den Eingebornen nur noch der Farbe und der Kleidung nach unterschieden.

Außer diesem halten die Holländer noch einen andern Mann auf der Insel, der einen Portugiesen zum Vater, eine Indianerinn zur Mutter hat, und auf der Insel Timor geboren ist. Er hieß Friedrich Craig, und vertrat die Stelle eines Schulmeisters, der die Jugend im Lesen und Schreiben, wie auch in den Grundlehren der christlichen Religion unterrichten muß. Die Holländer haben das neue Testament, den Catechismus und einige andere Schriften in die Sprache dieser und der benachbarten Inseln übersetzen lassen. Doktor Solander, welcher diesen Schulmeister besuchte, sahe bey ihm die Schul- und Schreibebücher seiner Schüler, deren einige eine saubere Hand schrieben. Er rühmte sich, daß nicht weniger als 600 Christen unter den Einwohnern der Stadt wären; worinn aber das holländische Christenthum dieser Indianer eigentlich bestehen möge, ist nicht leicht zu errathen, denn es giebt auf der ganzen Insel weder Kirchen noch Prediger.

Ich will diese Beschreibung von Savu mit einer kleinen Probe von der Landessprache endigen, aus welcher man sehen wird, daß sie mit derjenigen, welche auf den Südseeinseln geredet wird, einige Aehnlichkeit hat. Einige Wörter sind wirklich eben

dieſelben, und die Zahlen ſind augenſcheinlich aus einerley Quelle hergeleitet.

Ein Mann,	Momonne.	Ein Pferd,	Djara.
Eine Frauensperſon,	Mobunnee.	Ein Schwein,	Vavee.
Der Kopf,	Catoo.	Ein Schaf,	Doomba.
Das Haar,	Rowcatoo.	Eine Ziege,	Keſavoo.
Die Augen,	Matta.	Ein Hund,	Guaca.
Die Augenwimmer,	Rowna matta.	Eine Katze,	Majo.
Die Naſe,	Swanga.	Ein Stück Federvieh,	Mannu.
Die Wangen,	Cavaranga.	Der Schwanz,	Carow.
Die Ohren,	Wodeeloo.	Der Schnabel,	Pangoutoo.
Die Zunge,	Vajo.	Ein Fiſch,	Ica.
Der Nacken,	Lacoco.	Eine Schildkröte,	Unjoo.
Die Brüſte,	Sooſoo.	Eine Cocosnuß,	Nieu.
Die Bruſtwärzchen,	Caboo Sooſoo.	Fächerpalm,	Boacerce.
Der Bauch,	Dulloo.	Arecanuß,	Calella.
Der Nabel,	Aſſoo.	Betel,	Canana.
Die Schenkel,	Tooga.	Kalk,	Aou.
Die Kniee,	Rootoo.	Eine Fiſchangel,	Maänadoo.
Die Beine,	Baibo.	Tätow, oder die Zeichen auf der Haut,	Tata.
Die Füße,	Dunceala.	Die Sonne,	Lodo.
Die Zehen,	Kiſſovei yilla.	Der Mond,	Wurroo.
Die Arme,	Camacoo.	Die See,	Aidaſſee.
Die Hand,	Wulaba.		
Ein Büffelochs,	Cabaou.		

Waſſer,

Waſſer,	Ailea.	Vier,	Uppah.
Feuer,	Aee.	Fünf,	Lumme.
Sterben,	Maate.	Sechs,	Unna.
Schlafen,	Tabudge.	Sieben,	Pedu.
Aufſtehen,	Tateetoo.	Acht,	Arru.
Eins,	Uſſe.	Neun,	Saou,
Zwey,	Lhua.	Zehn,	Singooroo.
Drey,	Tullu.		

Es iſt übrigens noch anzumerken, daß, die Thatſachen und diejenigen Umſtände ausgenommen, von denen wir ſelbſt Augenzeugen zu ſeyn Gelegenheit hatten, alle übrigen Nachrichten ſich lediglich auf die Ausſage des Herrn Lange gründen, und folglich bloß auf deſſen Glaubwürdigkeit beruhen müſſen.

Drey und zwanzigſtes Capitel.

Lauf von der Inſel Savu nach Batavia. Aufenthalt daſelbſt. Einige Nachrichten von dieſer Stadt, von der umliegenden Gegend, von den Einwohnern, und von den Landesprodukten.

Am 21ſten September 1770 giengen wir wieder unter Seegel; ſchifften den 1ten October die Prinzeninſel und die Inſel Cracatoa vorbey, und befanden uns am folgenden Tage bey der Küſte von Java. Bey unſerer Ankunft auf der Rheede von Batavia, welche den 9ten October erfolgte, hatten wir nicht mehr als einen einzigen Kranken, nämlich den Tupia, unter uns.

Da unſer Schiff in einer ſo kläglichen Verfaſſung befunden wurde, daß es einer großen Ausbeſſerung nöthig zu haben ſchien: ſo ſetzte ich eine Bittſchrift an den Staatsrath auf, um mir die Erlaub-

niß auszubitten, es allhier kielholen zu lassen; und darauf giengen wir sämmtlich ans Land. Jeder miethete sich hierauf, so gut er konnte, ein; und sobald Herr Banks seine Wohnung bezogen hatte, ließ er den noch immer kranken Tupia, nebst seinem Burschen Tajeto, zu sich holen. So niedergeschlagen und muthlos unser indianischer Freund am Bord gewesen war: so heiter und aufgeweckt sahen wir ihn plötzlich werden, so bald er in die Stadt trat. Die Häuser, Wagen, Straßen, Leute, und eine Menge anderer für ihn durchaus neuer Gegenstände, welche seine Vorstellungskraft auf einmal bestürmten, äußerten auf seine Seele die Wirkung einer Zauberkraft. Tajeto drückte seine Verwunderung und seine Freude mit noch weniger Zurückhaltung aus, und tanzte sogar in einer Art von Entzückung die Straßen entlang, indem er jeden ihm aufstoßenden Gegenstand mit einer rastlosen, feurigen Neubegierde untersuchte. Das Erste, was dem Tupia auffiel, war die Verschiedenheit der Kleidungen, worinn er die Leute gehen sah, und da man ihm berichtete, daß hier jeder diejenige Kleidung trüge, die in seinem Vaterlande Mode wäre: so verlangte er diesen Gebrauch mitzumachen, und sich auf otaheitisch zu kleiden. Man ließ ihm also Südseetuch vom Schiffe holen, worauf er sich mit größter Geschwindigkeit in seinen Putz warf.

Unterdessen wirkte ich mir einen Befehl an den Vorsteher des Eylands Onrust aus, woselbst unser Schiff wieder hergestellt werden sollte; und auf Befehl des Statthalters wurde das zur Bestreitung der Unkosten erforderliche Geld mir aus der Compagnieschatzkammer ausgezahlt.

Nachdem

Nachdem das Nöthige besorgt war, fiengen wir nach und nach an, den schädlichen Einfluß der Luft und der Lage dieses Orts zu empfinden, ohngeachtet wir nur erst neun Tage hier gewesen waren. Tupia, dessen neubelebte Lebensgeister wieder niedergeschlagen wurden, wurde von Tage zu Tage schlechter. Tajeto wurde von einer Entzündung der Lungen angegriffen. Herrn Banks zween Bedienten wurden gleichfalls bettlägrig, und er selbst, nebst Herrn Solander, verfielen in kalte Fieber. In wenigen Tagen war fast jeder von uns, sowohl am Bord, als auch in der Stadt, von einer Krankheit angefallen. Die Ursache hiervon liegt sonder Zweifel theils in der niedrigen sumpfreichen Lage des Orts, theils in den unzähligen unreinen Kanälen, welche die Stadt nach allen Gegenden durchschneiden. Der arme Tupia, an dessen Wiedergenesung wir jetzt verzweifelten, verlangte wieder nach dem Schiffe zurückgebracht zu werden, weil er daselbst, wie er sagte, eine freyere Luft einathmen würde, als hier, wo die dichtgebaueten Häuser ihr den Zugang versperrten. Da aber das Schiff schon abgetackelt war, um auf die Seite gelegt zu werden: so gieng Herr Banks mit ihm nach der Cupersinsel, wo man ein Gezelt für ihn aufschlagen ließ. Herrn Banks, der voll Menschenliebe zween Tage bey ihm daselbst verweilte, wurde endlich selbst von seiner Krankheit so heftig zugesetzt, daß er sinnlos blieb, und sich deswegen wieder nach der Stadt mußte bringen lassen.

Herr Monkhouse, unser Schiffarzt, ein einsichtsvoller und geschickter Mann, wurde das erste Opfer dieses ungesunden Landes, ein Verlust, der uns in unserer jetzigen traurigen Lage gedoppelt em-

pfindlich war. Unser Leiden war jetzt in der That sehr groß, und die Aussicht in die Zukunft im höchsten Grade niederschlagend. Unsere Gefahr war von der Art, daß keine Anstrengung von unserer Seite ihr vorbeugen konnte. Muth, Geschicklichkeit und Fleiß blieben fruchtlose Hülfsquellen; der Tod rückte immer näher gegen uns heran, und wir befanden uns in einer Lage, wo wir ihm weder entfliehen, noch wiederstehen konnten. Malayische Bediente wurden zu unsern Krankenwärtern gemiethet, Leute, welche weder Menschenliebe, noch Geschicklichkeit genug besaßen, um dieses Geschäffte mit gehöriger Sorgfalt zu verrichten. Am 9ten November verloren wir den armen indianischen Jüngling Tajeto, und dem Tupia war dieser Verlust so empfindlich, daß es zweifelhaft schien, ob er ihn noch diesen Tag überleben würde.

Herr Banks und Doktor Solander hatten sich mittlerweile aufs Land bringen lassen, und sich ein Paar malayische Sklavinnen gekauft, von denen sie unweit besser, als von den Mannspersonen, bedient wurden: denn auch hier macht die diesem Geschlechte eigene Zärtlichkeit sie zu guten Krankenwärterinnen. Hier erhielten sie die Nachricht, daß auch Tupia gestorben sey.

Die regnigte Jahrszeit war nunmehr eingetreten, welche mancherley Unbequemlichkeiten mit sich führt. Die Frösche, welche hier zu Lande zehn Mal lauter quacken, als in Europa, verkündigten durch ein unaufhörliches unausstehliches Geschrey jeden bevorstehenden Regen, und die Mücken und Musquitos hatten sich jetzt bis zum Erstaunen vermehrt. Sie schwärmten über jeder Wasserpfütze,

wie

wie die Bienen aus ihren Körben; doch fielen sie uns wenigstens bey Tage nicht sehr beschwerlich, und so schmerzhaft auch ihre Stiche anfangs waren: so dauerte die Empfindung doch nie über eine halbe Stunde; so daß niemand von uns von den Stichen, welche er zur Nachtzeit bekommen hatte, des andern Tages noch etwas fühlte.

Am 8ten December war das Schiff völlig wieder ausgebessert; es wurde daher auf der Rheede von Batavia wieder vor Anker gelegt, um einen hinlänglichen Vorrath von Wasser und Lebensmitteln einzunehmen. Von unsern Kranken hatten zwar einige sich etwas wieder erholt; aber sie waren bey weiten noch nicht wieder zu Kräften gekommen. Bey unserer endlichen Abreise von Batavia, welche den 26ten December erfolgte, belief die Anzahl unserer Kranken sich noch auf vierzig Personen. Wir waren während unsers Aufenthalts allhier alle krank gewesen, den einzigen Seegelmacher ausgenommen, der ein Mann von 70 bis 80 Jahren, und was das merkwürdigste ist, keinen einzigen Tag nüchtern gewesen war. Wir hatten in allem sieben Personen begraben, nämlich den Schiffsarzt, drey Matrosen, Herrn Greens Bedienten, den Tupia und seinen Tajeto. Alle diese waren von der faulen, ungesunden Luft dahingerafft, den einzigen Tupia, welcher bey den ihm ungewöhnlichen Nahrungsmitteln auf dem Schiffe schon vorher so sehr an seiner Gesundheit gelitten hatte, daß er, auch wenn wir nicht nach Batavia gekommen wären, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Ende unserer Reise doch nicht würde haben erleben können.

Die

Die Stadt Batavia ist ganz zur Bequemlichkeit für die Handelschaft eingerichtet worden. Es giebt wenig Straßen, durch welche nicht ein ziemlich breiter Kanal liefe; und außerdem ist die Stadt von verschiedenen Flüssen durchschnitten, welche bis auf 40 Meilen ins Land hinauf beschiffet werden können. Die Ufer der Kanäle sind mit Bäumen bepflanzt, woraus die Unbequemlichkeit entsteht, daß die Luft keinen freyen Zufluß hat, um die aus dem stehenden Wasser aufsteigenden stinkenden Dünste zerstreuen zu können. Diese Kanäle werden zwar zu Zeiten gereiniget, aber auf eine Art, welche die Verderbung der Luft mehr vergrößern, als verringern muß. Man läßt nämlich den aus den Kanälen herausgeschafften Schlamm, welcher größtentheils aus Menschenkoth besteht, so lange auf den Straßen liegen, bis er hinlänglich ausgetrocknet ist, um in die Boote geladen werden zu können.

Die öffentlichen Gebäude sind größtentheils alt, schwerfällig, und mit wenigem Geschmack gebauet: die Privathäuser hingegen haben, nach der Beschaffenheit des Landes, eine ganz bequeme und zweckmäßige Einrichtung erhalten. Die Stadt ist mit Wällen, einer Mauer, einem Flusse und einem Kanale umgeben, so daß man in dieselbe nicht hineinkommen kann, ohne zwo Zugbrücken paßirt zu haben. Die Citadelle liegt an dem nordöstlichen Ende der Stadt, ist etwas fester, und mit ansehnlichem Geschütze versehen. In demselben sind für den Generalstatthalter und für den ganzen Staatsrath Wohnungen eingerichtet worden, wohin sie, bey einer sich etwa ereignenden Belagerung, sich zu verfügen haben. Außer dieser Citadelle und den Werken

ken der Stadt sind in der ganzen umliegenden Gegend bis auf 20 oder 30 Meilen weit, hie und da einzelne Forts angelegt; welche aber bloß zur Absicht zu haben scheinen, die Eingebornen im Gehorsam zu erhalten; weil sie zu sonst nichts tauglich sind. So mangelhaft aber auch die hiesigen Festungswerke in einzelnen Theilen befunden werden mögen, so sind sie doch, im Ganzen betrachtet, der Beschaffenheit der Gegend wegen, von großer Erheblichkeit. Denn sie sind zwischen Sümpfen angelegt, und der Weg zu denselben ist ein bloßer Damm zwischen zween Kanälen, der mit leichter Mühe gänzlich unbrauchbar gemacht werden kann. Ueberdem ist in dieser Gegend jeder Verzug beynahe so gut als Tod; so daß alles, was den Feind nur aufzuhalten vermag, seinen gewissen Untergang befördert. Man versicherte uns, daß von hundert hier ankommenden europäischen Soldaten nur sehr selten funfzig das erste Jahr zu überleben pflegten; und daß von diesen abermals die Hälfte zuverläßig in den Hospitälern, und nicht zehen von ihnen sich vollkommen gesund befinden würden.

So schwer es demnach ist, Batavia von der Landseite anzufallen: so unmöglich ist es, ihm von der Seite her beyzukommen. Denn das Wasser ist so seicht, daß kaum ein langes Boot sich den Wällen, bis auf einen Kanonenschuß, nähern kann, ausser in einem sehr schmalen Kanale, der auf eine halbe Meile weit in den Hafen hinausläuft, mit starken steinernen Ufern eingeschlossen ist, und von den besten Werken der Citadelle bestrichen werden kann. Der Hafen bey Batavia wird für den besten in ganz Ostindien gehalten. Außerhalb demselben

selben liegen viele Eylande, welche die Holländer auf verschiedene Art zu nutzen suchen.

Das Land um Batavia her ist bis auf einige Meilen durch Landhäuser und Gärten verschönert. Aber weil nun hier einmal alles darauf abzwecken muß, der freyen, gesunden Luft den Zugang zu versperren, so sind auch diese Gärten dergestalt mit Bäumen dicht beflanzet worden, daß sie mehr das Ansehen undurchdringlicher Wälder, als wirklicher Gärten haben. Jeder Eigenthümer hat nun überdem sein Feld mit einem besondern Graben umzogen, und zwischen durch liegen verschiedene unreine Sümpfe, Pfützen und Moräste. Daß die Einwohner eines solchen Landes Krankheiten und den Tod selbst als etwas gewöhnliches, mit mehrerer Gleichgültigkeit, als andere Menschen, ansehen, kann uns nicht befremdlich scheinen. Man braucht hier Präservativmittel eben so regelmäßig, als man Speise zu sich nimmt, und jeder sieht der Rückkehr gewisser Krankheiten eben so gewiß entgegen, als wir die Rückkunft der verschiedenen Jahreszeiten erwarten. Wir sahen in ganz Batavia kein einziges Gesicht, auf welchem sich Spuren einer vollkommenen Gesundheit gezeigt hätten. Alle haben ein bleiches, kränkliches Ansehen, und man redet vom Tode mit eben der Gleichgültigkeit, mit welcher in Feldlägern davon gesprochen wird. Wenn jemand hört, daß dieser oder jener von seinen Bekannten gestorben sey, so ist die gewöhnliche Antwort: „gut, er war mir nichts schuldig;“ oder, „so muß ich mich bey seinen Erben bezahlt machen.“

So nachtheilig nun aber auch dieses Land für die Gesundheit ist, so ergiebig ist es hingegen an allem,

allem, was zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben gereichen kann. Reis, welcher den Einwohnern statt des Korns dienet, wird im Ueberfluß gewonnen; so auch indianisches Korn oder Maiz, welches vor der Reife eingesammelt, und in den Aehren geröstet wird. Die gewöhnliche Speise des gemeinen Mannes sind Bohnen und Linsen. Ferner werden auch Hirse, Yamwurzeln, süße Erdtoffeln und europäische Erdäpfel gewonnen. In den Gärten werden Kohl, Lattich, Cucummern, Rhadies, weiße chinesische Rhadies, Mohrrüben, Petersilie, Sellery, Taubenerbsen, die Eyerpflanze, eine Art von Spinat, eine Art kleiner Zwiebeln und Spargel, Salbey, Ysop und Raute angebaut. Das hiesige Zuckerrohr ist von der schönsten und größten Art, wächst ohne alle Pflege in erstaunlicher Menge, und ist am Zucker weit ergiebiger, als das westindische. Das Pfund weißen Zuckers gilt hier ohngefähr 21 Pfennige.

Unter die Leckerbissen aus dem Pflanzenreiche gehören vorzüglich folgende Arten vom Obste: 1) die Ananas, wovon man das Stück zuweilen um 2 Pfennige kauft. 2) Süße Pomeranzen, 3) Pumpelmusse, ein Gewächs, welches in Ostindien Schaddock genannt wird. 4) Limonien. 5) Citronen; diese waren vortreflich und wohlfeil; man kaufte das Hundert um 8 Groschen. 6) Mango's, eine Frucht, welche, dem Geschmack nach, einer Pfirsich ähnlich ist. 7) Bananas, 8) Weintrauben, diese sind nicht außerordentlich gut, und gleichwohl außerordentlich theuer. 9) Tamarinden, welche hier eingesalzen werden, und für einen europäischen Gaum überaus unangenehm sind. 10) Wassermelonen.

lonen. 11) Kleine Kürbisse, unter allen die nützlichste Frucht für die Seefahrer, weil sie sich ohne viele Sorgfalt aufbewahren läßt. 12) Papares, diese Frucht muß unreif gegessen werden; da sie dann etwas besser, als die beste Turnep schmecket. 13) Guava, ein Gewächs, welches wir sowohl dem Geruche, als auch dem Geschmacke nach, für sehr ekelhaft erklärten. 14) Die sogenannte süße Tunke (Sweet sop), ist, so wie die vorhergehende, eigentlich eine westindische Frucht, die zwar süß, aber eben nicht schmackhaft ist. 15) Fladenapfel (Custard apple) hat den Namen von dem Geschmack erhalten. 16) Der Cascheerapfel, hat einen zusammenziehenden Geschmack. Die oben darauf wachsende Nuß ist in Europa wohl bekannt. 17) Die Cocosnuß. 18) Mangostan, eine der wohlschmeckendesten Früchte, die man sich nur erdenken kann, und dabey auch eben so zuträglich, selbst für Kranke. 19) Die Zamboo, eine dunkelrothe, eyförmige Frucht, gleichfalls lieblich und erfrischend. 20) Die Jambu-eyer, eine Art von der Eugenia des Linnäus. 21) Jambu-eyer-mauwar, eine Frucht, welche wie Rosen riecht, aber eben nicht den besten Geschmack hat. 22) Der Granatapfel. 23) Durion, an Gestalt einer kleinen Melone ähnlich, aber auswärts voller Stacheln. 24) Nanca, dieselbe Frucht, welche in andern Gegenden von Ostindien Jack genannt wird; riecht wie Aepfel und Knoblauch, und hat einen unangenehmen Geschmack. Zu Madura soll sie so groß wachsen, daß zween Männer sie kaum forttragen können. 25) Champada, eine etwas kleinere Frucht von derselben Gattung. 26) Rambutan, gleicht an Gestalt einer

Castanie,

Caſtanie, ſo lange ſie noch mit der grünen Schale umgeben iſt, und enthält eine ungemein liebliche Säure. 27) Jambolan, gleicht an Geſtalt und Geſchmack einer ſauern Pflaume. 28) Die Boa Bidarra, eine runde gelbe Frucht, von der Größe einer Stachelbeere, und am Geſchmack einem Holzapfel ähnlich. 29) Nam-Nam, dieſe Frucht wird mehrentheils nur in Teig eingerührt, und in Butter gebacken, gegeſſen. 30) Die Catappa und die Canare, ſind Nüſſe, welche faſt wie Mandeln ſchmecken. 31) Die Madja oder Limonia des Linnäus. 33) Suntul, iſt die ſchlechteſte Frucht unter allen. 34) 35) 36) Die Blimbing, die Blimbingbeſſe, und die Cherema, ſind drey Arten eines und eben deſſelben Geſchlechts. Zwo derſelben ſind ſo ſauer, daß man ſie roh nicht genießen kann. 37) Der Salack, eine mit Schuppen bewachſene Frucht, unter denen zween oder drey gelbe Kerne liegen, die faſt wie Erdbeeren ſchmecken.

Außer dieſen jetzt angezeigten Früchten giebt es noch verſchiedene andere zu Batavia, welche aber zu der Zeit unſers Hierſeyns gerade noch nicht zeitig waren. Es iſt ganz unglaublich, was für eine Menge mannigfaltiger Arten derſelben in Batavia verbraucht wird. Eine beſondere Art des Luxus, welche hier im Schwange gehet, beſteht darin, daß man beſtändig wohlriechendes Holz und Harz anbrennt, und überdem durch eine Menge von Bluhmen überall Wohlgerüche zu verbreiten ſucht, vermuthlich um den ſchädlichen Ausdünſtungen aus den Kanälen dadurch vorzubeugen. Sie haben viele in Europa ganz unbekannter Arten von Bluhmen.

Unter den Gewürzen ist der Pfeffer das ansehnlichste Landesprodukt. Die Insel Java brachte vormals sonst weiter nichts hervor. Die Würznägelgen sollen ursprünglich auf Machian oder Bachian, einer kleinen entfernten Insel, welche nur 15 Meilen weit nordwärts von der Linie liegt, zu Hause gehören. Sobald die Holländer aber Herren dieses Welttheils wurden, fiengen sie an, dieses Gewürz auf vielen andern Inseln zu bauen; haben aber nachher diesen Anbau aus Politik bis auf Amboina und die kleinen benachbarten Inseln einzuschränken gewußt. Die Muscatennüsse sind von ihnen gleichfalls in allen Inseln ausgerottet worden, die Insel Banda ausgenommen, welche das ursprüngliche Vaterland derselben ist. Diese allein bringt auch eine so große Menge derselben hervor, daß alle Welttheile reichlich damit versorgt werden können.

Die vorzüglichsten zahmen Thiere des Landes sind eine kleine Art Pferde, Hornvieh, Büffelochsen, Schafe, Ziegen und Schweine. Das Rindvieh kömmt dem europäischen ziemlich nahe. Büffelochsen giebt es in großer Menge; die Holländer wollen weder von dem Fleische, noch von der Milch derselben Gebrauch machen, weil sie beydes für ungesund halten, ohngeachtet sie täglich sehen, daß die Chineser, welche beydes genießen, sich ganz wohl dabey befinden. Die Schafe sind von derjenigen Art, welche lange herabhangende Ohren, und statt Wolle, Hare haben. Das Fleisch derselben ist zähe und unschmackhaft. Die Ziegen sind nicht besser; aber die Schweine, besonders die von chinesischer Zucht, sind unvergleichlich. Die Holländer

aber,

aber, welche von allem, was aus ihrem Vaterlande kömmt, ein günstiges Vorurtheil haben, wollen nur das Schweinefleich von holländischer Zucht essen, und verschmähen das Bessere. In entfernten Gebirgen giebt es auch wilde Pferde und wildes Rindvieh; auch wilde Schweine von sehr gutem Geschmack. Daselbst werden auch Tyger, Rhinoceroße und Affen gefunden. Fische giebt es hier im Ueberfluß; aber die Mode bringt es mit sich, daß die Vornehmern und Wohlhabenden nur die schlechtesten Arten derselben zu essen pflegen, weil es die seltensten sind: die bessern Arten sind bloß eine Speise der Sclaven. Herr Banks schoß eine von den hiesigen Eydexen, welche fünf Fuß lang war, und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hatte. Wildes Geflügel ist hier selten, zahmes hingegen ziemlich wohlfeil.

Statt des Weins, den die Natur diesem Lande versagt hat, bedienen die Eingebornen sich des Opiums, um ihren Verstand und ihre Gesundheit zu schwächen. Der Arrack, welcher hier gemacht wird, ist zu bekannt, als daß er einer Beschreibung bedürfte. Außer demselben verfertigen die Einwohner auch denjenigen Palmwein, dessen wir oben, bey Gelegenheit der Insel Saru, Erwähnung gethan haben. Durch eine besondere Zubereitung weiß man ihn stark und berauschend zu machen. Auch verfertiget man ein gewisses Getränk aus dem Cocosnußbaum, Tuac genannt, welches aber hauptsächlich nur zur Verfertigung des Arracks dienet, der, wenn er gut seyn soll, nicht ohne dasselbe gemacht werden kann.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Einige Nachrichten von den Einwohnern der Stadt Batavia und des benachbarten Landes, von ihren Sitten, Gebräuchen und von ihrer Lebensart.

Ohngeachtet die Holländer Herren von Batavia sind: so muß man sich doch nicht einbilden, daß sie den größten Theil der Bewohner dieser ihrer ostindischen Hauptstadt ausmachen. Dieser besteht vielmehr aus Portugiesen, oder eigentlicher zu reden, aus Nachkömmlingen von Portugiesen, außer denen sich auch andere Europäer von allen Nationen, Indianer und Chineser allda niedergelassen haben. Zu öffentlichen Bedienungen kann indeß kein anderer, als wer ein Holländer ist, gelangen: unter die Truppen hingegen werden Europäer von allen Nationen aufgenommen. Wer sich zu Batavia ansetzen will, muß schlechterdings sich als Soldat zum Dienst der holländischen ostindischen Compagnie auf fünf Jahre verpflichten: doch ist dieses gemeiniglich nur eine bloße Formalität: denn sobald diese Verpflichtung geschehen ist, kann man auf Verlangen die Erlaubniß erhalten, sich von dem Corps zu entfernen und seinen Geschäfften nachzugehen; und so verhält es sich eigentlich mit der Nachricht, daß alle weiße Einwohner dieser Stadt Soldaten sind. Es ist eine sonderbare, aber richtige Beobachtung, daß dieser Himmelsstrich für die Gesundheit des schönen Geschlechts weniger schädlich, als für die Gesundheit der Mannspersonen ist. Diesem zufolge sieht man allhier viele weiße Frauenzimmer, welche Ueberbleibsel europäischer Familien sind, wo-

von

von der Tod die männlichen Abkömmlinge dahin gerissen hat.

Die Kaufleute treiben hier ihre Geschäffte mit mehrerer Bequemlichkeit, als in irgend einem andern Welttheile. Alle Manufakturen werden von Chinesern getrieben, und diese dürfen ihre Waren an keinen anders, als an die hier wohnenden Kaufleute verhandeln. Wenn also z. E. eine gewisse Quantität Arrack auf ein Schiff verlangt wird: so stellt der holländische Kaufmann an den Chineser, mit dem er in Verbindung steht, Befehle aus, dafür zu sorgen, daß das Verlangte an Bord gebracht werde. Dieser bringt ihm dann einen Empfangsschein vom Schiffer, nebst der Bezahlung, wovon der Kaufmann seinen Gewinst einstreicht, und das Uebrige dem Chineser läßt.

Die Indianer, welche hier und in der umliegenden Gegend wohnen, sind keine Javaneser, sondern Leute, welche die Holländer von andern Inseln, als Sklaven hierher gebracht, und entweder schon ihre Voreltern, oder sie selbst, erst frey gelassen haben. Sie werden sämtlich Oranslam oder Jsalam, das ist, Rechtgläubige genannt, und sind der mohametanischen Religion zugethan. Sie allein bauen den Betel und Areca, die von beyden Geschlechtern hier in großer Menge verbraucht werden, weil man beydes unaufhörlich zu kauen pflegt. Außer dem Kalk, welcher hier erst gelöscht wird, nehmen die Vornehmern auch Cardamomen und andere Gewürze darunter, um einen wohlriechenden Athem zu bekommen.

Diese Leute reden sämtlich die malayische Sprache; wenigstens wird sie so genannt, und ist vielleicht

eine verdorbene Mundart derjenigen Sprache, welche zu Malacca üblich ist.

Das Frauenzimmer hält hier viel auf langes Har. Ohngeachtet die Natur sie schon damit beschenkt hat, so suchen sie doch den Wachsthum desselben durch gewisse Oele und andere Kunstmittel zu vergrößern. Ihr Kopfputz ist der niedlichste, den man sich nur erdenken kann. Sie binden nämlich ihr langes schwarzes Har auf dem Wirbel des Kopfes, in Form eines Kranzes zusammen, und umwinden es mit einem Bluhmenkranz, in welchem der arabische Jasmin mit den goldenen Sternchen der Bongertanjongbluhme auf eine reizende Art vermischt ist.

Dieß ist das Volk, unter welchem seit undenklichen Jahren der abscheuliche Gebrauch des sogenannten Muckrennens eingerissen ist. Muckrennen bedeutet nämlich so viel, als sich mit Opium berauschen alsdann mit entblößtem Gewehr auf die Straße laufen, und jeden, der gerade in den Weg kömmt, niederstoßen, bis der Rasende endlich selbst getödtet oder gefangen genommen wird. Während unsers Hierseyns ereigneten sich verschiedene Beyspiele dieser Unmenschlichkeit, und einer von denen, welche dazu verordnet sind, solche Unglückliche aufzufangen, erzählte uns, daß selten eine Woche vorbeystriche, in welcher er oder seine Collegen nicht zu diesem Geschäfft herbey gerufen würden. Einer von denen, welche während unsers Hierseyns diese verzweifelnde Entschließung ergriff, war durch die Untreue einer Weibsperson auf eine empfindliche Weise beleidiget, und zur Eifersucht gereizt worden, bevor er durch Opium sich seines Verstandes beraubte;

raubte; und man erzählte uns, daß solche Unglückliche ihre Wuth gemeiniglich zuerst an ihren Beleidigern auszulassen pflegen, und ohngeachtet sie sich nach vollbrachter Rache mit schäumenden Munde auf die Straße stürzen, so sollen sie doch niemand tödten, als diejenigen, welche ihnen Einhalt zu thun wagen, oder denen sie diese Absicht zutrauen. Wer ihnen aber aus dem Wege geht, den sollen sie unangefochten lassen. Gemeiniglich sind es Sklaven, welche auch in der That den mehresten Beleidigungen ausgesetzt, und am wenigsten im Stande sind, sich rechtliche Genugthuung verschaffen zu lassen. Einer von denen aber, welche zur Zeit unsers dasigen Aufenthalts Muck rannten, war ein Freyer, und zwar ein Mensch von guten Umständen. Er war auf seinen Bruder eifersichtig, den er auch zuerst tödtete, und nachher zween andere, die sich ihm widersetzt hatten. Gleichwohl kam er nicht aus dem Hause, sondern suchte sich in demselben wider die Gerichtsbedienten zu vertheidigen, ohngeachtet das Opium ihn dergestalt seines Verstandes beraubt hatte, daß er nicht einmal bemerkte, daß keine einzige von den dreyen Flinten, womit er sich wehren wollte, geladen war. Wenn die Gerichtsdiener einen von diesen Amocks oder Mohawks (wie man sie zu nennen pflegt) lebendig fängt: so bekömmt er eine ansehnliche Belohnung. Aber die Wuth dieser Rasenden ist so groß, daß von vieren, welche sie auffangen wollen, gemeiniglich drey getödtet werden, ohngeachtet diese Gerichtsbediente mit langen Zangen bewaffnet sind, mit welchen sie dieselben in einer hinlänglichen Entfernung festhalten können. Diejenigen, welche man lebendig gefangen bekömmt,

sind gemeiniglich schon verwundet, und werden alle lebendig gerädert; und zwar augenblicklich, im Fall der Arzt die Wunde für tödtlich erklärt. Der Richtplatz ist dann gemeiniglich der Ort, wo der erste Mord von ihnen begangen wurde.

Unter eben diesen Leuten herrschen viele ungeräumte Gebräuche und Vortheile, welche ihnen von ihren heidnischen Vorfahren sind überliefert worden. Sie halten unter andern den Teufel, den sie Satan nennen, für die Ursach aller Krankheiten und aller Widerwärtigkeiten, und so oft sie daher krank werden, oder in Noth gerathen, suchen sie ihn durch Fleisch, Geld und andere Dinge wieder auszusöhnen. Hat jemand von ihnen schlaflose Nächte gehabt, oder einige Nächte hindurch geträumt: so schließt er daraus, daß der Satan ihm durch dieses Mittel seine Befehle habe kund thun wollen, die er ohne Gefahr zu laufen, in eine Krankheit zu verfallen, oder zu sterben, nicht vernachläßigen dürfe. Da nun aber diese Befehle gemeiniglich dunkel sind: so strengt er allen seinen Wiz an, um eine Erklärung derselben zu finden, und wenn ihm dieses auf keine Weise gelingen will: so nimmt er seine Zuflucht zum Cawin oder Priester, der ihm den Sinn seiner nächtlichen Eingebungen recht meisterhaft zu entwickeln weiß. Gemeiniglich findet sichs, daß der Teufel Lebensmittel oder Geld bedarf, welches ihm dann sogleich gewährt wird. Man legt das Opfer auf einen von Cocosnußblättern verfertigten Teller, und hängt es an dem Zweige eines Baums auf, der nahe am Wasser stehen muß; woraus erhellet, daß diese Leute nichts davon halten müssen, daß der Teufel bey seinem einstmaligen Herumstreifen

sen auf Erden „durch dürre Stätte gewandelt sey.“ Herr Banks fragte einmal einen von ihnen, ob sie denn glaubten, daß der Teufel das geopferte Geld irgend wozu anwende, oder von den Lebensmitteln etwas genösse? und erhielt zur Antwort: das Geld wäre nicht sowohl ein Geschenk, welches er für sich verlange, als vielmehr eine Strafe, die er für gewisse Verbrechen den Menschen auflege, und welche man daher abtragen müsse, unbekümmert, wem es nachher zu Theil würde; sie glaubten aber, daß es gemeiniglich einem Fremden zufiele, der gerade des Weges käme; was aber das Fleisch beträfe, so wüßten sie zuverläßig, daß der Teufel, ohngeachtet er die gröbern Theile nicht essen könne, doch den Mund daran zu legen, und alle darinn enthaltene Säfte auszusaugen pflege, bis es so geschmacklos als Wasser geworden wäre.

Eine andere ihrer Meinungen ist noch weit unvernünftiger. Sie glauben nämlich, daß, wenn eine Frau mit einem Kinde niederkömmt, sie nicht selten zu gleicher Zeit auch von einem jungen Crocodill, als einem Zwillingskinde entbunden werde. Sie stehen in dem Wahn, daß die Wehmütter diese Geschöpfe sorgfältig aufnehmen, und sie sogleich in einen Fluß setzen. Diejenige Familie, in welcher eine solche Geburt sich ereignet haben soll, bringt für ihren amphibischen Anverwandten von Zeit zu Zeit Lebensmittel nach dem Flusse; und der Zwillingsbruder insonderheit muß, so lange er lebet, zu gewissen Zeiten nach dem Flusse gehen, um sich dieser brüderlichen Pflicht zu entladen: denn es ist ein allgemeiner Glaube, daß er für die Vernachläßigung dieser Obliegenheit mit Krankheit oder Tod würde

bestrafet werden. Woher diese seltsame, ungereimte Meinung zuerst entstanden sey, läßt sich um desto weniger begreifen, da sie mit ihren Religionsgeheimnissen in ganz und gar keiner Verbindung zu stehen scheint. Vielleicht stammt sie ursprünglich von den Inseln Celebes und Boutou her, wo viele Einwohner Crocodille in ihren Häusern zu unterhalten pflegen. Doch dem sey, wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß diese Meinung sich über alle östlichen Inseln, bis nach Timor und Ceram, und westwärts bis nach Java und Sumatra, verbreitet habe.

Diese Crocodillzwillinge werden Sudaras genannt. Hier ist eine von den unzähligen Histörchen, welche uns, zum Beweise ihres Daseyns von sogenannten Augenzeugen erzählt wurden.

Eine junge zu Bencolen geborne und unter Engländern erzogene Sklavinn erzählte Herrn Banks: ihr Vater habe ihr auf seinem Sterbebette entdeckt, daß er einen Crocodill zu seinem Sudara habe; und er habe sie auf das feyerlichste verpflichtet, demselben nach seinem Tode die gewöhnliche Speise darzubringen. Er habe ihr auch den Ort im Flusse, wo er sich aufhalte, und den Namen, bey welchem er gerufen werde, angezeigt. Diesem väterlichen Befehle zufolge, sey sie nun an den Fluß gegangen, und sobald sie Radja Pouti! weißer König gerufen habe, sey ein Crocodill aus dem Wasser zum Vorschein gekommen, und habe die Speisen, die sie ihm mitgebracht, ihr aus der Hand gefressen. Da man eine Beschreibung ihres väterlichen Onkels von ihr verlangte, sagte sie, daß er nicht, wie andere Crocodille, sondern viel schöner aussehe, daß er am Lei-

be gefleckt sey, und um die Füße, wie auch in den Ohren, goldene Ringe trage. — Einige Zeit nachher gefiel es einem Bedienten, den Herr Banks zu Batavia gemiethet hatte, seinen Herrn mit einer ähnlichen Geschichte zu unterhalten, indem er ihm erzählte, daß er selbst einen dergleichen Crocodill gesehen habe, und zwar in Gesellschaft vieler anderen theils holländischer, theils malayischer Augenzeugen. Er sey aber noch sehr jung, nur ohngefähr zween Fuß lang gewesen, und habe goldene Ringe an den Füßen getragen. „Diese Mährchen sind unglaublich, sagte Herr Banks, denn neulich erzählte man mir, daß ein solcher Crocodill auch Ohrringe getragen habe, und ihr wißt wohl, daß das nicht seyn kann, weil die Crocodille keine Ohren haben.“ „Ja Herr, erwiederte der Mann, diese Sudaras sind auch nicht wie andere Crocodillen; sie haben an jedem Fuße fünf Zehen, eine große Zunge, welche das ganze Maul ausfüllt, und auch Ohren, aber freylich nur ganz kleine!“

Die Bougis, Macassars und Bontons sind so fest überzeugt, daß sie unter den Crocodillen Anverwandten in den Flüssen haben, daß sie, um ihr Andenken zu erhalten, zu gewissen Zeiten öffentliche Cerimonien anstellen. Sie fahren zu großen Haufen in Booten, welche mit allerley Lebensmitteln angefüllt sind, und unter mannigfaltiger Musik, nach den Stellen hin, wo es die mehresten Crocodille giebt, rudern daselbst hin und her, singen und weinen ein ums andere, und jeder ruft seinen Anverwandten, bis endlich ein Crocodill erscheint, da dann die Musik augenblicklich schweigt, und Lebensmittel, Betel und Taback ins Wasser geworfen werden.

den. Durch diese Höflichkeit, die sie dem ganzen Crocodillengeschlechte erweisen, glauben sie sich ihren unter denselben sich befindenden Anverwandten zu empfehlen; und daß diese ihre Gabe als ein ihnen unmittelbar bestimmtes Geschenk ansehen werde, ohngeachtet es nicht möglich ist, es ihnen ausschließungsweise zuzustellen.

Nächst den Indianern machen die Chineser einen zahlreichen Theil der Bewohner dieser Gegend aus: sie haben aber durchgängig ein geringes Eigenthum. Außer denen, welche bloß vom Handel leben, giebt es unter ihnen auch allerley Handwerker, als Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Schneider, Pantoffelmacher, Cattunfärber und Kleidersticker: denn auch hier behauptet diese Nation das Lob der Arbeitsamkeit, welches sie sich überall erworben hat. Es ist eine eben so große Seltenheit, einen Chineser müßig, als einen Holländer oder Indianer beschäftiget zu sehen. Aber kaum haben sie ihre Arbeit geendiget; so überlassen sie sich auch dem Charten- oder Würfelspiel. Ja sie sind auf diese Ergötzlichkeit so erpicht, daß sie eine Menge anderer in Europa ganz unbekannter Spiele erfunden haben, und ihnen so unabläßig nachhängen, daß sie das Essen und den Schlaf darüber vergessen.

In ihrem Betragen sind sie höflich, oder vielmehr unterwürfig, und in ihrem Anzuge ungemein reinlich und sauber. Im Essen sind sie genügsam: doch haben die Reichen unter ihnen auch ihre Favoritspeisen; die Armen hingegen leben bloß von Reis und etwas Fleisch oder Fischen. — In Absicht der Beerdigung ihrer Todten haben sie einen ganz besondern Aberglauben: sie halten es nämlich

für

für unerlaubt, diejenige Stelle, wo jemand begraben liegt, jemals wieder aufzugraben. Ihre Begräbnißplätze nehmen daher viele hundert Morgen Landes ein, und die Holländer, die es ungern sehen, daß so viel Acker unbebaut bleibt, lassen sich solche Plätze ganz unerhört theuer bezahlen. Demohngeachtet suchen die Chineser das Geld dazu aufzutreiben. Sie bedienen sich ferner einer ungewöhnlichen Methode, den Leichnam vor der Verwesung zu schützen, und zu verhindern, daß die Ueberbleibsel desselben mit der ihn umgebenden Erde vermischt werde. Sie legen ihn nämlich in einen großen dicken Sarg, der gleich einem Kahn aus einem starken Baumstamme ausgehauen worden ist. Wenn dieser, fest vermacht, in die Gruft gesenket ist: so umgeben sie ihn bis auf 10 Zoll dick mit ihrem Chinamörtel, welcher in kurzer Zeit so hart als Stein wird. Außer den Anverwandten, welche den Sarg begleiten, folget eine ansehnliche Menge gemietheter Klageweiber, welche für Geld weinen müssen. Die Gesetze zu Batavia bringen es mit sich, daß jeder seinem Stande gemäß begraben werde. Wenn also ein Gestorbener nicht so viel hinterläßt, daß seine Schulden bezahlt werden können, so muß ein Gerichtsbedienter ein Inventarium von der Nachlassenschaft machen, den Todten standesmäßig davon begraben, und nur dasjenige, was am Ende übrig geblieben ist, unter die Gläubiger vertheilen. Solchergestalt wird das Wohl der Lebenden den Todten aufgeopfert, und das Geld, womit seine Schulden bezahlt, oder die nachgelassene Waise gespeiset werden sollte, zu einem eiteln Leichenpomp verschwendet.

Eine

Eine andere zahlreiche Classe der Bewohner dieses Landes machen die Sklaven aus: denn hier läßt sich jedermann, er sey Holländer, Portugiese, oder Indianer, er sey vornehmen oder niedrigen Standes, reich oder arm, von Leibeigenen begleiten. Diese werden von Sumatra, Malacca, und fast von allen östlichen Inseln eingekauft. Die Einwohner von Java aber, deren einige wenige in der Nachbarschaft von Batavia wohnen, sind durch sehr strenge Gesetze, welche meines Wissens auch nicht übertreten werden, von der Leibeigenschaft ausgenommen. Der Preis dieser Sklaven ist 10 bis 20 Pfund Sterling; die Mädchen hingegen, wenn sie einige Reize haben, kommen wohl auf 100 Pfund zu stehen. Sie sind eine sehr träge Art Volks; begnügen sich aber auch mit sehr geringer und schlechter Kost, welche gemeiniglich aus gesottenem Reis und ein wenig Fisch von der wohlfeilsten Art besteht. Die afrikanischen Schwarzen, als die schlechtesten unter allen, werden am wohlfeilsten verkauft; diese sind sämmtlich Diebe, und durchaus nicht zu bessern. Auf diese folgen die Bougis und Macassars, beyde von der Insel Celebes, welche im höchsten Grade faul, grausam und rachsüchtig sind, welches sie gefährlich macht. Denn um eine Beleidigung zu rächen, achten sie ihr Leben für nichts. Die besten, und daher die theuersten Sklaven werden von der Insel Bali, die schönsten Weibsbilder aber von Nias, einer kleinen Insel an der Küste von Sumatra hierhergebracht. Aber sie sind von einer so zärtlichen und empfindlichen Leibesbeschaffenheit, daß sie gar bald ein Opfer der ungesunden Luft zu Batavia werden müssen. Außer diesen giebt

es

es noch malayische und verschiedene andere Sklaven, auf deren eigenthümliche Charaktere ich mich nicht mehr besinnen kann.

Kein Herr hat ein Recht über das Leben seiner Sklaven. Selbst dann, wenn jemand von ihnen, während einer Züchtigung, auch nur aus Unvorsichtigkeit ums Leben gebracht wird, pflegt der Thäter gemeiniglich zum Tode verurtheilt zu werden. Die Herrn beobachten daher die Behutsamkeit, sie nicht selbst zu strafen, sondern wenden sich deswegen an einen dazu bestellten Gerichtsbedienten, deren es in jedem Theile der Stadt giebt. Aber auch dieser verrichtet die Züchtigung nicht selbst, sondern läßt sie durch seine Sklaven vollziehen.

Die Würde eines hiesigen Statthalters, und der edlen Herrn des Raths ist schon bekannt genug. Die Justiz wird von Rechtsgelehrten gepflegt, welche ihre besondere Rangordnung unter sich haben. Von ihrem rechtlichen Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum betreffen, weiß ich nichts. In Criminalfällen aber scheinen ihre Urtheilssprüche, in Ansehung der Eingebornen, strenge, in Ansehung ihrer eigenen Nation aber, in einem unerlaubten Grade, gelinde zu seyn. Einem Christen wird jederzeit, ehe er vor Gericht erscheinen muß, Gelegenheit zu entwischen gegönnt, sein Verbrechen mag nun auch bestehen, worinn es wolle; und nur selten wird eine Todesstrafe an ihm vollzogen: indeß die armen Indianer gehangen, gerädert, oder wohl gar lebendig gespießt werden.

Die Malayen und Chineser haben ihre eigene Gerichtspersonen: doch können die Parteyen von ihnen an den holländischen Gerichtshof appelliren.

Beyde

Beyde Nationen müssen der Compagnie sehr ansehnliche Abgaben abtragen, unter welchen diejenigen, welche sie für die Erlaubniß, ihr eigenes Haar tragen zu dürfen, erlegen müssen, bey weiten nicht die geringsten sind. Dieser Tribut muß monatlich entrichtet werden; das Signal, wodurch die Zahlungszeit angekündiget wird, ist eine auf dem Gipfel eines in der Stadt gelegenen Hauses aufgepflanzte Flagge; und die Chineser haben aus der Erfahrung gelernt, daß es nachtheilige Folgen habe, wenn man auf dieses gegebene Zeichen nicht augenblicklich mit dem Gelde in der Hand erscheinet.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Fahrt von Batavia nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung; einige Nachrichten von der Prinzeninsel und ihren Bewohnern; kurze Nachricht von den Hottentotten; Rückkunft des Schiffes nach England.

Nach unserer Abreise von Batavia war der Zustand einiger unserer Kranken schlimmer geworden, als er vorher gewesen war. Wir sahen uns daher genöthiget, schon am 5ten Jenner 1771 bey der Prinzeninsel wieder vor Anker zu gehen, um einige neue Erfrischungen einzunehmen. Bey dem Aussteigen kamen uns einige Indianer entgegen, welche uns zu einem Manne führten, den sie ihren König nannten. Nachdem wir mit Sr. Majestät einige Complimente gewechselt hatten: fiengen wir an unsere Geschäfte zu treiben. Doch konnten wir uns an diesem Tage um den Preis der Schildkröten noch nicht vereinigen.

Am

Am folgenden Tage hingegen machte man schon weniger Umstände, und noch ehe es Abend wurde, hatten wir, zu einem uns selbst beliebigen Preise, Schildkröten in Ueberfluß eingekauft. Herr Banks machte darauf nach dem Könige seine Aufwartung, und zwar in dessen Palaste mitten auf einem Reisfelde, und ohngeachtet Se. Majestät eben mit der Zubereitung ihres Abendbrods beschäftiget waren, so empfiengen Sie den Fremden doch ungemein gnädig. Am folgenden Tage brachten die Eingebornen auch Geflügel, Fische, Affen, kleine Rehe, und einige Gewächse zu Markte.

Herr Banks, welcher von einer Stadt gehört hatte, welche die Indianer auf dieser Insel erbauet hätten, konnte seiner Neugier, dieselbe in Augenschein zu nehmen, nicht widerstehen; und reisete in Gesellschaft des zweeten Lieutenants dahin ab. Diese Stadt heißt Samadang, und besteht ohngefähr aus vierhundert Häusern; ein Fluß sondert sie in zween Theile ab, deren einer die Altstadt, der andere die Neustadt heißt. Man zeigte ihnen daselbst die Häuser ihrer Könige und der Vornehmen des Landes, aber größtentheils nur von aussen, weil die mehresten um diese Jahrszeit verschlossen standen; indem die Eigenthümer ihre Wohnungen auf den Reisfeldern aufgeschlagen hatten.

Der Einkauf an Lebensmitteln gieng indessen gut von Statten; wir handelten täglich einige Centner Schildkröten, auch Federvieh und andere Lebensmittel ein. Nachdem wir mit allem hinlänglich versehen waren, machten wir am 14ten uns wieder seegelfertig, und hoben am folgenden Morgen die Anker.

Diese Insel heißt in der malayischen Sprache Pulo Selan, und in der Sprache ihrer Bewohner Pulo Paneitan. Die Einwohner derselben sind Javaneser, und ihr Raja ist ein Vasall des Sultans von Bantam. An Sitten kommen sie mit den indianischen Bewohnern der Gegend um Batavia überein; nur daß sie mehr zur Eifersucht geneigt zu seyn scheinen: denn während unsers ganzen dasigen Aufenthalts bekamen wir nur eine einzige von ihren Weibern, und auch diese bloß durch einen Zufall zu sehen. Sie bekennen sich zu der mahometanischen Religion.

Die Häuser in der Stadt sind auf Pfählen oder Pfosten, vier oder fünf Fuß über der Erde erbauet. Der Fußboden und die Seitenwände sind von Bambusrohr geflochten, und die Dächer mit Palmblättern belegt. Da diese Leute zu gewissen Jahrszeiten genöthiget sind, auf die Reisfelder zu ziehen, um die Frucht vor Affen und Vögeln zu sichern, so haben sie auch da zu ihrer Bequemlichkeit einstweilige Wohnungen errichtet.

Die Gemüthsart dieser Leute schien uns, so weit wir sie beobachten konnten, gut zu seyn. Im Handel und Wandel verfuhren sie ganz ehrlich mit uns, nur daß sie anfänglich zween bis drey Mal so viel zu fordern pflegten, als sie nachher wirklich für ihre Waare nahmen. — Sie sprechen alle malayisch, ohngeachtet sie eine eigene Landessprache haben. Letztere nennen sind Catagunung (die Bergsprache) weil, wie sie sagen, diese Sprache auch in den Gebirgen von Java gesprochen wird, von wannen sie ursprünglich hergekommen sind. Hier ist ein kurzes Verzeichniß gleichbedeutender Worte aus der

Sprache

Sprache von der Prinzeninsel, von Java und von Malacca:

Deutsch.	Prinzeninsel.	Javanesisch.	Malayisch.
Ein Mann.	Ialma.	Oong Lanang.	Oran Lacki Lacki.
Ein Weib.	Becang.	Oong Wadong.	Parampuam.
Ein Kind.	Orocula tacke.	Lari.	Anack.
Der Kopf.	Holo.	Undaſs.	Capálla.
Die Naſe.	Erung.	Erung.	Edung.
Die Augen.	Mats.	Moto.	Mata.
Die Ohren.	Chole.	Cuping.	Cuping.
Die Zähne.	Cutock.	Untu.	Ghigi.
Der Bauch.	Beatung.	Wuttong.	Prot.
Der Hintere.	Serit.	Celit.	Pantat.
Der Schenkel.	Pimping.	Poopoo.	Paha.
Das Knie.	Hullobtoor.	Duncul.	Lontoùr.
Der Fuß.	Metis.	Sickel.	Kauki.
Ein Nagel.	Cucu.	Cucu.	Cucu.
Eine Hand.	Langan.	Tangan.	Tangan.
Ein Finger.	Ramo Langan.	Iari.	Iaring.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß alle dieſe drey Sprachen Wörter enthalten, welche mit den gleichbedeutenden Wörtern in der Sprache der Südſeeinſeln, wo nicht völlig gleich ſind, doch augenſcheinlich einerley Quell gehabt haben; wie aus folgender Tabelle erhellen wird:

Deutſch.	Südſeeinſeln.	Malayiſch.	Javaneſiſch.	Prinzeninſel.
Ein Auge.	Matta.	Mata.	Moto.	Mata.
Eſſen.	Maa.	Macan.	Mangan.	— —
Trinken.	Einu.	Menum.	Gnumbe.	— —

Deutsch.	Südsee-inseln.	Malayisch.	Javanesisch.	Prinzeninsel.
Tödten.	Matte.	Matte.	Matte.	— —
Eine Laus.	Outou.	Coutou.	— —	— —
Regen.	Euwa.	Udian.	Udan.	— —
Bambusrohr.	Owhe.	— —	— —	Awe.
Eine Brust.	Eu.	Soufou.	Soufou.	— —
Ein Vogel.	Mannu.	— —	Mannu.	Mannuck.
Ein Fisch.	Eyca.	Ican.	Iwa.	— —
Der Fuß.	Tapao.	— —	Tapaan.	— —
Ein Seekrebs.	Toonra.	Udang.	Urang.	— —
Yamwurzeln.	Eufwhe.	Ubi.	Urve.	— —
Begraben.	Etannou.	Tannam.	Tandour.	— —
Eine Musquito.	Enammou,	Gnammuck.	— —	— —
Kratzen.	Hearu.	Garru.	Garu.	— —
Cocoswurzeln.	Taro.	Tallas.	Talas.	— —
Landeinwärts.	Uta.	Utan.	— —	— —

Diese Gleichheit ist in denjenigen Wörtern, welche die Zahlen ausdrücken, noch auffallender. Ja sogar in der Sprache, welche auf der Insel Madagascar geredet wird, werden einige Zahlen auf eine ähnliche Weise ausgesprochen, wie man aus folgender Tabelle ersehen wird, welche Herr Banks mit Hülfe eines aus Madagascar gebürtigen Negersklaven aufgesetzt hat:

Deutſch.	Südſeeinſeln.	Malayiſch.	Javaneſiſch.	Prinzeninſel.	Madagaſcar.
Eins.	Tahie.	Satou.	Sigi.	Hegie.	Iſſe.
Zwey.	Rua.	Dua.	Lorou.	Dua.	Rua.
Drey.	Torou.	Tiga.	Tullu.	Tollu.	Tellou.
Vier.	Haa.	Ampat.	Pappat.	Opat.	Effats.
Fünf.	Reina.	Lima.	Limo.	Limah.	Limi.
Sechs.	Wheney.	Annam.	Nunnam.	Gunnap.	Ene.
Sieben.	Hetu.	Tudju.	Petu.	Tudju.	Titou.
Acht.	Waru.	Delapau.	Wolo.	Delapan.	Wolon.
Neun.	Iva.	Sembilan.	Songo.	Salapan.	Sivi.
Zehn.	Ahourou.	Sapoulou.	Sapoulou.	Sapoulou.	Tourou.

Aus dieser Aehnlichkeit zwischen den Sprachen, welche in Ostindien auf den Südseeinseln geredet werden, könnte man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß alle diese Völker einerley Ursprung gehabt haben müssen. —

Wir eilten nunmehr dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu: allein der Samen zu verschiedenen Krankheiten, den wir mit der ungesunden Luft von Batavia eingesogen hatten, brach jetzt auf eine erschreckliche Weise in Durchfällen und langsamen Fiebern unter uns aus. Herr Banks befand sich mit unter den Kranken, und einige Zeitlang schien gar keine Hoffnung mehr für ihn übrig zu seyn. Wir sahen uns dadurch bald in die allerjämmerlichste Lage versetzt; unser Schiff war um nichts besser, als ein Hospital, und derer, welche noch herumgehen konnten, waren zu wenige, um den Kranken zur Hand gehen zu können. Fast in jeder Nacht mußten wir der See einen Todten übergeben. Binnen ohngefähr 6 Wochen verloren wir Herrn Sporing, der ein Begleiter des Herrn Banks war, Herrn Parkinson, dessen Naturgeschichtsmaler, Herrn Green, den Astronomen, den Oberbootsmann, den Schiffszimmermann und seinen Gehülfen, Herrn Monkhouse, den Freywilligen, welcher bey unserer Strandung an der Küste von Neuholland das Schiff gerettet hatte, unsern alten muntern Seegelmacher und seinen Gehülfen, den Schiffskoch, den Corporal der Seesoldaten, zween von den Gehülfen des Schiffszimmermanns, einen Unterofficier und 9 Matrosen; in allem 23 Personen, diejenigen ungerechnet, welche wir schon vorher zu Batavia hatten begraben lassen.

Am

Am 15ten März 1771 kamen wir bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und legten uns allda vor Anker. Meine erste Sorge war darauf gerichtet, einen bequemen Platz für unsere Kranken, deren nicht wenige waren, auf dem Lande auszusuchen; ich fand auch bald ein Haus, worinn man sie aufnehmen, und den Mann täglich für zween Schillinge mit allen Nothwendigkeiten versehen wollte.

Wir sahen hier einen Ostindienfahrer nach England abgehen, welcher während seines Aufenthalts in Indien zwischen dreyßig und vierzig Mann durch Krankheiten verloren hatte; und da er das Vorgebirge verließ, lagen noch viele seiner Mannschaft ohne Hoffnung am Scharbock darnieder. Andere Schiffe, welche nicht viel über ein Jahr von England abwesend gewesen waren, hatten in eben dem Verhältniß gelitten. Unsere eigene Leiden waren daher, in Betracht, daß wir drey Mal länger abwesend gewesen waren, vergleichungsweise noch für leicht zu halten.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist so oft beschrieben, und ist in Europa so wohl bekannt, daß ich mich in meiner Erzählung nur auf einige wenige Besonderheiten einschränken werde, welche von andern übergangen, oder unrichtig vorgestellt sind.

Aller prächtigen Beschreibungen, welche man uns von diesem Lande gemacht hat, unerachtet, müssen wir gestehen, daß uns während unserer ganzen Reise keine Gegend zu Gesicht gekommen sey, welche ein öderes Ansehen gehabt hätte, und auch in der That eine unfruchtbarere Wüste gewesen wäre, als gerade diese. Die ganze Halbinsel hinter dem Vorgebirge besteht aus hohen Bergen, welche alle nackt

und öde sind. Das Land hinter dieser Halbinsel nach Osten hin, welches man als eine Erdenge ansehen kann, besteht aus einer weiten mit leichtem Seesande bedeckten Fläche, auf welcher nichts als Heidekraut wächst, und auf welcher jeder Anbau eine fruchtlose Bemühung seyn würde. Diejenigen wenigen Stellen, welche nutzbar gemacht werden konnten, und welche sich gegen das Ganze wie 1 gegen 1000 verhalten, sind zu Weinbergen und Gärten angewandt worden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es in den innern Theilen des Landes sich eben so verhalte: denn die Holländer erzählten uns, daß sie landeinwärts bis auf 28 Tagereisen, also wenigstens auf 900 englische Meilen weit angebauete Ländereyen hätten, von wannen sie die gewonnenen Vorräthe zu Lande nach dem Vorgebirge brächten, woraus erhellet, daß man die nöthigen Lebensmittel in keiner geringern Entfernung haben kann. Während unsers Hierseyns kam ein Landmann funfzehn Tagereisen weit aus dem Lande nach dem Vorgebirge, und brachte seine jungen Kinder mit. Wir bezeugten unsre Verwunderung darüber und fragten ihn, ob es nicht würde besser gewesen seyn, die Kleinen bey seinem nächsten Nachbar zurückzulassen? Nachbar? sagte der Mann; ich habe wenigstens auf fünf Tagereisen weit keinen Nachbar. Ein Land, wo die Anbauer, der Unfruchtbarkeit des Bodens wegen, nicht näher bey einander wohnen können, muß doch wohl in der That sehr öde genannt werden. Daß dieses Land besonders am Holze überaus arm seyn müsse, kann man daraus abnehmen, daß man alles Bauholz und alle Planken aus Batavia kommen läßt, und daß

das

das Brennholz fast eben so viel, als Lebensmittel, kostet. Wir sahen, außerhalb den Plantagen, welche bey der Stadt angelegt sind, keinen einzigen Baum, der sechs Fuß hoch gewesen wäre; und die Stämme, welche nicht dicker als ein Daum waren, hatten armdicke Wurzeln: so groß ist hier der Einfluß der Winde zum Nachtheil der Pflanzen, wodurch die Unfruchtbarkeit des Bodens außer Zweifel gesetzt wird.

Die einzige Stadt, welche die Holländer allhier erbauet haben, wird ihrer Lage wegen Capstadt genannt. Sie besteht aus ohngefähr tausend Häusern, die aus gebrannten Steinen ganz artig erbauet und durchgängig weiß angestrichen sind; die Dächer aber sind bloß von Stroh, weil die Heftigkeit des hier blasenden Südostwindes, jede andere Art von Verdachung unbequem und gefährlich machen würde. Die Straßen sind sowohl breit als auch bequem, und durchschneiden sich alle nach rechten Winkeln. Durch die Hauptstraße ist ein Kanal gezogen, und auf beyden Seiten mit einer Reihe von Eichen bepflanzt, die einen angenehmen Schatten gewähren. In einem andern Theil der Stadt trifft man einen zweeten Kanal an, aber der Boden ist daselbst so abhänzig, daß fast immer um 150 Fuß weit eine Schleuße hat müssen angelegt werden.

Verhältnißmäßig machen die Holländer hier einen weit größern Theil der Einwohner, als zu Batavia aus; und da das Hauptgewerbe der Stadt darinn besteht, Fremde zu bewirthen, und mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, so hat jeder, in einem gewissen Grade, auch die Sitten und Gebräuche derjenigen Nation angenommen, mit welcher

er am meisten umgeht. Das Frauenzimmer hingegen ist den Moden seines Vaterlandes treu geblieblieben. So sieht man z. B. keine derselben ausgehen, ohne daß sie sich von ihrer Magd eine Feuersorge vortragen ließe; ein Gebrauch, der um desto auffallender ist, da in diesen Feuersorgen selten Feuer gefunden wird, welches auch durch die Wärme des Himmelsstriches entbehrlich gemacht wird.

Das Frauenzimmer ist im Ganzen sehr hübsch, hat eine feine zarte Haut, und eine blühende Gesichtsfarbe, welche von einer guten und gesunden Leibesbeschaffenheit zeuget. Sie geben die besten Ehefrauen in der Welt ab, sowohl wie Haushälterinnen, als auch wie Mütter betrachtet: selten findet man ein Haus, worinn es nicht von Kindern wimmelte.

Die Luft ist in einem hohen Grade heilsam, so daß diejenigen, welche Krankheiten mit aus Europa bringen, hier gemeiniglich davon genesen. Diejenigen Krankheiten aber, welche aus Ostindien mitgebracht werden, sind schwerer zu heben.

An dem äußersten Ende der hohen Straße hat die Compagnie einen Garten anlegen lassen, der ohngefähr zwey Drittheile einer englischen Meile lang, und durch Alleen, welche sich in rechten Winkeln durchschneiden, abgetheilt ist. Der größere Theil dieses Gartens ist mit Küchengewächsen bepflanzt. Zween kleine viereckige Plätze sind für botanische Pflanzen bestimmt, und an dem äußersten Ende des Gartens ist eine Menagerie angelegt, in welcher viele in Europa gänzlich unbekannte Vögel und Thiere unterhalten werden.

Von

Von den Eingebornen des Landes, den Hottentotten, konnten wir nur sehr wenig aus Erzählungen lernen: denn bis auf vier Tagereisen weit findet man keine ihrer Wohnung, woselbst sie ihre ursprünglichen Sitten beybehalten hätten. Diejenigen, welche wir am Vorgebirge sahen, waren insgesamt Bediente holländischer Anbauer, deren Vieh sie weiden, und auch zu anderweitigen niedrigen Verrichtungen gebraucht werden. Diese waren im Ganzen von langer Statur, und eher mager als feist, aber außerordentlich stark, hurtig und thätig. Ihre Augen sind ohne Ausdruck, und ihre Haut so schwarz, als Ruß, welches wohl größten Theils vom Schmutz herrührt, weil es, dem Ansehen nach, ihnen wohl niemals einfällt, sich zu waschen. Ihr Haar ist zwar kraus, aber nicht so wie bey den Negern, sondern es fällt in Locken herab, welche sieben bis acht Zoll lang sind. Ihre Kleidung besteht aus einem Schafsfelle, welches sie um die Schultern werfen, außer welchem die Männer noch einen ledernen Beutel am Unterleibe, die Frauensperſonen hingegen an eben dieser Stelle einen solchen Lappen tragen, welches beydes an einem Gürtel befestiget ist, den sie mit Glaskorallen und mit kleinen Stückchen Kupfer auszuzieren pflegen. Außerdem schmücken beyde Geschlechter sich mit Hals und Armbändern von Glaskorallen, und die Weiber tragen Ringe von hartem Leder um die Knöchel, um den Fuß einigermaßen vor den Dornen zu schützen.

Ihre Sprache scheint einem Europäer kaum artikulirt zu seyn. Außerdem bemerkt man noch etwas ganz außerordentliches in derselben. Bey gewissen kurz auf einander folgenden Intervallen glucksen

sen sie nämlich mit der Zunge gegen den Gaum, wodurch sie das Gesagte mehr in abgemessene Sätze abzutheilen, als wirklich etwas dadurch ausdrücken zu wollen scheinen. Einige Hottentotten sprechen auch holländisch, ohne eben in der Aussprache etwas unterscheidendes zu haben.

Sie sind alle bis zur Blödsinnigkeit bescheiden; denn nur mit vieler Mühe konnten wir einige derselben bereden, vor uns zu tanzen, oder in ihrer Sprache mit einander zu reden. Ihre Tänze sind wechselsweis bis zur Ausschweifung munter und träge; ihre Lieder beobachten ebendenselben abwechselnden Takt.

Wir stellten manche Nachfrage über dieses Volk bey den Holländern an: folgende Umstände, die wir von ihnen erfuhren, gründen sich daher lediglich auf die Glaubwürdigkeit derer, welche sie uns erzählten.

In dem Gebiet der Holländer in diesem Lande giebt es verschiedene Stämme dieses Volks, welche in ihren Sitten und Gebräuchen sehr weit von einander abgehen. Doch sind sie alle freundschaftlich und friedfertig, bis auf einen Stamm, welcher sich ostwärts niedergelassen hat, und welchen die Holländer mit dem Namen Boschmänner belegen. Diese leben lediglich vom Raube, oder vielmehr von Diebereyen: denn sie greifen ihre Nachbarn nie öffentlich an, sondern stehlen ihnen das Rindvieh zur Nachtzeit. Sie sind gleichwohl mit vergifteten Lanzen und Bogen bewaffnet, um dafern sie entdeckt werden, sich zur Wehr stellen zu können. Auch ein Stein ist in der Hand dieser Leute ein fürchterliches Gewehr, denn sie können ihn mit so vieler Stärke und mit so großer Geschicklichkeit werfen, daß sie

auf

auf hundert Schritt ein Ziel von der Größe eines Thalers in verschiedenen Würfen nach einander nur sehr selten zu verfehlen pflegen. Um sich gegen diese Freybeuter zu vertheidigen, ziehen die übrigen Hottentotten sich gewisse Bullochsen auf, welche sie zur Nachtzeit rund um ihre Dörfer stellen, und welche bey der Annäherung eines Menschen oder eines Thiers sich mit vereinigten Kräften so lange wiedersetzen, bis sie die Stimme ihrer Herrn hören, welche sie entweder zum fernern Gefecht aufmuntern, oder sie davon abrufen. In beyden Fällen sollen sie, wie man sagt, mit der Folgsamkeit eines Hundes, gehorchen.

Die Oberhäupter der Hottentotten, deren einige sehr zahlreiche Heerden Viehes besitzen, sind gemeiniglich mit Löwen- Tyger- oder Zebrahäuten bekleidet, die sie nach einem wirklich guten Geschmack mit Franzen und andern Zierrathen zu besetzen wissen. Beyde Geschlechter reiben sich oft den Leib mit Fett ein, so lange sie aber frisches Fett haben können, brauchen sie kein stinkendes dazu. Schöpsentalch oder Butter ist ihnen das liebste zu diesem Gebrauch; doch ziehen sie noch die letztere dem erstern vor. Die Butter machen sie in einem ledernen Sacke, in welchem die Milch herumgeschüttelt wird.

Man erzählte uns für gewiß, daß der Priester die eheliche Einsegnung dadurch zu verrichten pflege, daß er den Bräutigam und die Braut mit seinem Urin bespritze. Aber die Holländer versicherten durchgängig, daß dasjenige, was man von einem anderweitigen Gebrauche derselben erzählt, erdichtet sey; man sagt nämlich, daß die Weiber Schafsdärme um die Beine zu wickeln, und nachher

her davon zu essen pflegten. Man leugnete auch, daß die halbe Castration durchgängig unter ihnen üblich sey. Nur einige von denjenigen Stämmen, welche das Kupfer zu schmelzen wissen, sollen diese Operation ausgehalten haben; welche man dann auch für die besten Krieger, und besonders für sehr geschickt in der Kunst Steine zu werfen hielte.

Wir trugen ein großes Verlangen, diejenige Frage zu entscheiden, welche in der Naturgeschichte dieses Volkes aufgeworfen worden ist, nämlich ob die Weiber unter ihnen jene natürliche Schürze von Fleisch, sinus pudoris genannt, wirklich haben oder nicht haben? Viele Holländer und Malayen, welche von hottentottischen Weibern Gunstbezeugungen empfangen zu haben vorgaben, leugneten die Wirklichkeit derselben. Allein ein Arzt an diesem Orte behauptete, daß er viele hundert derselben von der Liebesseuche geheilt, und nie eine gesehen habe, welche nicht zween fleischerne oder vielmehr hautartige hervorragende Theile gehabt hatte, welche von dem obern Theile der Labiorum, wie die Zitzen einer Kuh, obwohl flach, herausgegangen wären. Dieses hienge nun, sagte er, vor dem Pudendo herab, wäre aber nicht bey allen von gleicher Länge; bey einigen nämlich nicht über $\frac{1}{2}$ Zoll, bey andern hingegen drey bis vier Zoll lang. Diese hervorragenden Theile hielte er für dasjenige, was einige Schriftsteller, bis zu einem Lappen oder Schürze vergrößert hätten, welche von dem Unterleibe herabhängen, und groß genug seyn solle, um eine künstliche Bedeckung der benachbarten Theile überflüßig zu machen. — So viel von den Einwohnern dieses Landes.

Am

Am 14ten April lichteten wir wieder die Anker, um unsere Reise fortzusetzen. Noch an selbigem Tage erreichten wir die Peguin- oder Robininsel. Da unser ausgeschicktes Boot sich der Küste derselben nähern wollte, ließen die Holländer sechs mit Musqueten bewaffnete Männer auf dem Strande aufmarschiren, und warneten unsere Leuten, sich dem Lande nicht zu nähern, weil es sonst auf ihre Gefahr seyn würde. Diese Insel ist nämlich von den Holländern bestimmt, Verbrechern zum Aufenthalte zu dienen, welche allda zum Ausgraben der Kalksteine angehalten werden. Nun hatte vor einiger Zeit ein dänischer Schiffskapitain, dem ein großer Theil seiner Mannschaft abgestorben war, so viel Leute von dieser Insel aufheben lassen, als er nöthig hatte, um sein Schiff nach Hause bringen zu können. Vermuthlich hatten die Holländer deswegen Befehl gegeben, kein Boot von irgend einer fremden Nation weiter landen zu lassen, um einem ähnlichen Mißbrauche vorzubeugen.

Am 25sten büßten wir unsern Schiffer, Herrn Robert Mollineux ein, einen jungen fähigen, aber zum Unglück unmäßigen Mann, der seinen frühzeitigen Tod sich selbst zugezogen hatte. Am ersten May kamen wir bey der Insel St. Helena auf der dortigen Rhede vor Anker, woselbst wir bis zum 4ten liegen blieben. Diese Insel ist fast mitten auf dem atlantischen Weltmeere, nämlich von Afrika 400, und von Amerika 600 Seemeilen weit entfernt. Sie besteht aus dem Gipfel eines ungeheuern Berges, der aus der See emporsteigt: denn das Wasser rund umher ist von einer unermeßlichen Tiefe. Sie ist nicht über 12 Seemeilen lang und 6 breit.

Alle

Alle weiße Bewohner derselben sind Engländer. Die Handlung, auf derselben wird lediglich auf Rechnung der engländischen ostindischen Compagnie geführt, der diese Insel zugehört.

Von hieraus setzten wir unsre Reise in Gesellschaft von dreyzehn Schiffen fort, deren eins ein Kriegesschiff, die übrigen aber Ostindienfahrer waren.

Den 23sten starb unser Premierlieutenant Herr Hicks, dessen Leichnam wir unter den gewöhnlichen Feyerlichkeiten der See übergaben. Er starb an einer Auszehrung, die er schon mit aus England genommen hatte. Seine Stelle ließ ich durch Herrn Carl Clerk wieder ersetzen.

Unser Takelwerk und unsere Seegel waren nunmehr schon so abgenutzt, daß fast jeden Tag, bald dieses, bald jenes davon völlig unbrauchbar wurde. Wir setzten indeß unsern Lauf glücklich fort, bis wir den 16ten Junius endlich Land erblickten, von welchem es sich bald zeigte, daß es die Landspitze Lizard war. Am 11ten liefen wir den Kanal hinauf; am 12ten des Mittags waren wir Dover gegen über; Nachmittags kamen wir in den Dünen vor Anker, und giengen zu Deal ans Land.

Digitized by Google

Einführung des Christenthums in Siam.

Die Portugiesen waren die ersten europäischen Völker, die es wagten, einen Weg nach Indien zu bahnen. Die Gewinnsucht, als die einzige Triebfeder dieser kühnen Unternehmung, gab ihnen Muth genug, die ihnen damals noch ganz unbekannten Meere zu durchschiffen, und an Erwerbung der morgenländischen Reichthümer zu arbeiten. Sie erreichten ihre Absicht, und erhielten durch die Schätze, welche sie aus dem Orient zurückbrachten, die Belohnung für ihre Unerschrockenheit. Diese glückliche Entdeckung machte sie noch mehr aufmerksam, und der Handel mit den Morgenländern wurde von Zeit zu Zeit ansehnlicher. Mittlerweile die Portugiesen mit der Schiffarth und Handel nach Indien noch immer beschäftiget waren, traten einige andere, die aber weniger Eigennutz als jene zur Absicht hatten, in eben diesen Gegenden auf, um die christliche Religion daselbst auszubreiten. Die Dominikaner, als die ersten Prediger des Evangeliums und Verdränger des Aberglaubens in Indien, errichteten in Goa, mit Beyhülfe der Portugiesen zuerst eine christliche Gemeinde. Xaverius und seine Anhänger folgten ihrem Beyspiele, und seine Bemühungen waren nicht

ohne guten Erfolg. Man hatte zwar schon in den ältesten Zeiten die berühmtesten Philosophen in diesen Ländern als Lehrer gesehen; allein sie gaben durch ihren schlechten Lebenswandel dem Volke, das sie unterrichten wolten, nur noch mehr Aergernis, als sie Nutzen stiften, und ihre Absicht erreichen konnten. Sie waren ungemein stolz auf ihre Kenntnis, und verachteten deswegen jeden, der nicht wie sie Philosoph war.

Es ist überhaupt schwer, einem Volke zu predigen, und noch mehr, es von den Gründsätzen einer Religion und deren Wahrheiten zu überzeugen, das in Wohllüsten ersoffen, und durch Schwelgerey entkräftet, lieber in einer beständigen Armuth leben, als mit einiger Mühe die Mittel zur Verbeßerung seines Schicksals aufsuchen will. Allein dieses heißt jene wunderbare und geheime Kraft verkennen, die auch oftmals den Wohllüstling bewegen kann, einen seiner Denkungsart gewiß nicht angemessenen Entschluß zu fassen, ins Kloster zu gehen; und welche den von der Sonne schwarz gebrannten Aethiopier, eben so wohl als den durch die strengste Kälte erstarrten Samoyeden einerley Joche unterwürfig machen kann. Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterinn. Die Verrichtungen der ersten Apostel belehren uns von dem, was man noch jetzo auszurichten vermögend seyn kann. Mitten im Genuß der Ergötzlichkeiten Syriens, und der Schwelgerey Aegyptens, übten die ersten Christen die äußerste Strenge aus. Rom, das besonders durch die Lehrsätze eines Epikurus, die es nicht anzuwenden wuste, verdorben war, brachte Leute hervor, welche um ihren Wohllüsten nachzuhängen, lieber sich erniedri-

gen

gen und die Menschheit verunehren, als ihren verdorbenen Leidenschafften einen Zügel anlegen wollten. Corinth, Antiochien, und Alexandrien, alle waren Schauplätze der Unzucht. Diejenigen, welche mit Standhaftigkeit an der Ausbreitung ihres Glaubens, und der Lehre von ihrer Religion arbeiten, lassen sich durch keine solche Scheinhindernisse und leere Drohungen abschrecken, die nur den Kleinmüthigen verzagt machen können; und da auch oftmals die heiligsten Unternehmungen gegen die Einwürfe der Unglaubigen einer Schutzrede bedürfen, so hatten sich auch diese neu angetretenen Lehrer des Evangeliums um desto mehr zu vertheidigen, je wichtiger ihr Vorhaben war, das nothwendig gleich bey dem ersten Anschein einem Volke von dieser Art auffallend seyn mußte. Indessen war ihre erste und vornehmste Bemühung, die Misbräuche und das Abgeschmackte bey ihrem Gottesdienst abzuschaffen, und hingegen einen reinern und vernünftigern an dessen Stelle einzuführen. Ein Versuch, der zwar nicht ohne die größten Schwierigkeiten zu machen war, dennoch aber auch nicht ohne guten Erfolg blieb. Die Cerimonien, welche man sonst beym Saturnusfest zu halten pflegte, wurden allmählig eingestellt; die Tage, welche man dem Adonis zu Ehren feyerte, die unkeuschen Verwandlungen des Jupiters, die Gärten, in welchen man den Priap verehrte; allen diesen Misbräuchen, die offenbar zu den größten Lastern Anlaß gaben, wurde auf einmal Einhalt gethan.

Wenn sich bey Entstehung des Christenthums der Stolz des Weltweisen unter das Joch des Glaubens beugen und er bey den Geheimnißen un-

serer Religion verstummen muste, wenn ganze Völker durch den Ruf eines einzigen Apostels aus Heyden Christen wurden; hätten sich nicht diese neuen Glaubenslehrer in Indien, die mit gleichem Eifer, als ihre Vorgänger andere zu bekehren bemüht waren, einen ebenso guten Fortgang von ihrem Vorhaben versprechen sollen?

Alles entsprach ihrem Eifer, und dem Fleis, mit welchem sie unermüdet an dem Gebäude des Glaubens im Orient arbeiteten. Im Tongking allein zählte man drey Mal hundert tausend Christen, und in China war deren Anzahl schon auf zwey Mal hundert tausend gestiegen. Allein, so glücklich auch der Erfolg ihrer Bemühungen anfänglich zu seyn schien, so viel Hindernisse und Schwierigkeiten äuserten sich alsdenn in der Folge nach dem Absterben einiger Lehrer und Mitarbeiter, derer Stellen, wegen Mangel der darzu nöthigen Correspondenz nach Europa, nicht bald genug wieder besetzt werden konnten. Ueberdieß brachte auf einmal ein noch anderer, und weit mehr unglücklicher Zufall als jener, der aber vielleicht nicht ganz unvermuthet war, die Sache in die äußerste Verwirrung, worzu besonders in den Königreichen China, Cochinchina und Tongking der Anfang gemacht wurde. Man fieng nehmlich an, sich der neuen Lehre ihrer Moral zu widersetzen, welches zuletzt in ernsthafte Verfolgung ausbrach. Der Regent sah sich genöthiget, dieser Unruhe Einhalt zu thun, noch mehr, da er selbst befürchtete, von einer auswärtigen Macht, unter der Larve der Religion, angegriffen zu werden. Der König von Tongking vernahm darüber seine Priester, welche, wie leicht zu vermuthen, nicht

nicht weniger wieder diese Steuerung aufgebracht waren. Sie bestärkten ihn noch mehr in seinem Verdacht, und er faßte daher den Entschluß, durch ein darüber gefastes Urtheil diesem Unheil zuvorzukommen, dessen Inhalt ohngefähr folgender war.

Wir vertreiben auf ewig diese irrigen Lehrer des Christenthums aus unserm Königreich, welche, nachdem sie ihr Vaterland verlassen, in der Welt herumirren, und den Völkern, besonders den Weibern, Gesetze geben wollen, die alle Verknüpfung der menschlichen Gesellschafft aufheben. Diese offenbaren Gottesverächter und Entheiliger unserer Religion wollen nicht, daß man den Himmel und die Erde anbethe; sie verdammen den Dienst, welchen wir den guten und bösen Geistern zu erweisen schuldig; sie ermahnen die Weiber ihre Männer zu verlassen, u. s. w. Dieserhalb befehlen wir hiermit allen unsern Beamten in den Städten, Flecken und überhaupt jedes Orts, sich fleisig angelegen seyn zu lassen, derjenigen Bücher, welche diese abscheuliche Irthümer enthalten, habhafft zu werden, und sie öffentlich verbrennen zu lassen: auch sich dieser kühnen Empörer wieder unsere Religion selbst zubemächtigen, und sie sodann gegen eine Belohnung an unsern Gerichtsstuhl auszuliefern.

Diese Verordnung wurde aufs strengste befolgt. Man gab demienigen, der dem Befehl seines Königs gemäß gehandelt, die ansehnlichsten Belohnungen, da hingegen der Uebertreter desselben, und wenn er einige Nachsicht mit diesen Unschuldigen hatte, die härtesten Strafen leiden mußte. Man fieng an, diese neuen Christen aufs grausamste zu verfolgen, und man hat gar bald die Wüsteneyen

von diesen Vertriebenen bevölkert. Die Lehrer selbst ließ man als Stöhrer der öffentlichen Ruhe des Staats einschiffen, und nach Macao bringen. Ein großer Theil ihrer Schüler, die zurückgeblieben waren, suchten mit noch andern ihrer verfolgten Glaubensgenossen in Siam ihre Zuflucht, wo ihre Colonie allmählich einen merklichen Zuwachs bekam.

Die von Malaca vertriebene Portugiesen, hatten daselbst eine Gemeinde errichtet. Diese Christen, die ohne Wegweiser und dem geringsten fernern Unterricht herumirren mußten, sahe man bald von dem zu warmen Clima entkräftet, und dadurch zu jeder Arbeit unbrauchbar gemacht. Die Armuth, in welcher sie leben mußten, und welche empfindsame Seelen am ersten zum Mitleiden bewegen kann, setzte sie im Gegentheil einer allgemeinen Verachtung aus, weil man sie als eine Strafe für ihre Unthätigkeit und verdorbenen Lebenswandel ansahe.

Bey den grausamen Verfolgungen in Cochinchina, welche kurz nach ienen in Tongking ihren Anfang nahmen, schonte man weder Kind, noch Weib, ja selbst den Greis nicht. Man zählte schon sieben und dreyßig Märtyrer, die ihr Leben bey der Vertheidigung ihrer Religion eingebüßt hatten. Alle christliche Priester und Lehrer wurden verbannt. Man verkündigte die härtesten Todesstrafen, welche an denjenigen vollzogen werden sollten, die es wagen würden, jemals wieder das Land zu betreten, woraus sie vertrieben worden wären. So schmerzlich auch diese Trennung für diejenigen seyn müßte, welche sich zu schwach

glau-

glaubten, ohne ihrer Führung und Stütze weiter in dieser neuen Lehre gehen zu können, und so sehr sie sich diesem ihnen drohenden Unglück wiedersetzten, so wenig waren sie dennoch vermögend, etwas dawieder auszurichten. Sie thaten dahero einen Rückzug in das Königreich Siam, wohin auch ihre Lehrer zu flüchten genöthiget waren.

Durch diesen Vorfall, der auf einmal so viel kräftige Bemühungen vereitelte, wurden einige empfindsame Seelen bewogen, durch ihre Beyhülfe, die im Orient noch wankenden Gemeinden zu unterstützen, und sie in diejenige Sicherheit und Ruhe zu setzen, die zu deren Aufrechthaltung und Dauer nöthig war. Sie traten deswegen mit den noch daselbst zurückgebliebenen Christen in eine Gemeinschafft, die, weil bis dahin die Mißionairs noch immer zerstreut waren, noch nicht hatte gemacht werden können. Ihre Obern, die sich noch in Europa aufhielten, waren wegen der von ihnen zu weiten Entfernung gehindert, ihnen mit Rathschlägen und nöthigen Hülfsmitteln an die Hand zu gehen, und es war daher zu befürchten, daß sie, als Leute, die von keinem höhern Befehlshaber abhängig waren, und folglich nur nach eigenen Maasregeln handeln mußten, zuletzt mit weniger Eifer die Sache betreiben würden, die mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, und vielleicht schon bey dem ersten Anschein nicht die beste Hofnung zu einem glücklichen Ausgang derselben gab. Ihre Sitten waren untadelhafft, und eben dieses machte die Götzenpriester, von welchen sie unaufhörlich umgeben waren, gegen sie eifersüchtig. Der größte Theil der Ungläubigen sahe diese Männer als solche Flüchtlinge

an, die ihr Vaterland verlassen, um in einem fremden Lande ihre Laster unbestraft begehen zu können. Ihre Uneigennützigkeit, mit welcher sie alle Versprechungen des Glücks und Reichthümer zu verachten gewohnt waren, hielte man für eine Verstellung, oder einen andern Kunstgriff, wodurch sie die Einfältigen gewinnen und an sich ziehen wollten.

Eine gewiße Anzahl von Geistlichen, welche sich in diesen Gegenden aufhielten, und durch den betrübten Zustand, in welchem sie so viel Nationen in der Finsternis des Aberglaubens und Götzendienstes herumirren sahen, entschlossen sich in eine Gemeinschafft zu treten, und mit Aufopferung ihres Vermögens sich dieser Unglücklichen anzunehmen. Es befanden sich unter diesen neuen Aposteln ein gewißer Abt Lavat Montmorency, der aus einer Familie entsproßen war, die dem Staat schon viele Helden und der Kirche schon viele Vertheidiger des Glaubens und der Religion geschenket hatte. Dieser Mann wurde zum Bischof von Petrer ernannt, welche Ehrenstelle aber nicht lange von ihm begleitet werden konnte, indem er einige Jahre hernach zu Canada mit Tode abgieng, allwo er auch unter den Wilden begraben liegt. De la Mothe Lambert, la Palle und de Meurs, deren große Verdienste ihren Nahmen unvergeßlich machen, waren die ersten, welchen den Grund zu diesem neuen Gebäude legten, zu welchen sich bald darauf noch der Abt de Lione gesellte.

Dieses wichtige Geschäfte wurde um das Jahr 1651 angefangen. Man schickte einige Deputirten nach Rom, um daselbst in den Jesuiterorden aufgenommen zuwerden. Der Pabst, welcher

nicht

nicht ungeneigt war, dieſes Unternehmen durch ſeine Hülfe zu unterſtützen, gab den Befehl, ihm drey franzöſiſche Prieſter vorzuſtellen, die er in dieſer Abſicht zu Biſchöfen machen wollte. Einer von dieſen Deputirten, Palle genannt, wurde, weil bey der Wahl die meiſten Stimmen auf ihn fielen, zu dieſer Würde beſtimmt. Er war zu Touraine geboren, und ſtammte aus einer Familie, bey welcher die Tugend und Rechtſchaffenheit gleichſam erblich war. Er war unter vielen der Einzige, welcher ſich weigerte dieſe Stelle anzunehmen, wozu er aber noch zuletzt genöthiget wurde. Im Jahr 1659 wurde er zu Rom in der St. Peterskirche geweihet und erhielt zugleich den Titel eines Biſchofs von Heliopolis, welche Würde er bis zur Zeit ſeines Todes begleitete, der im Jahr 1681 erfolgte.

De la Mothe Lambert, aus der Normandie gebürtig, hatte bis dahin ſeine Tage in dem Hoſpital de Rouen zugebracht, über welches ein Oberaufſeher war. Er begab ſich nach Rom, als er hörte, daß man im Begriff ſey drey franzöſiſche Biſchöfe nach Indien zu ſchicken, um ſich zu einer von dieſen Stellen zu melden: Er wurde dem Pabſt vorgeſtellt, und ſogleich zum Biſchof und Aufſeher über das vorhabende Geſchäfte gemacht.

Die Wahl des dritten Biſchofs fiel auf einen franzöſiſchen Prieſter, Cotolendi genannt, deſſen Geburtsort die Stadt Aix in der Provence war. Er wurde nach Rom berufen, und daſelbſt zum Biſchof von Metellopolis ernannt.

Während der Zeit nun ſich das Gerüchte, eine chriſtliche Gemeinde im Orient zu errichten, immer

weiter ausbreitete, so fanden sich gar bald noch andere Geistliche, welche unter Anführung und Schutz des Bischofs von Heliopolis Mitarbeiter an diesem Werke seyn wollten. Dieser prüfte zuerst ihre Fähigkeiten, und unterrichtete diejenigen, denen es noch daran mangelte, worzu er sich nicht weit von Paris einen Aufenthalt wählte, und seine Untergebenen mit sich nahm. Eben dieser war es auch, welcher zuerst die Einrichtung machte, daß man an ihn von Zeit zu Zeit von Europa aus, Leute schicken mußte, womit die Stellen der abgegangenen Lehrer wieder besetzt werden konnten.

Einige von diesen neuen Lehrern giengen mit Lebensgefahr nach den äußersten Grenzen Indiens, um daselbst den Anfang zur Lehre ihrer Religion zu machen, und die Fahne des christlichen Glaubens aufzustecken. Andere, welchen entweder das hohe Alter, oder andere Umstände Hinderniße setzten, außerhalb des Orts ihres Aufenthalts an diesem Geschäffte zu arbeiten, gaben demjenigen Theil der Jugend Unterricht, welchen man nach Indien zu gehen gewählt hatte. Durch sie wurden alle auswärtige Mißionen errichtet, und unter der Aufsicht des Bischofs Pallu mit dem besten Erfolg fortgesetzt.

Das Bestreben, durch gute Sitten den Aergernißen und Lastern anderer zuvor zu kommen, ist zur Erfüllung der Pflichten eines würdigen Apostels noch nicht hinreichend. Er muß vielmehr, um wider die Irthümer und Vorurtheile zu streiten, die sich bey dem Volcke, dem er predigen soll, äußern, natürliche Talente und Kenntnis des Menschen haben, und sie mit vernünftigen Gründen ihres

Aber-

Aberglaubens zu überführen wissen. Mit dieser Kenntnis begabt, wurden ihre Mißionairs abgeschickt. Ihre Klugheit hieß ihnen diejenigen Maasregeln nehmen, welche zur Erreichung ihrer löblichen Absicht immer die geschicktesten waren. Ihr Eifer blieb auch nicht unbelohnt. Sie zogen Schüler, welche, nachdem sie bey ihnen Unterricht gehabt, wieder andern den Ihrigen mittheilen, und dadurch der Unbequemlichkeit abhelfen konnten, zur Besetzung der erledigten Stellen von Europa andere Personen dahin kommen zu lassen.

Sie glaubten nunmehro die meisten und größten Schwierigkeiten gehoben zu haben; allein auf einmal stand ihnen ein neues Hindernis im Wege, als sie im Begriff waren, diejenigen ihnen unbekannte Länder aufzusuchen, wo die Franzosen aller ihrer Bemühungen ohngeachtet, noch nichts hatten ausrichten können. Es wollten nemlich die Portugiesen, aus einer gewissen Politik nicht zugeben, daß sie auf ihrem Schiffe dahin abreisen dürften, weil sie befürchteten, daß ihnen Frankreich in der Folge Schaden thun könnte, so bald sie die Reichthümer dieser Länder entdeckt haben würden, an welchen sie bis dahin allein Antheil zu haben glaubten. Auch von Seiten der Holländer erhielten sie abschlägliche Antwort, indem diese nur diejenigen auf ihre Schiffe nahmen, welche sich in Diensten der ostindischen Compagnie befanden, und es blieb ihnen also weiter nichts übrig, als über das mittelländische Meer ihre Reise anzutreten.

Der Bischof Cotolindi und la Mothe Lambert kamen zuerst in Indien an. Der Erstere, dessen Leben eine Kette von Verdruß und Arbeit war,

starb gleich nach seiner Ankunft, in einem Alter von 31 Jahren.

De Terryto schiffte sich im Jahr 1660. nach Marseille ein. Seine Reise war mit unaufhörlichen Stürmen begleitet. Er kam nach viel ausgestandener Gefahr endlich in Maltha an, wo man ihn alle diejenigen Ehrenbezeugungen erwies, deren er als ein Mann von Verdiensten würdig war. Er hatte viele Strapatzen auszustehen, ehe er nach Alep kam, wo er eine Gesellschafft von Reisenden antraf, mit welcher er nach Babylon sonst Bagdad genannt abgieng. Diese Art zu reisen ist die einzige, auf welche man sich in diese wüsten Gegenden wagen kann, weil die Wege, nicht allein durch die wilden Thiere, sondern auch die Araber, welche sich in Menge daselbst als Straßenräuber aufzuhalten pflegen, äusserst unsicher gemacht werden.

Die Einwohner dieser Gegenden sind gewohnt sich gleich des Morgens auf ein Pferd oder ein Kameel zu setzen, und nicht eher wieder abzusteigen, als des Abends, wenn sie essen wollen. Sie essen nicht mehr als einmal des Tages. Ihre Nahrung besteht aus Reis mit Butter gekocht, welcher aber wegen des großen Mangels am Holz, als Rosmarin, in dessen Ermangelung sie den dürr gemachten Koth der Kameele zubrennen pflegen, nicht gahr gekocht ist. Sie haben keine Häuser, sondern nur Dächer, welche auf Stangen stehen, und von Kameelen getragen werden. Die Winternächte sind bey ihnen sehr kalt, und weil sie bloße Dächer haben, so können sie sich wenig vor der Kälte schützen.

Der Mangel am Wasser ist bey ihnen eine der größten Unbequemlichkeiten. Das Land wird we-

der

der durch Quellen noch Regenwasser befeuchtet. Sie graben tiefe Höhlen, in welchen sie das Wasser zum Trinken aufbehalten, die aber sonst niemand als der Aufseher, der über eine gewisse Anzahl dieser Wilden gesetzt ist, wissen darf. Der Kaffe ist bey ihnen der gewöhnlichste Trank, womit sie auch das Wasser, wenn es in den Höhlen faul und stinkend wird, zu vermischen pflegen.

Die Araber nähren sich von Straßenraub, und pflegen sich mehrentheils in hohlen schmalen Wegen aufzuhalten, worauf sie alsdenn auf die Vorübergehenden losgehen, von welchen, wenn ihrer viele sind, sie nur diejenigen angreifen, welche zuletzt gehen. Im Winter sind sie am meisten fürchterlich, weil sie in dieser Jahreszeit nicht gerne von ihrer Familie gehen, und für ihre Heerden Futter suchen. Sie ziehen von einem Ort zum andern, und nehmen ihr Geräthe auf Eseln oder Ochsen mit sich.

Der Bischof de Beryte, kehrte, als er nach Bagdad kam, bey den französischen Capuzinermönchen ein, welche, durch die strengsten Gesetze gebunden, von dem Volke eine allgemeine Achtung, und von ihrem Oberherrn einen sichern Schutz genießen. Es liegt diese Stadt am Tigerfluß, und ist mit Schanzen und einer starken Garnison versehen: sie ist ziemlich groß und weitläuftig, aber wenig bevölkert. Die Tempel nud die öffentlichen Gebäude derselben, sind mit viereckigten kleinen Tafeln bedeckt die von Thon gemacht, und mit einem Firniß angestrichen sind, so, daß sie einen grossen Glanz von sich geben: Es ist dieses eine neue Stadt, und man darf sie daher nicht mit dem

alten

alten Babylon verwechseln, wovon jene einige Tagereisen weit gelegen ist. Von da begab sich dieser de Beryte nach Baßora, einer Stadt im wüsten Arabien, an einem großen Fluß gelegen, in welchen der Tiger und der Euphrat zusammen fließt. Es giebt daselbst viel Palmenbäume, deren Früchte einen großen Theil der Reichthümer dieses Landes ausmachen. Sie hat einen Hafen, in welchen Schiffe von allen Nationen einlaufen. Die Portugiesen, die Engländer und Holländer, hatten daselbst ehemals einen großen Handel, durch welchen sie sich unermeßliche Reichthümer erwarben. Die Häuser sind von Schilf oder einer Art von Backsteinen, die an der Sonne gedörrt werden. Der Gouverneur dieser Stadt ist ein türkischer Bassa, der unter diesen Titel vermittelst eines kleinen Tributs, den er an den Sultan abgeben muß, wirklich souverain in seinem Lande ist. Er bestimmt nach seinen Gefallen die öffentlichen Abgaben, und der türkische Hof würde umsonst den Versuch machen, ihm einen Theil seiner Rechte, die er oft misbraucht, abschneiden zu wollen.

Baßora, welches zwischen Indien und Europa liegt, wird fast von allen Völkern besucht, welche die Handlung treiben. Alle Religionen werden daselbst geduldet. Der Christ, der Jude, ja selbst der Götzendiener, jeder hat seine besondere Tempel und Priester. Zur katholischen Religion bekennen sich die Wenigsten, da sich hingegen die Mehresten zu der christlichen Religion des St. Johannes bekennen, welchen Heiligen sie höher als Christum selbst achten; und weit mehr verehren, weil sie es für verächtlich halten, daß Christus bey dem Johannes habe

seine

seine Zuflucht nehmen müßen, als er getaufft seyn wollte. Die Juden haben die Freyheit, ihre öffentlichen Cerimonien zu halten. Die Bagnanes, welche unter allen Götzendienern, in den gröbsten Aberglauben vergraben liegen, laßen sich am meisten den Handel angelegen seyn. Ihr Tempel besteht aus einem großen gewölbten Sale, der, weil er weiter keine Oeffnung als die Thür hat, auch allein dadurch seine Hohlung bekömmt. Ihr Götzenbild, welches von gediegenem Golde ist, stellt einen Menschen vor, der mit vielem Schmuck behängt ist. Auf dem Altar siehet man ein Bette, welches der Gemahlinn dieses Gottes bestimmt ist, und nicht weit davon stehet noch eine Kuh von Silber, welche sie ebenfalls als eine Gottheit anbethen. Es darf sich niemand diesen Götzenbildern nahen, wenn er nicht ganz nackend ist. Der Priester von diesem Tempel wohnt in der Höhle einer Mauer, welcher finstere Aufenthalt ihn in den Augen des Volks heilig macht. Seine erste Verrichtung ist, dem Götzenbilde die Speisen vorzusetzen, welche von den Frommen als ein Geschenk in diesen Tempel gegeben werden. Das Fest, welches die Bagnanes feyern, kömmt dem Lauberhüttenfest der Juden in vielem gleich. Das Volk geht auf eine ganze Woche aus der Stadt, währender Zeit sie sich unter einer Art von Zelten aufhalten. Man hört zu dieser Zeit ein unaufhörliches Geräusch von Trompeten und Pfeifen. Die Zelte sind von Seide mit Gold oder Silber gestickt. Der Boden ist mit den prächtigsten Teppichen belegt. Jeder trägt unter seinem Rock kleine Rauchfäßer, die beständig mit Rauchwerk angefüllet seyn müssen, und einen

schönen

schönen Geruch von sich geben. Sie bestreichen ihr Gesicht, ihren Bart und die Hände mit Rosenwasser und überhaupt wird dieses Fest mit der größten Pracht gefeyert.

De Beryte, der noch immer nicht die Absicht seiner Reise erreicht hatte, ergriff die erste Gelegenheit, um nach Schiras zu kommen, welches eine der ansehnlichsten Städte in Persien ist. Sie liegt am Flusse Bendonim unten an einem der größten Berge dieses Landes. Nicht weit davon sieht man noch die Rudera von der Stadt Persepolis, welche Alexander der Große einer Thais zu Gefallen anzündete. Das Land bringt alle diejenigen Früchte hervor, welche wir in Europa haben, nebst noch andern, die uns aber unbekannt sind. Die Stadt selbst, so weitläuftig sie auch ist, hat wenig Einwohner, weil sich die meisten in den Gärten aufzuhalten pflegen, allwo sie ihre Bäder haben. Ihre Tempel sind von außen mit Backsteinen belegt, deren symmetrische Ordnung, nach welcher sie angebracht sind, dem Auge eine der angenehmsten Aussichten giebt. Die Häuser, wo sie ihre Schulen haben, sind die prächtigsten Gebäude, welche man in dieser Stadt sehen kann. Unter allen morgenländischen Nationen behauptet diese mit Recht den Vorzug, in Ansehung des Unterrichts, welchen sie der Jugend geben. Man lehret daselbst die Mathematik, besonders aber die arabische Sprache, um die Schüler in den Stand zu setzen, den Alkoran im Grundtexte lesen zu können. Sie scheinen gleichsam zu Poeten und Rednern bestimmt zu seyn, welches Talent sie von ihren Vorfahren geerbt haben; und von den ältesten Zeiten her kamen alle Völker darinne

einne überein, daß es weiter keinem Volke zukäme eine öffentliche Rede zu halten, als den Persianern.

Nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Stadt, gieng dieser Bischof de Beryte nach Hispahan, eine der ältesten Städte in der Welt und jetzo die Hauptstadt von ganz Persien. Es ist dieses eine Stadt, wo die Künste und Wissenschaften geschätzet, mit Eifer und Fleiß bearbeitet, und die Verdienste belohnt werden. Die Fremden werden daselbst sehr gut aufgenommen, und besonders werth gehalten. Man giebt nur denenjenigen öffentliche Aemter, deren Wissenschaften und gute Sitten sich von andern ausgezeichnet, und welche hinlängliche Kenntnisse von dem haben, was ihnen anvertrauet werden soll, da hingegen die unwissenden und schlecht gesitteten auf ihre ganze Lebenszeit einer allgemeinen Verachtung ausgesetzt bleiben müssen. Es sind gewisse Oerter, wo sich die angesehensten Bürger versammlen, um vorkommende Streitigkeiten unter einander zu entscheiden, und ihre Kenntnisse zu erweitern; und da fast jeder von dieser Gesellschaft Redner, Poet, oder Philosoph ist, so lesen sie in dieser Versammlung allezeit dasjenige ab, was sie in ihrem Fache bearbeitet haben. Jeder von ihnen hat das Recht nach geschehener Verlesung die Arbeit zu beurtheilen, welche, wenn sie nichts anstößiges und nachtheiliges enthält, so dann von ihrem Verfasser öffentlich bekannt gemacht werden darf.

So groß auch diese Stadt ist, so wenig Einwohner hat sie. Die vielen Gärten, welche um dieselbe liegen, und die meistentheils mit Bäumen bepflanzt sind, nehmen einen so großen Umfang ein, daß man von weiten eher große Wälder

als eine Stadt zu sehen glaubt. Die Häuser sind sehr prächtig, und nach den Regeln der Baukunst gebaut. Der Pallast des Königs ist der größte Beweis von der Kunst und Geschicklichkeit der damaligen Bauverständigen. Die christliche Religion hat daselbst wenig Fortgang gehabt. Die Katholicken, welche man in diesem Lande antrifft, sind entweder Künstler oder fremde Handelsleute. Die Persianer sind stolz auf die Vorzüge, welche sie über andere Nationen haben, und deswegen glauben sie sich zu erniedrigen, wenn sie fremden und auswärtigen Nationen etwas nachahmen wollten.

Die Reise von Hispahan nach Gomeron hat vor andern ungemein viel Bequemlichkeiten. Man trifft auf dem ganzen Wege Herbergen und Häuser an, wo die Reisenden einkehren können, und sehr gut aufgenommen werden. Die Persianer machen viele Vermächtnisse zur Aufnahme und Fortgang dieser guten Einrichtung. Die Straßen sind von Räubern gereiniget; und überdieß haben sich die Gouverneurs dieses Landes verbindlich gemacht, dasjenige den Reisenden zu ersetzen, was ihnen von den Räubern in ihrem Lande genommen worden. Die Luft in Gomeron ist sehr bösartig, und so nachtheilig für die Gesundheit, daß man diese Stadt das Grab der Europäer zu nennen pflegt. Es halten sich daselbst viele Engländer und Holländer auf, welche, besonders gegen die Fremden, ohne Rücksicht auf ihre Religion zu nehmen, ungemein gastfrey sind. Von da reißte de Bernyte nach Surate ab. Diese Stadt, welche schlecht gebaut, aber viele Einwohner hat, ist der Sammelplatz aller Nationen, die den Handel treiben. Er glaubte

beym

beym ersten Anblick dieses Landes, gleichsam in eine neue Welt zu kommen. Die Sitten der Indianer, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Gesetze, nichts hatte mit einem andern Volke in der Welt etwas gemein. Der Hof und der Adel bekennt sich zur mahometanischen Religion, allein der größte Theil der Einwohner ist von dem gröbsten Aberglauben eingenommen. Ihre Tempel sind mit allerhand Bildern und Figuren ausgezieret, welche sie als ihre Gottheit anbethen; Auf jedem Altar liegt der Kopf eines wilden Schweins, die Hörner einer weissen Kuh, der Schwanz eines Crocodils, und die Krallen eines großen Raubvogels.

Der größte und vornehmste ihrer Propheten heißt Ram, welchen sie so hoch als Gott selbst schäzen, und ihn anbethen. Sie sagen, daß Gott in demselben seinen Wohnsitz habe, wodurch sie ihren Aberglauben zu rechtfertigen suchen. Sie haben noch einen Baum, welchen sie wegen seiner besondern Eigenschaften, ebenfalls als eine Gottheit verehren. Seine Aeste hängen bis auf die Erde, wo sie Wurzel schlagen, und, ohne sich vom ersten zu trennen, wieder einen besondern und neuen Baum ausmachen, so, daß aus einem einzigen solchen Baum nach und nach ein ganzer Wald entstehen kann. Sie haben gewisse heilige Oerter, wohin sie zu gewissen Zeiten Wallfahrten thun. Sie glauben das größte Verbrechen, und die abscheulichste Sünde zu begehen, wenn sie einem Thier das Leben nehmen. Sie zünden deswegen selten ein Licht oder Fackel an, aus Furcht, es möchte sich eine Mücke daran verbrennen, und wagen es kaum, Athem zu holen, um nicht ein Insekt zu verschlingen. Sie

machen sich ein großes Verdienst daraus, diejenigen Thiere zu kaufen, welche ein anderer eßen will, um sie beym Leben zu erhalten; und wenn ein Portugiese, deren sich viele in diesen Gegenden aufhalten, Geld nöthig hat, so läuft er mit Vögeln oder andern Thieren durch die Straßen, und sagt, daß er sie bald verzehren würde, worauf sich ein Menge dieser Abergläubigen zu ihm dringt, die ihn solche abkaufen, und ihnen alsdenn die Freyheit schenken.

Sie sind in verschiedene Secten getheilt, unter welchen die Brachmanen oder Priester die vornehmste ausmachen. Sie gehen beständig zum Zeichen der Herrschaft, die sie über die andern Seeten haben, mit einem Stab in der Hand, und lassen zum Zeichen der Keuschheit, eine weise Fahne vor sich hertragen. Das Clima dieses Landes ist von dem unsrigen sehr unterschieden. Sie halten Ernde, wenn unsere Felder noch mit Schnee bedeckt, und die Bäume noch entlaubt sind.

Nach einem kurzen Aufenthalte, verließ de Beryte diese Stadt, und reisete nach Masulipatan. Er hatte auf dieser Reise viele Unbequemlichkeiten auszustehen. Er durchreisete einen Theil der Staaten des großen Mogels, und gieng von da nach Golconda, welches die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens ist. Es ist dieses eine der schönsten Städte in ganz Indien. Die Weiber des Monarchen wohnen zusammen in einem prächtigen Pallast, aus welchem sie aber niemals gehen dürfen. Der König besitzt eine sehr reichhaltige Diamantengrube, woraus er unermeßliche Reichthümer und Einkünfte zieht.

Masulipa-

Masupilatan, welches man für den ersten Hafen dieses Königreichs hält, ist eigentlich nur eine Rhede, wo die Schiffe Anker werfen. Die Stadt selbst ist auf einem morastigen Boden gebaut, und die Häuser derselben bestehen aus schlechten Hütten, da sie hingegen durch die vielen Fremden, welche sich daselbst des Handels wegen aufhalten, sehr reich, und bevölkert ist. Die Hitze ist daselbst so brennend, daß man nichts als Feuer einzuathmen glaubt.

De Beryte hielt sich zwanzig Tage in Masulipatan auf, und seegelte von da nach Tennoßerim ab. Seine Schifffahrt war äußerst gefährlich: Nicht weit von den adramannischen Inseln wurde er einige Mal durch die Ungeschicklichkeit seines Steuermanns in die Gefahr gesetzt, Schiffbruch zu leiden. Die Bewohner dieser Insel sind so wild und grausam, daß sie die Menschen, welche durch den Sturm ans Ufer getrieben werden, so gleich tödten und auffressen. Es sind dieses die einzigen morgenländischen Völker, welche die Rechte der Gastfreyheit angreifen, die doch allen andern heilig sind. Durch die Cerimonien, welche sie zur Ehre ihres Götzen hielten, und wovon de Beryte ein Zuschauer war, verriethen sie nichts als den gröbsten Aberglauben.

Er kam in Tennaßerim, einer Stadt des Königreichs Siam mit seinen Gesellschaften an, und gieng von da in die Hauptstadt desselben, welche gleichen Namen hat. Die Reise zu Lande dahin ist sehr gefährlich, weil man nichts als Wälder antrifft, in welchen es eine Menge Löwen, Elephanten, Tiger und wilde Schweine giebt. Man

ist genöthiget des Nachts unter freyen Himmel zu bleiben, indem man auf der ganzen Reise dahin keine Herbergen oder andern Häuser antrifft, worinnen man einkehren könnte. Die Reisenden bedienen sich einer Art kleiner Wägen, welche sie des Nachts in eine Rundung zusammen setzen, und sich damit gleichsam verschanzen, um sich vor den wilden Thieren in Sicherheit zu setzen. Sie treiben ihre Ochsen und Lastvieh in die Mitte dieses eingeschlossenen Platzes, um sie von den Rhinocerossen zu schützen, welche diesem Vieh am meisten nachzustellen pflegen.

Endlich kam de Beryte den 2ten Aug. 1662. in Siam an. Gleich nach seiner Ankunft kamen die Christen aus dieser Gegend zusammen, um sich unter seinen Schutz zu begeben, und von ihm, als einem würdigen Lehrer, im Christenthum, wovon sie bisher nur eine schwache Kenntniß hatten, weiter unterrichtet zu werden. Die Cochinchineser, welche ihr Vaterland verlassen hatten, um den grausamen Verfolgungen, die ihnen drohten, auszuweichen, nahmen besonders ihre Zuflucht zu ihm. Der Haufe dieser Bekehrten wuchs täglich an, so, daß er sich zu unvermögend glaubte, dieses wichtige Geschäfte allein fortsetzen zu können. Er schrieb deswegen an den Bischof Pallu, welcher sich damals noch in Frankreich aufhielt, daß er nach Siam kommen, und mit ihm eine Arbeit theilen möchte, von der er sich nicht ohne Grund den besten Erfolg zu versprechen hätte. Dieser schiffte sich auf diese Nachricht den 2ten Jan: 1663. nach Marseille ein. Das Schiff gieng nach Alep ab, eine Stadt, die auf einem Hügel gebaut, und mit

sehr

sehr hohen Bergen umgeben ist. Es halten sich in dieser Gegend viele Araber auf, die unter Zelten wohnen, und vom Straßenraub leben. Das Land ist sehr fruchtbar, ob es gleich im Winter nur selten, im Sommer aber gar nicht daselbst regnet. Die Kälte ist niemals so groß, daß die Gewässer zufrieren könnten; allein der Wind, den man alle Morgen in diesen Gegenden hat, ist so kalt und schneidend, daß er die gefährlichsten Krankheiten nach sich zieht. Man zählt daselbst beynahe drey Mal hundert tausend Einwohner. Ihre Häuser haben platte Dächer, auf welchen sie in den Sommernächten zu schlafen pflegen. Es giebt daselbst viele Turteltauben und andere Vögel, die wie zahme Thiere sich am meisten in den Häusern aufhalten. Die Weiber sieht man nicht eher, als wenn sie ins Bad gehen. Ihr Gesicht ist beständig in einen schwarzen Flohr oder Leinewand gehüllt, und lassen nur eine kleine Oeffnung, um Athem zu holen. Es würde sich ein Europäer der Gefahr aussetzen, sein Leben zu verlieren, wenn er sie nur grüssen wollte, und lebendig verbrannt werden, wenn er einer unkeuschen Begegnung überführt werden könnte. Sie lassen außer ihren Glaubensgenossen niemanden in ihre Tempel, und ein jeder anderer, der es wagen wollte, hinein zu gehen, würde entweder lebendig verbrannt, oder gezwungen werden, seine Religion zu verleugnen, und die ihrige anzunehmen. Die Anzahl ihrer Tempel beläuft sich beynahe auf dreyhundert, unter welchen zwanzig ganz außerordentlich prächtig sind. Man duldet in denselben keine Begräbniße, sondern man läßt den Todten nur so lange darinne stehen, als die

Trauergesänge abgesungen werden, welcher sodann in die öffentliche Begräbniße, die außerhalb der Stadt sind, gebracht wird.

Der Geiz und Eigennutz dieser Völker, ist die Ursache, warum sie alle Arten von Religionsverwandten in ihrem Lande aufnehmen, die nach Abgabe eines jährlichen Tributs, ungestört daselbst leben, und ihren Gottesdienst halten dürfen. Es halten sich daselbst über sechstausend Juden auf, die eine prächtige Schule haben, und funfzehen bis zwanzig tausend Griechen, welche bey den Türken im besondern Ansehen stehen, und ihre Rechte gewissermaßen mit Strenge gegen sie zu behaupten suchen. Es giebt daselbst viele Armenianer und Jacobiten, welche letztern Schüler des Eutyches und Dioscorus sind, auch eine Gesellschaft von Maroniten, die aber nur aus drey bis vierhundert Personen besteht. Die Franzosen gelten wegen ihres Reichthums und guten Sitten am meisten bey diesen Völkern. Man trifft auch daselbst Jesuiten, französische Capuziner und einige Carmelitermönche an, welche, ohne auf die Lehre ihrer Gegner eifersüchtig zu seyn, auch die ihrige in diesem Lande auszubreiten suchen. Allein es werden ihre Bemühungen mit den größten Beleidigungen vom Volke belohnt, und sie dürfen es nicht wagen, sich auf den Straßen sehen zu lassen, ohne nicht den schimpflichsten Begegnungen ausgesetzt zu seyn. Sie werden oftmals gesteiniget, und genöthiget, die Flucht zu ergreifen.

Von Alep gieng er nach Erzerum, die Hauptstatt von Turcomannien, und überhaupt in die Länder, die zwischen Natolien und den Euphrat liegen.

liegen. Er hatte viele Strapatzen auszustehen, ehe er nach Hispahan kam, wo er sich vornahm, bis nach China zu Lande zu reisen; allein eine Menge Hinderniße, die er nicht überwinden konnte, hielten ihn davon ab, und er war daher genöthiget, mit einem Schiffe, welches er im Hafen von Gomeron antraf, und nach Surate abgieng, seine Reise weiter fortzusetzen. Er hielt sich einige Zeit in Surate auf, und hatte daher Gelegenheit, sich mit den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen eines Landes bekannt zu machen, in welchem er nachher als ein Lehrer der christlichen Religion auftrat. Einer seiner Reisegefährten hat uns davon eine weitläuftige Beschreibung geliefert, wovon aber hier nur einiges angeführet werden soll.

Es ist in diesem Lande gewöhnlich, die Kinder, wenn sie zwey oder drey Jahre alt sind, zu verheyrathen, ohne sie bey einander wohnen zu lassen. Es ist keiner Weibsperson erlaubt, mehr als einmal zu heyrathen, so früh auch das Absterben ihres Mannes erfolgt wäre, sondern sie wird alsdenn durch die Gesetze zu einem ewigen Wittwenstand verdammt. Man wollte durch diese strenge Verordnung den vielen Unordnungen und Ausschweifungen Einhalt thun, welche sich zu einem gewissen Zeitpunct in den Ehen äusserten. Es wurden nemlich die Banjans, welche eine besondere Classe von Bürgern ausmachten, und blos vom Handel lebten, oftmals Geschäfte halber zu den Fremden gerufen, welche sich daselbst aufhielten. Während der Zeit diese abwesend waren, hatten es ihre Weiber mit andern zu thun. Aus Furcht einen unerbittlichen

bittlichen und grausamen Richter an dem beleidigten Manne zu finden, und ein Opfer seiner Wuth zu werden, richteten einige ihrer Männer mit Gift hin. Dieses Laster wurde in kurzem allgemein, und man glaubte daher, am ersten diesem Unheil abhelfen zu können, wenn man den Weibern die Hoffnung benähme, eine zwote Ehe eingehen zu dürfen. Dieses Gesetz war nicht ohne die kräftigste Wirkung, denn man sahe nicht nur auf einmal diesem Uebel Einhalt gethan, sondern es fiengen nunmehro auch die Weiber an, mehr für die Erhaltung und das Leben ihrer Männer besorgt zu seyn. Ihre Rache verwandelte sich in die größte Zärtlichkeit, so sehr, daß sie es für eine Pflicht hielten, mit ihrem Manne zu gleicher Zeit zu sterben, und sich mit seinem Leichnam lebendig verbrennen zu lassen.

Das Recht, sich lebendig verbrennen zu lassen, stehet eigentlich nur den Weibern der Priester und denenjenigen zu, welche reich genug sind, es zu erkaufen. Der Bischof Pallu hatte, während seines Aufenthalts in Surate einem solchen traurigen Schauspiele beygewohnt, wo sich zwo junge Wittwen mit ihren Männern verbrennen lassen wollten. Der einen, welche sehr schön und reich war, und deswegen um desto eher diese Ehre zu behaupten suchte, wurde es von dem Gouverneur dieses Landes, welcher Mitleiden mit dieser Unglücklichen hatte, unter dem Vorwande, daß sie nicht genug Herzhaftigkeit haben würde, ein so grausames Opfer ihres Mannes zu werden, auf das nachdrücklichste untersagt. Das Mißtrauen, welches man in ihre Standhaftigkeit setzte, brachte sie bis zur Verzweifelung;

felung; sie nahm glühende Kohlen in die Hände, und sagte ihm mit einem nachdrücklichen Tone: „Betrachten Sie nicht die Schwachheit meines Alters, sehen Sie vielmehr, mit welcher Unempfindlichkeit ich dieses Feuer in meinen Händen halte, und glauben Sie, daß ich mich mit eben der Unerschrockenheit und Großmuth mitten in die Flammen stürzen werde.“

Die andere Wittwe, welche an Schönheit der erstern nichts nachgab, aber nicht reich genug war, dieses Vorrecht erkaufen zu können, widmete sich einer neunjährigen mühsamen Arbeit, um so viel zu verdienen, als zu Erkaufung desselben nöthig war. Sie erhielt die Erlaubniß, und wurde in einem Dorfe, Sulpara genannt, nicht weit von Surate, verbrannt. Dieses Dorf liegt an einem Fluß, in welchem man die Leichname zu waschen pflegt, ehe sie zum Scheiterhaufen gebracht werden. Man hatte acht bis zehn Schritte vom Ufer eine viereckigte Hütte gebaut, die ohngefähr acht Fuß hoch, und mit Reisig und Stroh bedeckt war. Diese Hütte faßte den Scheiterhaufen ein, auf welchem schon der Leichnam des Mannes lag. Die Wittwe wurde mit den größten Feyerlichkeiten dahin gebracht. Sie wurde gewaschen, und sodann in Begleitung vieler Priester, welche ihr Muth einsprechen mußten, zum Scheiterhaufen geführt. Ihre Augen waren einige Zeit auf den todten Körper ihres Mannes gerichtet; sie gieng zwey Mal um die Hütte herum, und bestieg den Scheiterhaufen, wo sie sich hinsetzte, und den Leichnam ihres Mannes in ihre Arme nahm. In diesem Zustande nahm sie Abschied

schied von ihren Kindern, welche sie mit einer ganz außerordentlichen Gleichgültigkeit wieder von sich gehen ließ. Man gab ihr eine Schale mit Schwefel, und eine brennende Fackel, womit sie selbst den Scheiterhaufen in Brand stecken mußte, worauf sie die Priester verließen, und von außen die Hütte anzündeten. Während dieser traurigen Scene hielten die Götzenpriester einige Tänze, wobey sie ein so abscheuliches Geschrey anhoben, daß man eher das Brüllen der wilden Thiere, als Menschenstimmen zu hören glaubte. Einige von den Zuschauern warfen Stroh, dürres Holz und Oel ins Feuer, damit das Opfer bald verzehrt werden sollte.

Diese Gattung von Opfern, wobey die Priester hülfreiche Hand leisten, ist ein Beweis von ihrer verdorbenen und unrichtigen Denkungsart. Sie machen sich ein Gewissen daraus, das kleinste Insekt zu tödten, da sie hingegen den Aberglauben und die Vorurtheile solcher Weiber nur noch mehr unterstützen, und sie offenbar zum Selbstmorde zwingen. Nicht alle Weiber haben Muth und Standhaftigkeit genug, sich über die Marter, welche sie bey dieser Art des Todes auszustehen haben, hinauszusetzen. Die meisten gehen von ihrem Entschluß ab, so bald man sie nur an den Ort bringt, wo der Scheiterhaufen aufgerichtet ist, auf welchem sie ein unglückliches Opfer werden wollten. Allein die Priester lassen ihnen das einmal gethane Versprechen nie wieder zurücknehmen, und stürzen sie mit Gewalt in die Flamme, wenn sie nicht gutwillig den Scheiterhaufen besteigen wollen. Ein Beyspiel dieser Art trug sich nicht lange nachher zu. Eine junge

Wittwe,

Wittwe, welche sich freywillig zum Opfer angebothen hatte, erblaßte beym ersten Anblick des für sie gebauten Scheiterhaufens. Die Priester, unter deren Begleitung sie zu demselben geführt wurde, sparten anfänglich keine Mühe, ihr Muth und Unerschrockenheit zuzusprechen, und ihr das Glück, zu dessen Genuß sie dadurch gelangen könnte, auf der schmeichelhaftesten Seite vorzumalen; allein da sie bey ihr nichts ausrichten konnten, und sie das Versprechen, sich lebendig verbrennen zu lassen, zurück nehmen wollte, zogen sie diese unglückliche mit Gewalt zum Scheiterhaufen, und waren eben im Begriff, sie in die Flamme zu werfen, als ihr noch zween Engländer zu Hülfe kamen, und sie mit dem Degen in der Hand den Armen dieser Barbaren entrissen. Außerdem bedienen sich die Priester noch anderer Mittel, wodurch sie solche Weiber hintergehen, und sie bewegen wollten, ihre Einwilligung zu geben. Sie zeigen ihnen einen Spiegel, worinn sie ihnen den Verstorbenen vorstellen, der sie einladet, zu ihm zu kommen, und mit ihm das Glück zu theilen, dessen er genießet. Ihre Anverwandten, welchen eine solche Entschließung am meisten zum Ruhm gereichet, geben acht Tage nach einander prächtige Gastmäler, die mit noch vielen andern Feyerlichkeiten verknüpft sind, und nur des Nachts gehalten werden. Nach Verlauf dieser Zeit begeben sich ihre Freunde und nächsten Anverwandten nebst einer Menge Priester in das Haus der Wittwe, wo ihr noch die größten Ehrenbezeugungen gemacht werden. Man zieht ihr die kostbarsten Kleider an, und führt sie mit Musik und Freudengeschrey auf einem Weg, der mit Zweigen und Bluhmen bestreuet

ist,

ist, an den Ort, wo sie verbrannt werden soll. Man setzt sie auf einen kleinen Thron, um welchen die Zuschauer allerhand Tänze anstellen, währender Zeit die Anstalten zum Opfer gemacht werden. Statt eines Scheiterhaufens bauen sie auch oft einen Ofen, welcher einen so großen Grad der Hitze haben muß, daß die härtesten Metalle darinn geschmelzt werden können. Sodann pflegen ihre Anverwandten und alle Anwesenden ihre Glückwünsche, wegen des großen Glücks, das ihr bevorsteht, abzulegen, lassen durch sie ihre verstorbenen Anverwandten grüssen, und empfehlen sich ihrem Schutz.

Sobald der Ofen den gehörigen Grad der Hitze hat, so ziehen ihr die Priester die Kleider aus, waschen sie, und legen ihr einen Rock von Leinewand an; und nachdem sie drey Mal um den Ofen herumgegangen, und von den Anwesenden Abschied genommen, wird sie von den Priestern hineingeworfen, welche sie sodann mit Oel oder Butter begiesen. Ihre Anverwandten bauen an diesem Ort einen Altar, auf welchem sie nachher zu opfern pflegen.

Der Bischof Pallu setzte nach einem ziemlich langen Aufenthalt in diesem Lande seine Reise weiter nach Masulipatan fort, und schiffte sich von da nach Siam ein. Er hatte auf dieser Reise verschiedene Unbequemlichkeiten auszustehen. Er kam in Gegenden, wo er weder die Sprache noch die Gebräuche der Einwohner kannte, und wo er, wegen der vielen Straßenräuber und Wilden, welche sich in denselben aufhielten, oftmals in Lebensgefahr war. Nach einer Zeit von zwey Jahren kam er in

Siam

Siam an, wo er den Bischof de la Mothe Lambert antraf. Das Feuer der grausamsten Verfolgungen der Christen war in den benachbarten Ländern noch nicht ausgelöscht, und sie glaubten daher am sichersten ihre Absicht zu erreichen, wenn sie dieses Land zu ihrem beständigen Aufenthalt wählten. Es ist jedem Fremden erlaubt, sich daselbst aufzuhalten, und die Rechte eines Bürgers zu genießen. Der Handel zieht die meisten morgenländischen Völker dahin, und eben dieses giebt die bequemste Geiegenheit, sich mit leichter Mühe von den Sitten, Gewohnheiten und Sprachen der verschiedenen morgenländischen Völker eine Kenntnis zu verschaffen.

Siam wurde also zum Haupt aller in Orient neu errichteten christlichen Kirchen gewählt. Das Collegium, welches in dieser Absicht zu Rom niedergesetzt war, und worinn der Pabst selbst den Vorsitz hatte, begünstigte diesen Entschluß, so wie auch Ludewig der Vierzehnte keine Kosten sparte, daß durch ihn in Paris neu errichtete Seminarium in Aufnahme zu bringen, und das christliche Reich zu erweitern. Er machte deswegen den Bischof von Heliopolis zu seinen Gesandten, und schickte ihn nebst einigen andern nach Siam. Der Ruhm dieses großen Königs war in allen Gegenden, und bis an die äußersten Grenzen des Orients ausgebreitet, und der König in Siam wünschte sich selbst Glück, mit einem so mächtigen Monarchen bekannt zu werden. Er gab, so bald die französischen Gesandten bey ihm angekommen waren, eine feyerliche Audienz. Sie wurden mit vielem Gepränge nach seinem Palast geführt, wo er im königlichen Ornat auf

seinem

seinem Thron saß, und ihm die Briefe vom Pabst und Ludewig dem Vierzehnten überreicht wurden. Kurz darauf wurden sie zu einer zwoten Audienz gelassen, die der König auf einem seiner Lustschlösser auf dem Lande gab. Sie wurden von ihm auf das freundlichste, und mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen empfangen. Der Monarch, nachdem er von der Absicht dieser Gesandschaft unterrichtet war, billigte nicht nur ihr Vorhaben, sondern gab ihnen auch die gewisse Versicherung, daß er selbst zur Ausführung desselben alles beytragen, und nicht ermangeln würde, sie unter seinem Schutz zu nehmen. Er erboth sich, ihnen in seinem Lande einen Hafen einzuräumen, auf welchen der König von Frankreich eine Stadt erbauen, und die Erlaubniß haben sollte, in dieselbe einen Vicekönig zu setzen. Der König hielt sein Versprechen, und gab den Befehl, daß man keine Zeit verlieren sollte, die Stadt so bald als möglich aufzubauen.

Es ist bekannt, wie wenig die morgenländischen Könige von ihren Unterthanen gesehen werden. Es geschieht nur einmal des Jahrs, daß sie sich mit ihrem ganzen Hofstaat an ein Ufer begeben, wo einige hundert Schiffe in Bereitschaft stehen, die, so bald der König an das Ufer kömmt, abseegeln müssen. Das Schiff des Monarchen, welches ganz von Gold zu seyn scheint, befindet sich in der Mitte. Er sitzt in demselben auf einem erhabenen Thron, so, daß er von der ganzen Versammlung des Volks gesehn werden kann. Als eben damals der König in Siam eine solche Feyerlichkeit hielt, um sich seinen Unterthanen zu zeigen, seegelte er in Begle-

Begleitung seines ganzen Hofstaats nach dem Hafen ab, wo die neue Stadt für die bekehrten Christen erbaut worden war. Er befand dieses Stück Landes zu klein, und wieß ihnen deshalb ein noch gröſseres dazu an. Seine Freygebigkeit und Groſsmuth, die ihm vor allen andern damals regierenden morgenländischen Königen eigen war, bewog ihn, daselbst auf seine Kosten eine Kirche bauen zu lassen, die er nachher aus eignem Antrieb zur Hauptkirche im ganzen Königreich bestimmte. Nicht lange darauf wurden auch daselbst mit seiner Bewilligung einige Schulen errichtet, in welchen man der Jugend nicht nur im Christenthum, sondern auch in allen morgenländischen Sprachen Unterricht gab. Es wurden viele junge Leute, nachdem sie sich daselbst einen Vorrath von Wissenschaften gesammlet hatten, wieder zurück in ihr Vaterland geschickt, um in demselben weiter die christliche Religion auszubreiten. Alle benachbarte Nationen, welche von der guten Einrichtung und Nutzen dieser Schulen unterrichtet waren, schickten ihre Kinder dahin. Die Kinder aus China, Cochinchina, Tonquin und Siam, hatten jedes ihre besondern Schulen, wo man sie nächst den morgenländischen Sprachen, in der lateinischen, in der Moral, und den Gebräuchen bey dem christlichen Gottesdienst unterrichtete.

Die Siameser konnten nicht begreifen, wie es Menschen geben könnte, welche, ohne eine Ehrbegierde oder Gewinnsucht zur Absicht zu haben, es wagten, ihr Vaterland zu verlassen, und ihr Glück und Ruhe aufzuopfern, um das Wohl anderer ihnen unbekannten Völker zu befördern. Der Kö-

nig, welcher die edle Denkungsart und die Bemühungen dieser Männer nicht unbelohnt und fruchtlos lassen wollte, erklärte sich in Gegenwart seiner Priester und Vornehmsten seines Hofes, daß es jedem seiner Unterthanen erlaubt seyn sollte, die christliche Religion anzunehmen. Von dieser Zeit an besuchte er nicht mehr die Götzentempel, und würde selbst ein Christ worden seyn, wenn sich nicht die Moren, welche damals viel an seinem Hofe galten, und mächtig genug waren, ihn mit Gewalt davon abzuhalten, dawider gesetzet hätten. Indessen hat die siamesische Kirche von ihrem Ursprung an bis jetzo allen Anfällen wiederstanden, und nichts von ihren Rechten, Glauben und Ansehen verloren, das sie allein den weisen Anstalten ihrer Bischöfe zu verdanken hat, denen die Aufsicht über dieselbe anvertrauet war.

Bürgerliche Geschichte von Siam, bis auf die neuesten Zeiten.

I.

Von den ersten Königen Siams.

Die historischen Denkmäler der Geschichte von Siam gründen sich meistens auf Traditionen der Priester, und sind daher sehr fabelhaft. Wir kennen die Siameser erst seit der Entdeckung Indiens durch die Portugiesen, und erst von der Zeit an können wir unsere Geschichte anfangen. Nach ihren Annalen regierte der erste König von Siam 1444 Jahr vor Christi Geburt, und dieser hatte bis ans Jahr 1546 nach Christi Geburt vierzig Nachfolger. Diese stammten alle von verschiedenen Geschlechtern ab, denn einer stürzte immer den andern.

Um das Jahr 1550 trugen sich in Siam sehr merkwürdige Begebenheiten zu: den Namen des damals regierenden Königs hat uns die Geschichte aber nicht aufgezeichnet. Es fielen verschiedene benachbarte Völker in seine Länder ein, und verheerten alles durch Feuer und Schwerdt. Dreyßig tausend Siameser wurden von ihnen grausam niedergemetzelt, und es schien, als wäre es diesen Streifern mehr um die Verheerung der Städte, und

Verwüstung der Feldfrüchte zu thun gewesen, als sich wirklich in den Besitz des Landes selbst und der Regierung zu setzen.

Der König von Siam wurde über den geschwinden Fortgang ihrer Eroberungen, und die Klagen seiner Einwohner in die äußerste Unruhe gesetzt: er errichtete eine zahlreiche Armee, denn allen Einwohnern ließ er öffentlich andeuten, daß sie binnen zwölf Tagen zu ihm stoßen sollten, bey Strafe lebendig verbrannt zu werden: unter diesem Befehl waren nicht nur die Landeseinwohner, sondern auch die Fremden begriffen, die sich auch demselben unterwerfen, oder das Königreich in dreyen Tagen verlassen mußten. An die Portugiesen fertigte der König eine förmliche Gesandschaft aus, und ließ dieselben, als das einzige Volk, darauf er sich in Bedeckung seiner Person verlassen konnte, ersuchen, ihn zu begleiten, unter der Versicherung großer Belohnungen und der Freyheit, in seinem Königreiche Kirchen aufzubauen. Diese Aufforderung hatte eine solche Wirkung, daß unter 130, so viel ihrer waren, 120 mit zu Felde giengen, Nach Verlauf einer Zeit von zwölf Tagen brach der König mit einer Armee von 400000 Mann auf, worunter 70000 Ausländer waren. Auf dem Marsch gegen den Feind wuchs die Armee noch bis auf 500000. Elephanten waren gegen 4000 dabey. Diese Anzahl ist zuverläßig übertrieben, und ohngeachtet eine Armee in Indien leichter unterhalten werden kann, so bleibt es doch immer ganz unmöglich in Siam, da es ohnedem nicht stark bevölkert ist, eine so ungeheure Armee zu errichten. Doch die Nachricht gründet sich auf die bekannte Reise des Pinto, welcher

wecher ſich ſelbſt mit bey der Armee befand: und da er der einzige Schriftſteller iſt, welcher uns dieſe Begebenheiten erzählt, ſo kann man nicht gerade zu das Gegentheil beweiſen.

Die Armee wurde von vier Feldmarſchalls angeführt, darunter zween Türken, die beyden andern aber Portugieſen waren, und rückte in möglichſter Geſchwindigkeit gegen den Feind, um die weitern Zerſtörungen zu verhindern. Bey Annäherung der Armee rückte der Feind auch vor, und überfiel mit ſeiner Reuterey, welche die Vortruppen ausmachten, des Königs von Siam erſte Truppen, daß alle würden verloren geweſen ſeyn, wenn er nicht augenblicklich die Schlachtordnung verändert hätte: er überfiel den Feind mit beſonderer Liſt, und zwar ſo, daß ſeine ganze Armee auf einmal Attaque machte, und dadurch in weniger als einer halben Stunde einen völligen Sieg davon trug. Es würden von den Feinden ſehr wenige übrig geblieben ſeyn, wenn ſie nicht die Flucht ergriffen hätten, wobey ihnen denn die Nacht ſehr günſtig war.

Dieſer Sieg koſtete den Siameſern 50000 Mann, die aber nicht groß geachtet wurden, der Feind aber büßete 130000 Mann ein. Der König von Siam ließ ſich darauf bewegen, das Königreich Guibam, das 15 Meilen nordwärts lag, mit Krieg zu überziehen, weil die Königinn der feindlichen Armee den Durchmarſch durch ihr Land verſtattet hatte; er belagerte mit einer anſehnlichen Macht Jumkabor, nahm die Stadt auch wi lich ein, und lies alle Einwohner über die Klinge ſpringen. Von da aus ſetzte er ſeinen Marſch nach Guitor, der Hauptſtadt des Königreichs, fort, wo die

Königinn als Vormünderinn währender Minderjährigkeit ihres Sohns, der damals erst neun Jahr alt war, regierte. Da sich die Königinn zu schwach fand, einer so überlegenen Macht lange zu widerstehen, so ließ sie nach einer kurzen Belagerung um Frieden bitten, und versprach, ihm jährlich 60000 portugiesische Dukaten zu entrichten, welchen Tribut sie denn auch auf fünf Jahre zum Voraus bezahlte; Ueberdieß mußte ihm der junge Prinz den Vasalleneid leisten, und mit nach Siam als ein Siegszeichen wandern.

Allein der siegende Monarch genoß nicht lange seinen Ruhm, und seine Freude verwandelte sich in Traurigkeit. Die Königinn war während der Abwesenheit des Königs mit einem ihrer Unterbedienten der Residenzstadt sehr vertraut geworden, und weil sie schon vier Monate von demselben schwanger war, so mußte sie, um der Schande des Ehbruchs nicht überführt zu werden, auf ein Mittel dagegen denken, und sie vollzog ihr Vorhaben durch die schrecklichste Schandthat, nämlich sie vergiftete ihn, und er starb nach fünf Tagen, diese kurze Zeit wandte er noch dazu an, sein Testament zu machen, in welchem er die wichtigsten Staatsangelegenheiten in Ordnung brachte. Er bewies sich darinnen gegen die Portugiesen vorzüglich erkenntlich, weil er ihnen seine erfochtenen Siege vorzüglich zu danken hatte: er vermachte ihnen den Genuß eines halbjährigen Tributs von Guibam, schenkte ihnen auf drey Jahre den Zoll, den sie von allen Waaren zu entrichten schuldig waren, und die portugiesischen Priester erhielten die Erlaubniß, in seinen Staaten das Christenthum einzuführen. Sein Sohn

wurde

wurde darauf noch, ehe er ſtarb, zum Könige ausgerufen: dieſer Troſt, ſich in demſelben gleichſam wieder belebt zu ſehen, erleichterte ſeinen Tod.

Die Miniſter übertrugen darauf der Königinn die Regierung, während der Minderjährigkeit des jungen Königs, denn er war erſt neun Jahr alt. Vier bis fünfthalb Monate blieb alles ruhig, aber nun kam die Königinn mit einem Sohne nieder, den ſie mit dem Procurator in Abweſenheit des Königs erzeugt hatte, und ſie gab dem ganzen Königreiche ein großes Aergerniß: aber demohngeachtet entſchloß er ſich, den Vater dieſes Sohns, weil ſie in ihn verliebt war, zu heyrathen, ja ſogar den rechtmäßigen Erben des Königreichs aus dem Wege zu räumen, um dem Baſtard den Weg zum Throne zu bahnen. Um dieß abſcheuliche Vorhaben auszuführen, dachte ſie die ſchlaueſten Mittel aus, und verlangte von den geheimen Räthen eine Wache für die Perſon des Königs, unter dem Vorwande, als hätte ſie gehört, daß Böſewichter dem Leben des Königs nachſtellten. Es wurden ihr zur Verſtärkung der ordentlichen Garde 2000 Mann Infanterie und 500 Reuter verwilligt, und ein Anverwandter ihres Galans bekam das Commando darüber.

Nachdem ſie ſich durch dieſes Mittel mächtig gemacht hatte, ſo fieng ſie an auf Mittel zu ſinnen, alle diejenigen, welche ſie etwa in ihren Handlungen hindern könnten, und welche mit ihrer Lebensart nicht zufrieden ſeyn möchten, aus dem Wege zu räumen. Bey den Angeſehenſten des Staats machte ſie den Anfang; zween Gouverneurs ließ ſie gefangen nehmen, unter dem Vorwand, daß ſie mit

einem auswärtigen Könige eine geheime Correspondenz unterhalten, und versprochen, ihm einen Weg durch ihre Länder ins Königreich zu öfnen: beyde wurden auf ihrem Befehl hingerichtet, und ihre Güter confiscirt, davon ihr verliebter Procurator einen Theil, den andern aber ein Schwager von ihm bekam, der ehedem ein Schmiedt gewesen war. Der gesamte Adel fieng deswegen zu murren an, machte auch der Königinn Vorstellungen, die aber kurz darauf unter dem Vorwande einer Unbäßlichkeit die Regierung ihrem Geliebten übertrug, der alles nach Willkühr führte, und die wichtigsten Plätze mit seinen Creaturen besetzte. Auf geheimen Antrieb der Königinn lies er in einer Zeit von acht Monaten alle Vornehmste des Königreichs hinrichten, zog ihre Güter ein, und vertheilte sie an Böswichter, welche auf seiner und der Königinn Seite waren. Nun vergab sie auch den jungen König mit Gift, und lies ihren Galan bald darauf krönen.

Alle Einwohner warfen nun einen noch weit größern Haß auf den Regenten und dessen Gemahlinn, als zuvor, und die Größten unter ihnen suchten Mittel, sie aus dem Wege zu räumen, welche sie denn auch fanden. Der König von Cambage lud beyde zu einem Gastmal ein, und unvermuthet wurden sie ermordet: ihr gesamter Anhang hatte ein gleiches Schicksal. Der Thron wurde von einem natürlichen Bruder des letzt verstorbenen rechtmäßigen Königs besetzt, der sich einem ruhigen Leben gewidmet hatte, denn dreyßig Jahre hatte er in einem Tempel zugebracht.

Die-

Digitized by Google

Dieſer neue Monarch hatte ſich in der Einſamkeit nur rohe und wilde Sitten erworben, und er dachte an nichts weniger, als auf Mittel, wodurch er ſich bey ſeinem Unterthanen hätte beliebt machen können. Seine unausgebildete Politik machte ihn glauben, daß man um Gehorſam zu erlangen, ſich furchtbar machen müße, und daß es leichter ſey ein Volk durch Strafen als Wohlthaten in Zügel zu halten. Die Wohllüſte, welchen er ſich ergab um ſeine natürliche Härte zu mildern, thaten gar keine Wirkung, und oft ſaß er im Schooß aller Lüſte, und ſetzte Strafen, welche den ganzen Staat erſchreckten, ſo grauſam waren ſie. Dieſe Umſtände machten einen benachbarten Fürſten aufmerkſam, und er faßte den Entſchluß bey der erſten günſtigen Gelegenheit Siam zu überfallen: und dieſer Monarch war der König von Bramas; dieſe Nation hat ungemein vielen Einfluß auf die Siameſer, und deswegen müßen wir ſie etwas genauer kennen lernen.

Man verwechſelt gewöhnlich die Königreiche Pacgulwa und der Bramas mit einander, weil ſie nur einem Könige unterworfen ſind. Das letztere Königreich hat nur an der Grenze Gebirge, die Luft iſt rein und heiter, und alle Arten Früchte gedeyhen ungemein gut: das Land hat auch noch überdieß ſowohl wilde als zahme Thiere, ergiebige Bergwerke, und Diamanten. Die Einwohner ſind von den Peguanern ſowohl in ihrer Bildung als Kleidung verſchieden. Die Peguaner ſind ziemlich ſtark am Körper, wohl gebildet, und haben ganz regelmäßige Züge. Ihre Farbe iſt olivenbraun, und ſie haben keinen Bart, weil ſie ihn als etwas ganz

unnützes ausrupfen: ihre Zähne sind von Natur weiß, aber sie schwärzen sie, um den Hunden darinnen nicht ähnlich zu seyn. Die Frauen sind viel weißer als die Männer, aber auch kleiner: sie haben ein volles und wohlgebildetes Gesicht. Ihre Aufführung und Sitten sind sanft. Ihre Kleidung ist leicht, und wie bey vielen indianischen Nationen sehr ungezwungen, dem sie besteht aus einem großen Stück Cattun, welches sie nur um sich winden. Viele gehen, bis auf die Schamtheile nackigt, aber nicht aus Wohllust, sondern es soll dieses durch eine Königinn aus andern politischen Ursachen eingeführt seyn.

Die Kleidung der Bramas ist wieder von der vorhergehenden unterschieden. Sie tragen ein weites Gewand vom Mußlin, wodurch man ihre Haut noch schimmern sehen kann: in die Haut selbst ritzen sie unterschiedene Figuren, und reiben darauf ein schwarzes Pulver hinein, um sie sichtbar zu machen. Durch diesen Putz unterscheiden sie sich von den Peguanern. Ihre Speisen sind alle ganz außerordentlich gesalzen, und übelschmeckend. An alle ihre Speisen thun sie statt des Oels oder der Butter das Fleisch eines gewissen Fisches. Brod aus Korn zubereitet haben sie nicht, sondern alles besteht aus Reis. Ihr Getränk ist entweder bloßes Wasser, oder ein sehr wohlschmeckender Saft eines gewissen Baumes.

Will einer von ihnen eine Frau nehmen, muß er sie wie ein Vieh kaufen, aber er hat auch dagegen das Recht, wenn er ihrer überdrüßig geworden, sie wieder fortzuschicken; die Frau hat ein gleiches Recht sich von ihrem Manne zu trennen, wenn

sie

ſie ihm vorher das Kaufgeld zurückgegeben. Die Rechte der Gaſtfreyheit erſtrecken ſich ſo weit, daß Väter ihre Töchter den Fremden Preis geben.

Die reine Luft in Pegu kommt den Aerzten, welche ſehr unwiſſend ſind, zu Hülfe. Wird jemand krank, ſo wird eine Tafel gedeckt, man ſetzt die beſten Speiſen darauf, und zwar für den Teufel, welcher als der Urheber aller widrigen Schickſale des Menſchen angeſehen wird. Es iſt eine eigene Perſon zur Bedienung des Teufels, und dieſe hat den Titel, Natur des Teufels. In dem Krankenhauſe iſt man nicht traurig, ſondern ſingt und muſicirt. Die Religion der Peguaner kommt mit der in Siam ziemlich überein: ſie glauben einen Hauptgott, und den Teufel verehren ſie auch ſehr. Früh Morgens ſieht man ſie ſchon mit einer Portion Reis ihm aufwarten, wobey ſie ihn den zugleich bitten, ihnen günſtig zu ſeyn. Die Prieſter der Peguaner verheyrathen ſich nicht, und machen ſich ein großes Gewiſſen daraus Kinder zu zeugen: um kalt zu bleiben, eſſen ſie täglich nur einmal. Ueberhaupt ſind die Peguaner ſehr mäßig im Eſſen und Trinken: etwas Salz, welches ſie in das Waſſer, worinnen ſie die Wurzeln und Baumblätter erweichen, iſt ihr gewöhnlichſtes und liebſtes Gewürz. Die häßlichſten Thiere, als Schlangen, Katzen und Ratzen dienen ihnen zur Speiſe.

Nur ohngefähr 1100 Jahren wurde das Königreich Pegu der Sage nach von einem Fiſcher geſtiftet, deſſen Söhne und Nachkömmlinge bis 1539 regierten, darauf aber von den Bramas unterjocht wurden. Es geſchah dieß aber nicht durch Krieg, ſondern die Bramas waren eigentlich von

den

den Peguanern überwunden, und mußten schwere Arbeiten verrichten: dieß konnten sie nicht länger aushalten, und sie ermordeten unvermuthet den König, sein Nachfolger war nicht mächtig genug sich zu vertheidigen, und er wurde auch bald ermordet. Mandara König der Bramas, glaubte daß nun die beste Gelegenheit sey, ganz Pegu zu überwältigen; er rückte auch mit einer sehr zahlreichen Armee, bey der viele Portugiesen waren, vor, und machte sich Meister von dem Lande.

Nun suchte er auch noch die Länder zu unterjochen, welche an Pegu Tribut bezahlt hatten. Er belagerte Martaban die Hauptstadt eines Königreichs eben dieses Nannes, und eroberte sie. Er hatte dem König und der Königinn nebst der ganzen Familie das Leben zu schenken versprochen, aber der Barbar hielt sein Versprechen nicht. Die gefangene Königinn wurde unter einem Baldachin nebst ihren beyden Söhnen und Töchtern vor den König geführt: ihr folgten vierzig junge sehr schöne Mädchen, in sehr betrübten Stellungen, und denn kamen die Priester, welche den Himmel um Abwendung seines Zorns anriefen. Der König saß auf einem Elephanten, und trug ein Kleid von schwarzen Sammet: um den Hals hatte er ein Seil, und schien mehr durch das Unglück seiner Familie, als durch sein eigenes gerührt zu seyn. Sein Haapthaar, Bart und Augenbraunen waren abgeschoren. Den Tag darauf wurde die Königinn nebst allen ihren Hofdamen auf einen Hügel geführt, welcher mit Soldaten umgeben war. Als der König vor seinem Ueberwinder kam, warf er sich zu dessen Füssen; er wollte reden, konnte es aber vor

Weh-

Wehmuth nicht. Der Hohenprieſter hielt darauf ſtatt ſeiner eine ſehr bewegliche Rede, welche aber gar die erwünſchte Wirkung nicht hatte. Der König und funfzig der Vornehmſten wurden mit Steinen an ihren Hälſen ins Meer geworfen, die Königinn aber wurde mit ihrem ganzem Gefolge, welches etwa aus 140 Perſonen beſtand, an den Füſſen aufgehangen: die Königinn, welche die übrigen Frauen alle hinrichten ſahe, war beynahe ſchon tod, noch eher dieſe Barbaren auch an ſie Hand anlegten. Es entſtand ein allgemeiner Aufruhr unter den Bramas, und der grauſame König, war in nicht geringer Gefahr, wegen ſeiner Tyranney umzukommen. Jedoch durch allerley Ränke ſtillte er den Sturm, er gab dem Volk Erlaubniß die verwüſtete Stadt wieder anzubauen, und gieng mit dem Ueberreſt ſeiner Armee nach Pegu. Die Beute, welche in der Stadt gemacht wurde, ſoll ſich auf 12 Millionen belaufen. Alles was ſich nicht mit nehmen lies, wurde verbrannt.

Die benachbarten Könige wurden über dieſen ſo ſchnellen glücklichen Fortgang der Eroberungen dieſes Verheerens eiferſüchtig, und dachten auf Mittel ihn zu hindern. Mandara erfuhr es gar bald, beſetzte die Grenzen, und hielt eine Armee von 900000 Mann parat. Doch ſeine außerordentliche Geſchwindigkeit hatte auch die Folge, daß der Feind nicht einmal Zeit genug hatte ſeine Kriegsmacht zuſammen zu ziehen. Er belagerte die Hauptſtadt Prom, welche dazumal wegen Minderjährigkeit des Erbprinzen von der verwittweten Königinn regieret wurde. Die Einwohner der Stadt wehrten ſich auf Antrieb ihrer Regentinn ſehr tapfer,

und

und sie würden sich noch sehr lange gehalten haben, wenn nicht selbst einige vornehme Commandanten der Stadt, dem Feinde verrätherischer Weise einem Eingang in die Stadt verschaft hätten. Alles wurde mit Feuer und Schwerdt verwüstet, und 2000 Kinder, die in Stücken gehauen worden, ließ der grausame König den Elephanten zu einem Futter vorwerfen. Die Königinn wurde nakend ausgezogen, öffentlich gepeitscht, und so lange gemartert, bis sie den Geist aufgab. Der junge König wurde an ihren todten Körper gebunden, und beyde in den Fluß geworfen. Ein gleiches Schicksal hatten auch 300 Adeliche, nachdem sie vorher an Pfählen waren aufgespießt worden.

Indem nun der Tyrann damit beschäftigt war, die Stadt zu befestigen, in welcher er sich als König hatte ausrufen lassen, so erhielt er durch Spionen die Nachricht, daß der König von Ava, Vater der unglücklichen Königinn von Prom, seinen Sohn mit 30000 Soldaten, um sich zu rächen, abgesandt habe, und daß er selbst noch mit 80000 zu Lande anrücken wollte. Auf diese Nachricht ließ Mandara 200000 Mann längst dem Fluß, auf welchem die feindliche Armee in 400 Ruderschiffen ankommen mußte, abmarschiren, und noch 100000 Mann lies er auf 2000 Seros zu Wasser fortbringen. Es kam zum Treffen, und Mandara trug durch die große Anzahl seiner Armee den Sieg davon, verlor aber 115000 Mann; die Armee des Königs von Ava war nur 30000 Mann stark gewesen.

Mandara fühlte sich durch seine häufigen Eroberungen so stark, daß er allenthalben, wo nur

Men-

Menſchen lebten, ſie als Feinde anſah, bekriegte, und zu Sclaven machte. Kaum hatte er etwas von den Unruhen in Siam, welche oben erzählt ſind, gehört, als er ſich ſchon vorſetzte, mit aller ſeiner Macht dahin zu gehen, und ſich zum Herrn von Siam aufzuwerfen. Ehe er aber noch etwas unternahm, ließ er ſich um die Meynung ſeiner Unterthanen dieſer Sache wegen erkundigen, welche dieſem Vorſatz dann ungemeinen Beyfall gaben, weil ſie Hoffnung hatten, ſich den Weg nach China dadurch zu öfnen. In Martaban war der Sammelplatz der Armee, die aus 800,000 Mann zu Fuß, und 40000 Reutern beſtand. Man zählte 5000 Elephanten, und 1000 Kanonen, welche von Büffeln und Rhinozeroſſen gezogen wurden. Lebensmittel und Bagage trugen Ochſen. Die Armee ſah aber demohngeachtet mehr einer Räuberbande, als regulirten Truppen ähnlich. Zehntauſend Europäer würden dieſen ganzen verwirrten Haufen haben zerſtreuen können: da ſie aber gegen eben ſo wenig geübte und noch zaghaftere Feinde zu fechten hatten, hielt man ſie für ſehr mächtig. Die vorzüglichſte Macht der Bramas beſtand in 2000 tauſend Portugieſen: Diego Suaraz, welchen der König die höchſten Würden übertragen hatte, führte dieſe an. In dieſem Jahrhundert ſchienen die Portugieſen ihre Dienſte und Leben ſehr bereitwillig an die indiſchen Könige zu verkaufen: ſie dienten dem mit der größten Bereitwilligkeit, der ſie am beſten bezahlte.

Die erſte Attaque wurde auf die Feſtung Taparan gemacht, in welcher eine Beſatzung von 6000 Siamaſern lag, die aber bis auf den letzten Mann über-

über die Klingen springen mußten. Damit begnügte sich der Barbar noch nicht; er ließ auch noch alle Weiber und Kinder hinrichten. Nun dachte er auf Mittel sich der Hauptstadt zu bemeistern, denn davon hieng natürlich das Schicksal des übrigen Königreichs ab. Ohne einem der kleinern Orte einzunehmen, wodurch die Armee doch immer um etwas ware geschwächt worden, rückte er vor die Hauptstadt. Voraus waren viele tausend Schanzgräber abgeschickt, welche Wege bahnen musten, und Wälder, welche am Marsch hinderten, umhauen.

Die Siameser, welche in der Kunst den Feind anzugreifen eben so unwissend waren, einen Ort zu vertheidigen, blieben ganz ruhig und glaubten, daß kein Feind ihre hohen Mauern würde übersteigen können. Der Feind that einen sehr heftigen Angrif, wordurch sie dann so zu sagen zur Vertheidigung gezwungen waren; die Liebe zum Leben und zur Freyheit machte sie beherzt, und der Feind sah sich gezwungen mit Verlust zu weichen. Verschiedene Angriffe fielen eben so unglücklich aus, und Suarez wollte sich zurückziehen; weil so wohl Soldaten als Elephanten völlig abgemattet waren. Allein der König wollte seinen Vorsatz nicht fahren lassen, er ließ von neuem stürmen, focht selbst mit und bekam eine Wunde, die ihn nöthigte das Bette zu hüten. Diese Zeit wandte er an um die besten Vorbereitungen zu einem nochmaligen Angriffe zu machen: er ließ Thürme von Holz aufbauen, welche 65 Fuß hoch waren. Sie wurden mit neuem und andern Kriegsgeräth angefüllt, um die Wälle und Mauern von ihnen aus zu bestürmen. In einer sehr finstern Nacht: da aber ein schreckliches

Don-

Donnerwetter wütete, wurden dieſe Maſchinen an die Mauer gerückt.

Die Siameſer hielten auch dieſen Anfall tapfer aus, ſteckten die Thürme in Brand, und vernichteten die Abſichten ihrer Feinde. Alles dieſes Widerſtands ohngeachtet lieſſen die Bramas den Muth nicht ſinken; der König berathſchlagte ſich eben mit Suarez über ſeinen Vorſatz, als die Nachricht einlief, daß die Peguaner vom neuen revoltirten, und ſich in Stand geſetzt hätten, um ihre verlornen Rechte und alle Unabhängigkeit ſich wieder zu verſchaffen. Nun wurde die Belagerung gleich aufgehoben, weil der König es für rathſamer hielt, die alten ſchon eroberten Länder zu erhalten, als nach neuen zu trachten.

Die Peguaner wurden gar bald wieder gedemüthigt, und die Armee war ſchon im Begrif wieder nach Siam zu marſchieren, als der König von einem Haufen zuſammen Verſchworner umgebracht wurde. Chaumagrin, der Säugbruder des ermordeten Regenten folgte in der Regierung, und er faßte den Entſchluß den Vorſatz ſeines Vorfahrers auszuführen. Dieſer Regent würde unter den Helden einen der erſten Plätze erhalten haben, wenn es dazumal Geſchichtſchreiber gegeben, welche ſeine Thaten aufgezeichnet hätten: alles, was wir von ihm wiſſen, beruhet auf ungewiſſen Traditionen. Seine Armee ſoll 1160000 ſtark geweſen ſeyn, und er eroberte alle benachbarte Königreiche ſo, daß ſeine Länder ſich bis an die Tartarey um China erſtreckten. Er war über vier große Königreiche Herr.

Die eigentliche Ursache des blutigen Kriegs welcher zwischen ihm und dem König von Siam entstand, war diese: der letztere hatte einen weissen Elephanten, den er außerordentlich hochschätzte. Auf diesen bot der Bramas eine unermeßliche Summe, da diese aber nicht angenommen wurde, so wollte er das Thier mit Gewalt bekommen. Im Grunde verdient diese Ursache Krieg anzufangen nicht mehr Bewunderung, als die, um welcher willen europäische Monarchen Tausende von Menschen aufopfern. Ist der Besitz einer unnöthigen Citadelle, von größern Nutzen, als der Besitz des Elephanten?

Der Bramas kam mit einer sehr zahlreichen Armee nach Siam, und fieng die Belagerung abermals an. Die Eroberung würde so bald noch nicht geschehen seyn, wenn nicht der Bramas durch Bestechung seinen Zweck erreicht, und sich einen Weg dadurch in die Stadt gemacht hätte. Der König von Siam verstand sich nun dazu jährlich an Tribut zu bezahlen, und die Königinn nebst ihren Kindern wurden nach Pegu gebracht, wo man sie Prinzen des weißen Elephanten nannte.

Nach dem Tode des Bramas kam sein Prinz Prunginiko zur Regierung. Seine erste Handlung war gleich ein Beweiß von dem Stolz, den er besaß, indem er den König von Siam sehr um Bezahlung des Tributs preßte. Allein dieser weigerte sich, und wollte keinen Herrn über sich erkennen. Auf diese Erklärung ließ der Bramas seine Armee wiederum in Marsch setzen, um die Untreue seines Vasallen zu bestrafen. Der Regent von Siam gerieth in große Unruhe, und um weitere Gefahr zu

ver-

vermeiden, ſuchte er dadurch eine Ausflucht, daß er ſagte, wenn der Bramas in Perſon gekommen wäre, ſo würde er ſich nicht geweigert haben den Tribut zu bezahlen, es würde aber zu ſehr unter ſeiner Würde ſeyn, von einem Unterthan Befehle anzunehmen. Der ſtolze Bramas ließ ihm aber antworten, er verlange, daß jeder König, der ihm Tribut bezahlen müſſe, auch Befehle befolgen ſollte, die er ihm durch ſeine geringſten Sclaven ſagen ließ.

Darauf zogen die Siameſer wiederum zu Felde unter der Anführung des Sohns ihres Königs, welcher der ſchwarze Prinz hieß, um ihn von ſeinem Vater zu unterſcheiden, und ſiegten völlig. Prunginikof dachte nun noch um ſo mehr darauf ſich zu rächen, und ließ eine Armee von 1170000 Mann zuſammen rücken; ſeinem älteſten Sohn, auf den er ungemein großes Vertrauen ſetzte, gab er das Commando. Beyde Armeen fochten gleich tapfer, und mitten in der Bataille geriethen die Könige, welche auf ihren Elephanten ſaſſen, an einander, und der Prinz Bramas blieb. Seine Truppen kamen dadurch aus aller Faſſung und ergriffen die Flucht. Die Siameſer wußten ſich dieſer Gelegenheit zu Nutze zu machen, indem ſie ihre Feinde verfolgten, und niedermetzelten.

Der ſchwarze Prinz regierte mit vielem Ruhm, und hinterließ ſeinen Bruder dem Weiſſen die Länder im blühenden und ruhigen Zuſtande: zum Unglück hatte dieſer aber gar keine Einſichten in die große Kunſt zu regieren. Er war ſehr laſterhaft, und überließ einem ſeiner Miniſter die Regierung, weil dieſer ihm am meiſten ſchmeichelte und wahre

Schandthaten gut hieß. Dieser Liebling des Königs hatte auch schon die meisten Sclaven, unter denen sich 280 Japaner befanden, auf seiner Seite, und er trachtete mit allem Ernst darnach, sich auf den Thron zu schwingen. Der Monarch schwächte durch seine außerordentliche Ausschweifungen die Gesundheit dermassen, daß er in kurzer Zeit starb; nun war dem Lieblinge, der Sohn desselben, der seinem Vater von Rechtswegen folgen mußte, noch im Wege. Der Liebling brachte es noch bey dem König dahin, daß er auf dem Sterbebette seinen Sohn zum Tode verurtheilte; doch es kam nicht dazu, sondern der wahre Nachfolger, welcher die Sache mogte entdeckt haben, kam dem Bösewicht zuvor, und ließ ihn hinrichten.

Dadurch entstanden wiederum Unruhen, denn die Sclaven, und sonderlich die Japaner dachten darauf, den Tod ihres Herrn zu rächen. Sie nöthigten den König ihnen viere der ersten vom Adel auszuliefern, welche sie denn ohne alle Gnade umbrachten. Ihre Wuth gieng so weit, daß der König, um nur das schlimmste zu verhüten, einwilligen mußte, alle Bedingungen, welche ihm vorgeschrieben wurden, zu erfüllen: zu mehrerer Beglaubigung nahmen sie die vornehmsten Talapoinen als Geiseln zu sich. Sie plünderten die Stadt aus, und luden die Beute auf Fahrzeuge. Auch diese Geschichte ist ein Beweiß, wie nachtheilig es seyn kann, wenn ein Regent so viele Fremde zu seiner Beschützung gegen die Unterthanen in Sold nimmt.

Die benachbarten Völker wollten sich diese Unruhen zu Nutze machen, sie zogen zusammen, und waren schon bis auf drey Tagereisen zur Hauptstadt

ge-

gekommen, als die Japaner, welche zurückkamen, die Ruhe wiederherſtellten. Der König von Siam hatte alle ſeine Macht vereinigt und ſchreckte ſeine Feinde dadurch ſo ab, daß ſie flohen, ohne vorher ihr Glück in einem Treffen verſucht zu haben. Der König hatte die Portugieſen, welche man in Indien für Helden hielt, zur Hülfe, und er eroberte größtentheils durch ſie einige Provinzen, welche die Könige von Avo und Pegu ihm vorher entriſſen hatten; zur Dankbarkeit bot er auch deswegen dem König von Portugal den Hafen von Martas, durch deſſen Beſitz er ſich zum Herrn des Meers hätte machen können, an. Die Abgeſandten, welche dem Vicekönige von Goa dieſen Antrag thaten, kamen mit ſehr anſehnlichen Geſchenken zurück. Ein Dominikaner, welcher die völlige Unterhandlung zu Stande bringen ſollte, begleitete ſie: alles fiel ſehr vortheilhaft für die Portugieſen aus. Dieſer glückliche Ausgang bewirkte im Jahr 1621 eine abermalige Geſandſchaft, welche hauptſächlich zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens abzielte. Der König ließ Franciskanermönche kommen, bauete ihnen eine Kirche auf ſeine eigne Unkoſten, und erbot ſich dieſelbe mit Reichthümern anzufüllen, welches aber nicht angenommen wurde. Durch dieſe Uneigennützigkeit zogen ſie die Bewunderung der Landeseinwohner auf ſich.

Der Monarch von Siam hatte einen Character, der ſehr gemiſcht war; denn ſeine Größe wurde durch gewiße Niederträchtigkeiten wieder verdunkelt: er war tugendhaft und laſterhaft zugleich: unausſprechlich tapfer, wild und grauſam. Er war Tyrann ohne Geitz: Despot ohne Grenzen und

der strengste Beobachter der Gerechtigkeit. Es war ihm ein Vergnügen Räuber und Mörder den Crocodillen und Tigern vorwerfen zu lassen und sie verschlingen zu sehen. In Erdenkung von Strafen suchte er seines Gleichen: einen gewissen König, der gegen ihn revoltirt hatte, steckte er in einen Käfich, und zu seiner Nahrung gab er ihm nichts als sein eigenes Fleisch, welches er ihm ablösen ließ. Er war ein Henker seiner Unterthanen: einmal schnitt er selbst sieben Hofdamen die Waden mit eigner Hand ab, weil es ihm geschienen, als giengen sie zu geschwinde; die ähnliche Straffe vollzog er noch an drey andern, welche seine Befehle nicht geschwind genug vollzogen. Beydes so wohl geschwind als langsam Gehen war bey ihm etwas gleich strafbares. Seine Grausamkeit erstreckte sich auch bis auf die Thiere und Vögel: einem Pferd ließ er den Kopf abhauen, weil es seiner Stimme nicht gehorchte, und ein Tiger hatte eben das Schicksal, weil er einen Unglücklichen, der ihm vorgeworfen wurde, nicht fraß. Er starb ohne unruhig gewesen zu seyn. Jedes Versprechen, was er gethan hatte, hielt er strenge, belohnte Dienste, und war so freygebig als prachtliebend. Er schickte einmal einen Portugiesen mit einer beträchtlichen Summe Geldes ab, dafür er ihm zu Malacka allerhand Seltenheiten anschaffen sollte. Dieser verlor aber das Geld im Spiel, gieng aber demohngeachtet wieder nach Siam, wo er sich doch für die härteste Bestrafung zu fürchten hatte. Allein der König empfieng ihn sehr gnädig, und sagte zu ihm, daß er das Vertrauen, welches er in ihn setzte, weit höher schätzte, als alle Seltenheiten, welche er ihm hätte bringen können.

Die

Dieſer Fürſt hatte wie alle Tyrannen einen Liebling, der etwa 600 Japaner nach Siam brachte, die ſich alle für Kaufleute ausgeben mußten: ſo bald der König die Augen zugethan hatte, bediente er ſich dieſer Leute, um ſich auf den Thron zu ſchwingen. Allein der Sohn des letztern Königs widerſetzte ſich ihm, und entriß ihm den Scepter. Es war ihm viel leichter den Thron zu beſteigen, als ſich darauf zu erhalten, denn er wurde nicht lange hernach ermordet. Sein Bruder trat die Regierung an, dieſer hatte einen unausſprechlichen Haß gegen die Japaner, weil er befürchtete von ihnen ermordet zu werden. Verſchiedene von ihnen ließ er hinrichten, und die übrigen mußten das Königreich räumen. Eine abermalige Unruhe entſtand durch Hinrichtung des Bruders vom Könige, der nach der Regierung geſtrebt haben ſollte. Ein anderer Prinz von Geblüte ſuchte ſich dieſen Zeitpunct zu Nutze zu machen, und wollte ſich als König ausrufen laſſen.

Dieſer neue Rebell unterhielt auch ſelbſt in Friedenszeiten, unter dem Vorwand den Staat zu beſchützen, ſeine Truppen in Waffen, weil er wegen den rechtmäßigen Erben des Throns immer in Furcht ſchwebte. Die Holländer, deren Handel er ſehr begünſtigte, waren alle auf ſeiner Seite.

Man hat Grund zu vermuthen, daß eben dieſer Mann der berühmte Chaou-Paſa-Thang iſt, dem einige eine königliche Geburt beylegen, da hingegen andere ihn vor einen Bürgerlichen halten. Er hatte ſeit langer Zeit das Amt des Kanzlers verwaltet, und dabey ſeinen König und Unterthanen ſo betrogen, daß ſeine Schätze unzählbar waren,

wodurch er sich dann Freunde zu machen wußte. Um sich aber desto eher auf den Thron schwingen zu können, und sich auf demselben desto mehr und mehr zu befestigen, heyrathete er die Tochter seines Vorfahrers, ob er gleich schon verehlicht war. Diese Prinzeßinn, die sehr viel Tugend und Verstand besaß, that ihr möglichstes, eine solche Verbindung zu verhüten, weil ihr die Vorstellung unerträglich war, eine Krone zum Nachtheil ihrer vier Brüder zu tragen, die sie zärtlich liebte. Der Widerstand, den sie bey dieser Gelegenheit that, und die Zärtlichkeit, die sie gegen ihre geliebten Brüder öffentlich entdeckte, brachte den Tyrannen zu den Entschluß, sie alle hinrichten zu lassen. Als sie aber von ihrer Gefahr Nachricht bekamen, so entflohen sie durch Beystand einiger treuen Bediente ihrer Familie. Zween flohen in das Königreich Laos, wo sie sehr freundschaftlich aufgenommen wurden, die beyden andern aber, die zu Pipali eine Freystadt zu finden glaubten, kamen daselbst durch die Verrätherey derer ums Leben, auf deren Schutz und Beystand sie sich verließen.

Der Todt seiner Tochter (23 Febr. 1650.) gab zu neuen Grausamkeiten Anlaß: Ihr Begräbniß war außerordentlich prächtig. Der König ließ den Herren van Muyden, Consul der holländischen Compagnie einladen, bey der Verbrennung seiner Tochter gegenwärtig zu seyn. Die Zurüstungen wurden mitten auf dem Paradeplatz vor dem Pallast gemacht, wo er fünf hölzerne Thürme, und auf jeglichen eine Stange stellen ließ. Der mittelste darunter war dreyßig Klaftern hoch, die übrigen viere aber, die ein Viereck ausmachten, nur

zwanzig

zwanzig Klaftern. Der Bau dieſer Thürme war ſehr künſtlich. Rund um den Hauptträger herum waren ſie ſehr niedlich mit Laubwerk umwunden, und vergoldet. In dem großen Thurm ſtand ein großer Altar, der mit Golde beleget, mit Edelſteinen beſetzt, und von der Erde an ſechs Fuß hoch war. Auf dieſen Altar wurde der Leichnam der Prinzeßinn in einem goldenen Sarge, der einen Zoll dick war, geſtellt. Sie ſtand in denſelben, ihre Hände waren gefalten, ihr Geſicht gen Himmel gerichtet, ihr Kleid hatte eine ſehr lange Schleppe, und war überall mit Juwelen beſetzt; ihre Krone, Halsband und Armenbänder waren von unſchätzbarem Werth. Als diejenigen, die dieſer Cerimonie beywohnten, ihre Plätze auf denen zu dem Ende aufgerichteten Gerüſten genommen hatten, ſo giengen alle die Großen des Königreichs mit ihren Weibern, die nur meiſt und ohne allen Schmuck gekleidet waren, vor dem Körper vorüber, und ſtreuten mit einer traurigen Mine Blumen und Räuchwerk auf den Körper und Altar. Hierauf wurde der Leichnam zwanzig Schritte davon auf einen Wagen geſetzt, der mit dem Altar von gleicher Koſtbarkeit war. Die vornehmen Herren und Damen, nachdem ſie ihr eben die Ehrenbezeigungen, wie vorhin erwieſen hatten, weinten bitterlich. Als dieſer traurige Aufzug beynahe zwo Stunden gedauert hatte, wurde der Wagen ganz langſam zum Scheiterhaufen geführt. Voran ritt des Königs älteſter Sohn etwa 20 Jahr alt, auf einem Elephanten, deſſen Gezelt koſtbar bordiert war, und an deſſem Halſe goldene Ketten hiengen: ihm zur Seite ritten deſſen Brüder von verſchiedenen

Müttern. Ein jeder trug einen langen Schleier von weißer Seide, dessen eines Ende an die Todtenbaare befestigt war. Neben der Todtenbaare giengen 14 andere Söhne des Königs zu Fuß, die auch weiß gekleidet waren und Palmenzweige in den Händen trugen. Alle waren in der Kunst zu weinen sehr unterrichtet. Auf beyden Seiten des Wagens, auf welchem die Baare geführt wurde, waren Gerüste angeleget, worauf diejenigen Herren, die von geringerem Range als die vorigen waren, die Leichenbegleitung erwarteten. Als der König ihnen gegen über zu stehen kam, warfen sie Kleider unter das Volk, andere Pomeranzen, Muscatennüße, und zwo Münzsorten, davon die erste eine halbe die andere aber eine Viertels Krone am Wehrt hatte. Als endlich der Körper zum Scheiterhaufen gekommen war, so huben ihn die Grossen des Hofes mit großer Ehrerbietung ab, und stellten ihn bey dem Schall verschiedener Instrumente darauf, deren kläglicher Ton, der mit dem Geheule des ganzen Hofes verbunden war, die härtesten Herzen in Bewegung setzte. Als die Trauermusik geendigt war, so wurde der Körper mit Sandel und Adlerholz bedeckt, und nachdem eine große Menge Räuchwerk auf demselben geschüttet worden, so kehrte der König mit dem Adel wieder in den Pallast zurück, die Damen aber blieben bey dem Leichnam, der erst zwo Tage nachher verbrannt wurde.

Die beschwerlichste Arbeit fiel also auf sie, denn ob sie sich wohl schon ganz müde geweint hatten, so waren sie doch kraft des Cerimoniels verpflichtet, diese traurige Uebung noch zwo Tage ohne Unterlaß

terlaß fortzuſetzen. Damit nun alles pünctlich beobachtet werden möchte, ſo waren einige alte Weiber unter ſie gemiſcht, die eine Peitſche in der Hand hatten, und Schläge austheilten, wenn ſie ſahen, daß eine eingeſchlafen war: und auf dieſe Art wurden ſtatt verſtellter Thränen wirkliche vergoſſen. Unter dieſer beſchwerlichen Lage, in welcher ſich die Damen um den Leichnam der Prinzeßinn befanden, traten die Prieſter in dem Hof, in welchem die erſten Thränen waren vergoſſen worden, und beteten Tag und Nacht für die Seele der Verſtorbenen. So lange man den Körper ſehen ließ, brachen ſie öfters das Gebet ab, und warfen allerhand Kleidungsſtücke, Hausgeräthe, Werkzeuge für die Künſtler, Betten, Matten und andere Meublen unter das Volk. Auf der Seite des Hofes waren 20 andere Thürme von Rohr aufgerichtet, die in und auswendig mit Pappier von allerhand Farben ausgeklebt waren. Dieſe wurden mit allerhand Kunſtfeuren angefüllt, die 15 Tage hinter einander brannten. Binnen dieſer Zeit ließ der König ſo wohl an die Armen als an die Prieſter viel Almoſen austheilen, welche ſamt dem, was auf die Zurüſtungen gewendet worden, laut der von des Königs Bedienten geführten Rechnung, ſich auf 5000 Kalfi beliefen, welches mehr als 66000 Pfund Sterlings ausmacht. Unter dieſer Rechnung ſind die verſchiedenen goldenen und ſilbernen Bildſäulen nicht mit begriffen, unter welchen ſich zwo vom erſten Metall befanden, die 4½ Fuß hoch und anderthalb Zoll dick waren. Dieſe wurden zur Ehre der verſtorbenen Prinzeßinn in dem ſchönſten Tempel des Landes aufgeſtellt,

und

und sie waren alle aus dem Golde, Silber und Juwelen verfertigt, welche sie sowohl bey dem Leben von ihrem Könige und den Vornehmsten des Hofes bekommen hatte. Als nun der Körper zween Tage auf dem wohlriechenden Holze gestanden, mit welchem er verbrannt werden sollte, so brach der ganze Hof auf, um die klagenden Weiber abzulösen, die ganz abgemattet waren. Die Cerimonie fieng sich mit Gebet und Klagen an, die von den Priestern abgelegt wurden. Als sie nun ihr Amt gethan hatten, nahm der König eine Wachskerze aus der Hand des Erzpriesters, und steckte den Holzhaufen an, auf welchem der Körper verbrannt wurde, der in einem goldenen Sarge lag, worinn die Juwelen und andern Kostbarkeiten blieben, die demselben angelegt worden. Als die Asche gesammlet wurde, um sie in einer goldenen Urne zu verwahren, so fand man ein Stück Fleisch, ohngefähr so groß als der Kopf eines kleinen Kindes, welches vom Feuer nicht war verzehrt worden. Als der König, der einer von denen war, welche die Asche sammleten, dieses Stück Fleisch sahe, so sagte er zu den um ihn stehenden Herren: was meynet ihr? ist es wohl aus Ehrerbietung geschehen, daß die Flammen dieses Ueberrestes vom Leibe meiner Tochter verschonet haben? als er nun auf ihre Antwort eine Weile gewartet, so sagte einer von ihnen: Ew. Majestät haben zu viel Verstand, daß sie an dem, was sie sehen, zweifeln sollten. Wie! versetzte der König in völliger Wuth, ich habe nur allzu viel Ursache, nicht länger zu zweifeln, was ich schon tausend Mal vermuthet habe, daß nemlich meine Tochter mit Gift hingerichtet worden.

Kaum

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo gab er auch Befehl, daß die Weiber, die die verſtorbene Prinzeßinn bedient, in Arreſt gebracht werden ſollten, keine einzige ausgenommen. Dieſe wurden auf die Tortur gebracht, um ihnen ein Geſtändniß auszupreſſen. Ob ſie nun wohl das Verbrechen nicht an ſich kommen ließen, ſo retteten ſie doch dadurch das Leben ſo wenig, als ſie des Königs Zorn beſänftigten. Vielmehr vermehrte ſich dieſer täglich, und es entſtand ein neuer Argwohn, ſo, daß eine Menge unſchuldiger Leute in Arreſt gebracht und eben den Grauſamkeiten unterworfen wurden. Die meiſten Hofleute hatten dieß Schickſal, und als der König niemand mehr um ſich fand, an dem er ſeine Wuth auslaſſen konnte: ſo ließ er unter allerhand Vorwand die vornehmſten Herren des Königreichs vor ſich fodern, die er ſamt ihren ihren Weibern, ſo bald ſie nur ankamen, in Arreſt bringen ließ. Die Tortur, deren er ſich bediente, um den Schuldigen unter denſelben zu entdecken, war die Feuerprobe. Er ließ um die Stadt verſchiedene Gruben anlegen, die zwanzig Fuß ins Gevierte hielten, in welchen große Feuer angezündet wurden, und dahin ließ er die Gefangenen mit ſchweren Ketten beladen führen. Zuförderſt mußten ſie ihre Füße in Tübben, darein heiß Waſſer war, ſetzen, um ſie geſchmeidig zu machen; und nachdem ihre Fußſolen mit ſcharfen Eiſen abgeſchabet worden, ſo wurden ſie vor die Richter geführt, welche ſie wegen der vergeblichen Vergiftung verhörten. Diejenigen nun, die nichts geſtanden, wurden verurtheilt, barfuß auf glühenden Kohlen zu gehen, und wenn ihre Füße verbrannten und

vom

vom Feuer Blasen bekamen, so wurden sie für schuldig gehalten. Einige, die die Hitze des Feuers überwältigte, fielen in Ohnmacht nieder und kamen erbärmlich um, weil sich niemand unterstehen durfte, ihnen zu helfen. Die Schuldigen mußten an verschiedenen Todtesarten sterben. Einige wurden an Pfähle gebunden, und von Elephanten zerdrückt: andere wurden auf den Straßen der Stadt bis an das Kinn eingegraben, und allen Vorübergehenden befohlen, ihnen ins Gesicht zu speien, es durfte auch niemand bey Strafe des Todtes ihnen die geringste Erleichterung verschaffen, oder ihren Todt beschleunigen, darum diese unglückseligen Creaturen flehentlich baten. Andere Angeklagte wurden um den Bauch so fest mit einem Tuch zusammen gebunden, daß ein Mensch sie mit seinen Händen umfassen konnte. Darauf wurden sie mit Pfriemen, die so spitzig wie Nadeln waren, gestochen, doch nicht so, daß Blut darnach kam, sondern mehr sie zu zwingen den Odem anzuhalten. Nun wurden sie mitten von einander gehauen, und den Obertheil des Leibes legte man auf ein heißgemachtes Stück Erz; und weil auf diese Weise durch Verstopfung der Gefäße der Blutfluß gehindert wird, so bleiben die Leidenden noch lange Zeit unter den unaussprechlichsten Martern am Leben.

Dieses grausame Verfahren daurete vier Monate, binnen welcher Zeit eine unglaubliche Menge Menschen hingerichtet wurde. Der Reisebeschreiber Struys versichert, daß er einmal an einem Tage habe über 50 hinrichten sehen. Man rechnet, daß binnen dieser Zeit an 3000 um ihr Leben gekommen, und man glaubte, daß wenige von Adel

ihr

ihr Leben würden gerettet haben, wenn ſie ſich nicht vom Hofe entfernt hätten. Der Vorwand, warum der König dieſe Tyranney ausüben ließ, war zwar die vorgebliche Vergiftung ſeiner Tochter, allein es wurde nachher nur allzu bekannt, daß er längſtens damit umgegangen, die vornehmſten Bedienten des Staats aus dem Wege zu ſchaffen: und damit er dieſes ohne Gefahr eines Aufruhrs deſto beſſer bewerkſtelligen möchte, ſo hatte er erſt kürzlich eine Armee von 250000 Mann zuſammen gebracht, und vorgegeben, daß er den Chineſern Krieg ankündigen wolle. Die letzte dieſer grauſamen Scenen beſtand in Abſchlachtung der Kinder beyder vorhergehender Könige. Sie machten den Anfang mit der älteſtem Prinzeßinn und ihrer Hausbedientinn, die eine von den jüngſten ſeiner Kinder war, und die man beſonders der Vergiftung wegen in Verdacht hatte, weil ſie ſich kaum des Lachens enthalten können, da alle andere beydem Leichenbegängniß der Verſtorbenen weinten. Sie hatte ſich auch öfters beſchweret, daß ſie der König verachte, und daher wurde ihr nicht mit der Achtung begegnet, die den Kindern von königlichem Blut erwieſen zu werden pflegt. Am erſten März wurde ſie mit einer großen Menge Weiber vorgeführt, die alle die Feuerprobe ablegen mußten, es wurden aber nach dem Berichte keiner einzigen die Füße vom Feuer verletzet, die Prinzeßinn ausgenommen. Sie wurde alſo in ein Gefängniß geworfen, und in goldene Ketten gelegt, und niemand durfte ſie weder ſehen noch ſprechen. Am folgenden Tage wurde ſie wider in den Audienzſal des Pallaſtes geführt, wo ſie entwe-

der

der aus Furcht oder Ehrbegierde, als man sie mit der Tortur bedrohte, zu ihrem Richter sagte: in Fall ihr der König verspräche sie hinrichten zu lassen, ohne sie öffentlich zu beschimpfen, so versichere sie heilig, daß sie die ganze Sache ohne fernere Weitläuftigkeit entdecken wolle. Durch diese Erklärung wurden verschiedene alte Hofbediente, die ihren Vater geliebt hatten, so sehr gerührt, daß sie gewiß um Gnade für sie würden gebeten haben, wenn sie nicht der rasende Zorn des Königs davon abgehalten hätte. Indes berichteten sie das, was sie gesagt hatte, und der König gewährte ihr ihre Bitte. Sie gestand also, daß die That von ihr und ihrer Säugamme verübt worden, die es durch gewisse Zaubermittel zuwegegebracht, daß das Stück Fleisch unversehrt geblieben, sie fügte hinzu: ihr schmähliger Todt gieng ihr nicht so nahe, als daß sie ihre gute Absicht nicht hinaus führen können, denn wenn ihr diese gelungen wäre, so würde sie den wenigen Ueberresten ihrer Familie wieder zu ihren vorigen Stande geholfen, und die Nation von der Sclaverey eines so grausamen Tyrannen errettet haben. Bey weiterer Nachfrage bekannte sie: daß der Gift nicht für die unschuldige Prinzeßinn, sondern für den König selbst zubereitet gewesen sey. Als dieß Geständniß dem Barbaren hinterbracht wurde, befahl er, daß der Scharfrichter ihr ein Stück Fleisch vom Körper reißen, und ihr selbst zu essen geben sollte. Die Prinzeßinn erduldete dieß mit einer unaussprechlicher Standhaftigkeit, als sie aber das Fleisch essen sollte, weigerte sie sich, und schrie aus, o du verfluchter Tyrann! du kannst zwar meinen Leib in Stücken zerreißen,

reißen, aber über meine Seele haſt du keine Gewalt. Sie ſetzte hinzu: wiſſe daß ich deiner Grauſamkeit Trotz biete, und daß die Wirkungen deines erdichteten Mordanſchlages ſich bald zeigen werden, wenn die noch übrige Kraft meiner königlichen Familie ſich an dir und deiner Tygerbrut rächen wird. Mit dieſen und dergleichen Redensarten ſpottete ſie des Königs ſo lange, bis ein zweeter Befehl aus dem Pallaſt kam, daß ſie in Stücken gehauen, und in den Fluß geworfen werden ſollte. An eben dem Tage wurde auch ihr einziger Bruder, der damals zwanzig Jahr alt war, zur Hinrichtung geführt. Anfangs ſtellte er ſich völlig toll, allein ſo bald er das Gerüſte beſtiegen hatte, ſo zeigte er, daß er aller ſeiner Sinne völlig mächtig ſey. Denn er bewies ſich ſo leutſelig und beſcheiden, daß ſich einige Hofbedienten der Thränen nicht enthalten konnten. Des Königs ſpottete er in einer höhniſchen Rede, und bewies ſeine Unſchuld ſo, daß der Pöbel beynahe zu einem Aufruhr wäre gereizt worden. Er beſchloß ſeine Rede mit bittern Vorwürfen, und gab zu erkennen, daß der mißlungene Anſchlag ſeiner Schweſter ihm näher gehe, als ſein eigener Todt. So bald er den Scharfrichter herzutreten ſah, rief er aus: ich bin zwar ſo unſchuldig als meine Schweſter, da es aber, du unmenſchlicher Tyrann, dein Wille iſt, daß ich ſterben ſoll, ſo mag ich auch gar nicht um Gnade bitten, wenn ich es auch wüſte, daß ich ſie erhalten könnte, damit auch du nicht die geringſte Hoffnung des Mitleidens unter den Händen derer haben mögeſt, die dereinſt meinen Todt rächen werden. Auf dieſe Weiſe wurde nun die ganze Familie des vorigen

Königs ausgerottet, bis auf eine Tochter, die nicht in Stande war, etwas wider das Intresse des regierenden Fürsten zu thun.

Dieser Regent, der nur durch Grausamkeiten bekannt ist, regierete 30 Jahr, und starb 1657. Er hatte von seiner ersten Gemahlinn eine Tochter und vier Söhne, von der zwoten aber eine Tochter und einem Sohn. Dieser Sohn, der 24 Jahr alt war, als sein Vater starb, war der einzige Prinz, der ein Recht zur Krone hatte, denn alle Brüder waren todt, die es ihm hätten streitig machen können. Allein seine Hoffnung so wohl, als die Wünsche des Volks, wurden durch die listigen Ränke vom Bruder seines Vaters Sitima Ratia vereitelt: der, ob er wohl kein Recht hatte, einem widerrechtlichen Thronbesitzer zu folgen, sich dennoch der Gewohnheit des Landes bediente, welche die Brüder des verstorbenen Königs berechtiget, ihm mit Ausschließung seiner eigenen Kinder zu folgen, und sich also des Throns bemächtigte. Dem jungen Prinzen verdroß diese Uebervortheilung in der Seele, allein er hielt es der Klugheit gemäß, seinen Verdruß so lange zu verbergen, bis sich zu seinem Vorhaben eine bequeme Gelegenheit zeigen würde, die sich ihm auch bald darbot. Denn als der viehische Oncle den Vorsatz faßte, seine Schwester als eine Concubine zu gebrauchen, so wiedersetzte sich ihm der Prinz mit solcher Unerschrockenheit, daß der Tyrann sichs vornahm, ihn aus dem Wege zu räumen. Der Prinz suchte Hülfe bey den Ausländern, die sich in Siam niedergelassen hatten, und die Portugiesen waren die ersten, die sich mit ihm vereinigten, unter der Versprechung, daß er ihr

Commer-

Commercium fördern, und ihre Dienſte belohnen ſollte. Er hatte kaum 1000 Mann tapfere Europäer zuſammen gebracht, als er mit denſelben, um ſeinem Feinde nicht Zeit zu laſſen, ſich in Poſitur zu ſetzen und ſeine Truppen zuſammen zu ziehen, in den Pallaſt eindrang, wo er ſich, nachdem er alles, was ſich ihm wiederſetzte, mit dem Schwerd niedergehauen, einem Weg in des Königs Zimmer mit Gewalt öffnete. Der Uſurpator, der nicht im Stande war, ſich zu vertheidigen, legte andere Kleider an, in der Abſicht, in verſtellter Kleidung unter ſeinen Hausbedienten, die auf allen Seiten die Flucht ergriffen, zu entkommen; allein er wurde von einem Portugieſen entdeckt, der Prinz überfiel ihn, und tödtete ihn mit eigener Hand. Die vornehmſten Häupter der Verſchwörung wurden ins Gefängniß gebracht, deren einige er andern zum Exempel ſtrafte, andere aber machte er ſich durch die gegen ſie bewieſene Edelmüthigkeit zu Freunden. Dieſe Begebenheit trug ſich im Jahr 1657 zu. Kämpfer aber ſetzte ſie auf den 9te October 1656, drey Monate nachher, als Sitima Ratia den Thron an ſich geriſſen hatte.

Regierung des Chaou-Naraye.

Der Todt dieſer Uſurpateurs bahnte ſeinem Enkel den Weg zum Thron. Unter ſeiner Regierung kam erſt Europa in nähere Verbindung mit Siam, denn der König nahm alle Freunde ſehr gnädig auf, zog ſie zu ſeinem eigenen Vortheil aus allen Gegenden der Welt an ſich, und dieſe kamen in der Hoffnung große Schätze zu erwerben willig

hin, fanden sie aber gegen den Bericht der Reisenden nicht.

Dieser Prinz würde seine Nation billig umgeschaffen haben, wenn sie sich nicht allem, was er thun wollte, wiedersetzt, und ihre alten närrischen Gebräuche jeder Neuerung vorgezogen hätte. Chaou war außerordentlich ruhmbegierig, aufgeweckten und immer gegenwärtigen Geistes: er verschloß sich auch nicht wie die übrigen indianischen Monarchen im Pallast, um sich der weibischen Zärtlichkeit und Faulheit zu überlassen. Seine erste Sorge, die er bey Antritt der Regierung hatte, war sich auf den Thron so fest wie nur immer möglich, zu setzen: seine ersten Angriffe geschahen also auf die Unterthanen selbst, doch durch sein kluges Verhalten wurde dieser bürgerliche Krieg in seiner Geburt erstickt, und verschiedene Städte, in welchen der völlige Aufruhr seinem Ausbruch nahe war, wurden durch die Vorrechte, die er ihnen zugestand, in den Grenzen ihrer Pflicht gehalten, dahingegen andere, die sich dem Gehorsam wirklich entzogen hatten, ohne viel Blutvergießen zu ihrer Pflicht angehalten wurden.

Ein Sankrat, dessen Würde ihn dreiste machte, war gegen den König eingenommen, und er sagte ihm ins Gesicht, daß seine Unterthanen wider ihn murrten, und vor der Strenge seiner Strafen zitterten. Der König hörte diesen Vorwurf ganz gelassen an, und schickte dem Sankrat einige Tage darauf einem großen Affen zu, ein Thier, welches die Siameser so sehr verabscheuen, mit dem Befehl ihn wohl zu füttern, und ihm in seinem Hause alles, was er wollte, thun zu lassen, bis auf weitern Befehl.

Befehl. Dieses schädliche Thier war kaum in des Sankrats Haus gekommen, als es auch die größten Verwüstungen anrichtete; es zerbrach eine große Menge chinesische Waaren, zerriß Tapeten, biß die Bedienten des Hauses, und schlug um sich. Kurz der Sankrat, dem diese Creatur länger unerträglich war, bat den König ihn von einem so schädlichen Gast zu befreyen. Was antwortete der Prinz, ihr könnt die Unbequemlichkeit von einem Affen nicht drey bis vier Tage aushalten, und ihr begehrt doch von mir, daß ich den Frevel meiner Unterthanen, der tausend Mal unerträglicher ist, als die Handlungen des boshaftesten Affens, auf meine ganze Lebenszeit ausstehen soll? lernet, daß, wenn ich die Bösen gut zu bestrafen weis, ich die Guten auch noch besser zu belohnen gelernet. In der That war auch keine Gnade zu nennen, die nicht ein ehrlicher Mann von ihm erwarten konnte, und er ließ niemals jemand unbelohnt, der entweder dem gemeinem Wesen, oder ihm selbst Dienste geleistet.

Er stillte die innerlichen Unruhen, und stellte sich an die Spitze seiner Armeen, um die Peguaner zu überwältigen, weil sie an den Grenzen von Siam viele Grausamkeiten verübt hatten. Indem er die fremden Einfälle in das Reich verhütete, zogen wieder innerliche Stürme auf. Der König hatte Verstand, und setzte sich in vielen Stücken über den Aberglauben der Talapoinen weg, welche dann nicht ganz ohne Grund befürchteten, daß ihr bisheriges Ansehen einem mächtigen Stoß leiden möchte, und faßten den grausamen Entschluß, ihren König zu ermorden. Sie hatten auch schon eine Ge-

legenheit ersonnen. An einem Hauptfeste versammelten sich alle Geistliche in dem Tempel, und der König sollte gegenwärtig seyn. Da es die Gewohnheit mit sich bringt, daß seine Leibwache ausser dem Tempel bleiben muß, und sie die Abrede genommen hatten, daß sie so bald der König mit fünf oder sechsen seiner Bedienten würde eingetreten seyn, die Thüren verschließen wollten, so glaubten sie auch gewiß, daß ihr Anschlag gelingen würde. Doch ein glücklicher Zufall machte diesen schändlichen Vorsatz zu nicht: es wurden nemlich zween Officiere voraus geschickt, welche die gemachten Anstalten untersuchen sollten; sie kamen in den Tempel, und erstaunten nicht wenig, über die ungeheure Menge Priester, welche versammelt waren, in noch größere Bestürzung geriethen sie aber, als sie sahen, daß alle Talapoinen unter ihren Mänteln Dolche versteckt hatten. Der König wurde so gleich davon benachrichtigt, und nachdem die Priester ihres Verbrechens überführt wurden, wurde der Tempel mit Soldaten umgeben, und andere hineingeschickt, um die Priester insgesammt nieder zu metzeln, welchem Befehle sie denn auch vollkommen nachlebten.

Diese Handlung des Königs konnte zwar nach den strengen Rechten entschuldigt werden, indeß legte man ihm nun doch den Charackter eines grausamen und blutdürstigen Fürsten bey, und die Priester gaben sich auch nicht viele Mühe, diese Meynung in den Gemüthern der Unterthanen auszulöschen. Von dieser Zeit an, warf der König einen Haß auf diese Geistlichen, und nochmehr verloren sie, weil eben damals drey Bischöffe in Siam

anlang-

anlangten, welche waren von Frankreich abgeschickt worden, um die christliche Religion auszubreiten. Diese Mißionarien waren aufgeklärte Männer, und sie wußten durch ihre Sitten und Betragen sich in solches Ansehen zu setzen, daß die Talapoinen alle Achtung, welche ihnen ehemals bewiesen wurde, einbüßten. Auch der Monarch selbst trug nicht wenig darzu bey, denn er beschenkte die Prälaten mit Grundstücken, und ertheilte ihnen die Erlaubniß ein Seminarium darauf zu erbauen. Des Königs Absicht dabey war, die Jugend da bilden zu lassen, und insbesondere in Sprachen. Auch die Unkosten, welche zur Erbauung einer Kirche nöthig waren, gab der König her, und alles dieß bestärkte jedermann in der Meynung, daß er das Christenthum wolle ausgebreitet wissen. Doch war der eigentliche Grund davon sein Haß gegen die Talapoinen, und seine Neigung zur Toleranz. Die Mahometaner begünstigte er eben so sehr, und wenn er selbst willens gewesen wäre seine Religion zu verändern, so würde er wahrscheinlich den Alcoran erwählt haben. Ein Fürst, der von einer Menge Kebsweiber umgeben ist, wird alle Mal die Religion ergreifen, nach welcher dieß kein Laster ist. Die Verwaltung der wichtigsten Affairen hatte der König einem Fremden aufgetragen, der eigentlich ein Christ von Geburt war, und Constantin Faulcon *) hieß. Es wird von diesem Mann sehr verschieden gedacht. Einige glauben, wenn sie seinen ehemals niedrigen Stand bedenken, daß er ganz außerordentliche Talente müsse gehabt haben, durch welche er sich die Hindernisse, welche den

*) S. Band 15 S. 52.

Menschen auf dem Wege zur höchsten Ehre hinderlich sind, hinweg geräumt habe: allein wie oft lehrt uns die Erfahrung, daß die Handlungen solcher zum Glück geborner Menschen ganz unüberlegt sind. Oft würden die Subordinirten eines Ministers vom ersten Range eine weit vernünftigere Stimme geben als der Minister selbst; ein Schwätzer schwingt sich zu Stellen und Bedienungen auf, zu denen er schlechterdings unfähig ist, und raubt sie dem Bescheidenen, der nicht im Stande ist, sich anzubieten.

Die französischen Priester, und insbesondere Tachard, erheben den Faulcon zu sehr, dahingegen andere europäische Nationen, denen er nicht so geneigt war, ihn mit allen nur zu erdenkenden Lastern belegen. Gewisse Tugenden muß man ihm zuerkennen: er war z. E. ein Verächter aller Reichthümer, und bediente sich derselben nur dann, wenn er seinen Ruhm dadurch vermehren konnte: er sammelte sich auch keine große Schätze, ohngeachtet er es durch die Handlung zur See, welche ihm war zuerkannt worden, es hätte leicht thun können. Er verließ die englische Kirche, und trat zur katholischen über, weil ihm die erste zu frey schien. Er war von mittlerer Statur, und seine Augen waren lebhaft und voll Feuer. Seine ganze Gesichtsbildung verrieth viel Geist, mit etwas nachdenkendem vermischt.

Zu der Zeit nun, als Faulcon am siamesischen Hofe glänzte, sprach man von einer Alianz, welche mit Frankreich geschlossen werden sollte. Die Politiker dachten über die Bewegungsgründe dazu sehr nach, und viele glaubten, Faulcon habe sich an den französischen Hof gewandt, um seine Größe durch

Bey-

Beyſtand deſſelben zu erhalten, oder ſich gar auf den Thron zu ſchwingen *). Da aber der Erfolg nicht ſo erwünſcht war, ſo entſtanden neue Unruhen, welche vor Siam außerordentlich nachtheilig waren. Die Feinde des Faulcon erwachten nun, und wandten alle nur erſinnliche Mittel an, ihn zu ſtürzen. Ein Malaye hinterbrachte dem König, Faulcon habe mit den Franzoſen deswegen einen Vertrag geſchloſſen, um eine große Conſpiration gegen den Staat, durch ihre Hülfe, zu vollziehen. Er fiel in Ungnade, und ſein weiteres Schickſal wird unten erzählt werden.

Der Prinz von Jaher, ein Vaſall von Siam, bot gleich alle ſeine Truppen an, um die Franzoſen aus Siam zu vertreiben: die Abſicht deſſelben war aber eigennützig, denn er wollte ſich unabhängig, oder gar zum Herrn von Siam aufwerfen. Die Holländer begünſtigten ſein Unternehmen. Allein der König von Siam verwarf das Anerbieten, und würde den Geſandten die Köpfe haben herunterſchlagen laſſen, wenn nicht Faulcon, welcher mit Recht befürchtete, daß dieß von übeln Folgen ſeyn könnte, es verhindert hätte.

Aufruhr der Makaſſaren.

Das Königreich Makaſſar lag auf der Inſel Celebes, und weil es ſeiner Produkte und des Handels wegen ſehr einträglich war, bemächtigten ſich die Holländer deſſelben, verjagten die Unterthanen und den König ſelbſt. Ein Sohn des Königs, der

*) Man ſehe den vorhergehenden Band.

nach Siam flüchtete, und da vom Könige sehr groß-müthig aufgenommen wurde, bekam nicht weit von der Hauptstadt ein Territorium von beträchtlichem Umfange für sich und seine Landsleute ein, um es nach Gefallen anzubauen. Der Ort war so gewählt, daß sie den Malayen nahe waren, welche, weil sie auch Mahomedaner waren, ihnen behülflich seyn, und ihnen mit ihren Kirchen dienen konnten. Ohngefähr 5 Jahre vorher war ein Anschlag wider das Leben des Chan Naraye gemacht worden, in der Absicht, den jüngsten seiner beyden Brüder auf den Thron zu setzen. Die Verschwörung wurde entdeckt, und Naraye war so großmüthig, den Prinzen von Makassar, welcher daran Theil gehabt, völlige Gnade widerfahren zu lassen. Daen, so hieß der Prinz, hielt sich aber, nachdem er auf freyen Fuß war gesetzt worden, für sehr furchtbar, und glaubte nicht, daß der König von Siam aus bloßer Gnade so gehandelt habe, und ohne die geringste Empfindung von Dankbarkeit, ließ er sich in eine neue Verschwörung ein. Er fand bald durch allerhand Kunstgriffe und Versprechungen Theilnehmer, und sogar die drey Prinzen von Champa, welche vom siamesischen Hofe gleichfals als Flüchtlinge waren aufgenommen worden, waren auf des Daen Seite. Den Bruder des Königs wollten sie dann auf den Thron setzen, und ihn nöthigen, ein Mahomedaner zu werden, oder ihn gar hinrichten; sie selbst wollten aber die Regierung führen. Dann sollten alle Einwohner von Siam sich entweder zur mahomedanischen Religion bekennen, oder sterben.

Einer

Einer der Prinzen von Champa bekleidete eine ſehr beträchtliche Stelle am Hofe; er war der jüngſte und das Haupt der Verſchwörung. Er war noch zu jung, um die Gefahr, in welche er ſich begab, einzuſehen, und die glücklichen Folgen, welche er ſich durch Ausführung ſeines Laſters verſprach, ließen nicht zu, der Vernunft zu folgen. Er verließ ſich auf den Rath eines ſehr kühnen Malayen, der nichts zu verlieren hatte. Zugleich überredete er einen Prieſter, an der Verſchwörung Theil zu nehmen. Dieſer richtete durch Erzählung abergläubiſcher Träume ſehr viel aus. Er gab vor, daß er am Himmel ein Zeichen geſehen, welches, wie er aus Erfahrung wiſſe, ihrer Nation etwas ſchreckliches andeute. Drey Monate lang prägte er dem Volke die fürchterlichſten Vorſtellungen ein, doch ließ er ſich von ſeiner eigentlichen Abſicht nicht eher etwas merken, bis er glaubte es ſicher thun zu können. Nur 300 Malayen waren nicht auf ſeiner Seite; alle übrigen hatte er in ſolchen Religionseifer geſetzt, daß ſie ſich zu allem verſtanden. Als die Sachen in dieſer Lage waren, ließ er die drey Oberhäupter der Verſchwörung zu ſich rufen, um mit ihnen zu überlegen, was in Anſehung derer, die ihnen nicht beytreten wollten, zu thun ſeyn möchte; und es wurde beſchloſſen, daß man, wenn der Anſchlag zum Ausbruch reif geworden, die 300 Malayen mit den übrigen verſammeln wolle, und man glaubte, daß ſie nicht ſtandhaft bleiben würde, wenn ſie ſähen, daß alle ihre Landsleute die Partey der Conſpiration ſo einmüthig ergriffen. Zugleich waren ſie willens, alle Gefängniſſe zu öffnen, und die Galeerenſklaven in Freyheit zu ſetzen, welche die tapfer-

pferſten Soldaten, ihrem Vermuthen nach, werden würden. Da es ihnen an Gelde fehlte, ſo wollten ſie ſich zuerſt des Palaſtes und der Schatzkammer bemächtigen, und dann ihre Mitglieder durch ſtarke Belohnungen immer bereitwilliger zu machen ſuchen.

Der Tag, an welchem alles ausgeführt werden ſollte, kam endlich, und die beyden Prinzen ſchrieben ihrem Bruder, der mit dem Hofe in Louvo war, daß er ſich unverzüglich entfernen, und einen ſichern Aufenthalt ſuchen ſollte. Der Brief kam in der Nacht an, und der Ueberbringer machte ſich, ohne den geringſten Aufenthalt, gleich wieder auf den Rückweg. Der Prinz, welcher keinen Theil an der Verſchwörung hatte, vermuthete gleich, daß der Brief Dinge von ſehr großer Wichtigkeit enthalten müſſe, und deswegen lieferte er ihn uneröffnet in die Hände des Miniſters Faulcon, der dann, ohne Zeit zu verlieren, dem Könige Nachricht davon gab. Dreytauſend Mann wurden gleich zur Vertheidigung des Schloſſes in Siam abgeſchickt, die Leibgarde beſetzte Louvo, und Forbin bekam in Bankok Poſten, welcher Ort von großer Wichtigkeit war.

Die Verſchwornen wußten nicht, daß die Sache verrathen war, und verſammelten ſich deswegen, um ihren Plan auszuführen. Sobald aber die 300 Malayen die Abſicht ihrer Fürſten merkten, wollten ſie ihnen nicht gehorchen, ſondern bezeigten einen Abſcheu an einer ſolchen Undankbarkeit gegen den König, als ihren Wohlthäter; ſie ſchworen, daß ſie lieber den letzten Blutstropfen aufopfern wollten, als eine ſolche Schandthat begehen. Die Prinzen ſahen nun ein, daß ſie verrathen ſeyn müßten; und

nach

nach einer kurzen Unterſuchung, um alle Umſtände zu erfahren, bekannte einer der vornehmſten Mitverſchwornen alles; doch ließ er ſich erſt Pardon verſprechen, der ihm dann auch ertheilt wurde. So gefährlich dieſe Verſchwörung für den König hätte ausfallen können, und ſo gut es vielleicht geweſen wäre, die Aufrührer auf das empfindlichſte zu beſtrafen, ſo war der König dennoch ſo gnädig, einen allgemeinen Pardon denen anzukündigen, die binnen vier Tagen ſich einſtellen, und ihre Mitverſchwornen angeben würden. Die Malayer nahmen dieſe Gnade an, die Makaſſaren hingegen blieben hartnäckig, und wollten lieber ſterben, als ſich unterwerfen. Die Prinzen blieben gleichfalls hartnäckig, und es kam endlich ſo weit, daß der König von Siam viele Truppen aufbieten mußte; ſo gern er auch die Colonie der Makaſſaren geſchont hätte, ſo war es doch nicht möglich, indem ſie gar keine Vorſchläge annahmen; alle wurden daher niedergeſäbelt: nur die Söhne der Prinzen blieben am Leben, und Tachard nahm ſie mit nach Frankreich, wo ſie bey der Marine Dienſte thaten. Der Graf Farbin that ſehr viel durch ſein gutes Commando, und es blieben von der ſiameſiſchen Armee nur 17 Mann, unter denen ſieben Europäer waren. An einigen gefangenen Makaſſaren ließ der König exemplariſche Strafen vollziehen. Sie wurden unbarmherzig mit Stöcken zerſchlagen, und mit eiſernen Zacken fuhr man ihnen unter die Nägel; man zerbrach ihnen alle Gelenke an den Fingern, verbrannte ihnen das Fleiſch an ihren Armen, und klemmte ihre Schläfe zwiſchen zwey Bretern zuſammen. Und alles dieſes litten ſie mit ungemeiner Standhaf-

haftigkeit. Hierauf wurden sie Morgens um sieben Uhr ganz nackend auf die Erde gelegt, an Händen und Füßen gebunden, und ein Tyger auf sie losgelassen. Allein das Thier beroch nur einen nach dem andern, und wollte durch einen Sprung über die Einfassung setzen, die 15 Fuß hoch war. Weil den Hinrichtern die Zeit zu lange wurde, so brachten sie zu Mittage das Thier etwas auf die Seite, und befestigten die Körper der Missethäter an dicke Pfähle, in der Meinung, daß diese Stellung das Thier mehr grimmig machen würde. Drey davon tödtete der Tyger noch vor der Nacht, den vierten aber noch vor dem Morgen. Man hörte auch nicht die geringste Klage von ihnen, auch ließ keiner eine Thräne fallen. Einem fraß der Tyger das Bein an, doch er zuckte nicht einmal. Der andere ließ sich alle Gebeine seines Rückens zerbrechen, ohne eine Klage hören zu lassen. Der dritte ließ das Blut, das von seinem Gesichte herabfloß, den Tyger auflecken, und sah ihn dazu mit unverwandten Augen an. Nur einer gieng um den Pfahl herum, um den Anblick der Bestie zu vermeiden; allein er starb endlich mit eben solcher Geduld und Entschloßenheit, als die andern gethan hatten.

Das vortrefliche Betragen des Ministers Faulcon machte, daß ihn alle Siameser mit einer schreckenvollen Bewunderung ansahen. Die Großen, die ihn seines Ranges und wegen der davon abhangenden Vortheile am meisten beneideten, erwiesen ihm fast eben so große Ehrenbezeugungen, als dem Könige selbst. Und sein Glück noch vollkommener zu machen, langten gerade um selbige Zeit (1688) im Konigreiche Siam die erwarteten franzöſi-

zösischen Truppen an, 800 Mann an der Zahl und unter dem Commando vortreflicher Officiers, an deren Spitze der berühmte des Farges stand. Der König räumte ihnen so gleich die Schlösser Bankok und Margui ein, und lieferte ihnen im Ueberfluß alles, was sie brauchten, um dieselben nach europäischer Art zu befestigen.

Nun setzte Constanze seinen Hofnungen gar keine Schranken mehr; er verließ sich auf die Franzosen, und auf ihre Ergebenheit gegen ihn und sein Interesse so sehr, daß er mit den Siamesern nicht die mindesten Umstände mehr machte. Er begegnete ihnen mit Härte und Uebermuth. Dieses von Natur folgsame und nachgebende Volk ließ nicht das mindeste Merkmal einer Unzufriedenheit blicken: aber im Herzen war es äußerst aufgebracht und unwillig, wenn es die Begegnungen, die der König und seine Minister ihm widerfahren liessen, mit den Liebkosungen verglich, die dieser Prinz an die Ausländer verschwendete. Die Talapoinen breiteten unter der Hand das Gerücht aus, die Franzosen wären blos nach Siam gekommen, um die christlichen Mißionarien zu unterstützen, und die unglücklichen Siameser zu Annehmung des Gesetzes Christi zu zwingen: sie sagten weiter, mit Hülfe derselben würde der König, dessen Haß gegen seinen Bruder eine bekannte Sache war, einen seiner Günstlinge der Monpit hieß, ihnen zum Thronfolger aufdringen. Die Reden der Talapoinen, welche man in Siam für himmlische Männer hält, machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther aller. Der Haß der Nation gegen Constanzen, Monpit und die Franzosen hatte die höchste Stuffe er-

erreicht, und alles kündigte eine Revolution an, die auch nicht lange darauf zum Ausbruch kam.

Es befand sich damals bey Hofe ein Mandarin, von der Klasse der Oc-Pra, namens Pitarcha. Dieser hatte sich durch seine Ergebenheit gegen die Religion und Gebräuche seiner Vorfahren, bey den Talapoinen, bey den Großen, und bey dem Volk in ungemeines Ansehen gesetzt, und er war nicht minder beliebt beym Könige, der sein Milchbruder war. Pitracha verbarg unter dem blendenden äußerlichen Scheine der Bescheidenheit, der Einfalt in den Sitten, und der Abneigung gegen weltliche Hoheit, einen unermeßlichen Ehrgeitz. Seine Aufführung war sehr regelmäßig nach einmal gemachten Begriffen, und seine Sitten äußerst strenge. Er war ehedem in den Orden der Talapoinen getreten, hatte aber denselben nachher bloß auf Verlangen des Königs verlassen, welcher ihn sehr hoch schätzte. Ob er sich nun gleich an den Hof begeben, so unterließ er doch nicht, von Zeit zu Zeit noch immer die Gesellschafften der Talapoinen in ihrer Einsamkeit zu suchen, um seine Gedanken desto beßer zu sammeln. Hier nun schüttete er sein Herz vor diesen Geistlichen aus, und seufzte mit ihnen über die Gnade und den Schutz, der den Christen widerfuhr. Dergleichen Reden machten ihn bey den Talapoinen ungemein beliebt, und sie betrachteten ihn als den Beschützer der Religion seines Landes, rühmten überall seine Treue gegen das Vaterland, nebst seinen übrigen großen Eigenschafften.

Pitracha, der der Zuneigung und Hochachtung der Siamaser versichert war, merkte indessen wohl, daß es eben nichts unmögliches wäre, eine Revolu-

tion

tion zu erregen, vermittelſt deren er ſeine Anſprüche auf den Thron geltend machen könnte. Denn er behauptete aus dem alten Stamm der Könige von Siam entſproſſen zu ſeyn, und beſchuldigte die Vorfahren des regierenden Königs, daß ſie ſeinen Anherren die Krone entriſſen, und alſo bishero beſtändig nur uſurpirt hätten. Alles kam ſeinen Abſichten zu ſtatten. Der König war von ſo ſchwachem und zärtlichen Geſundheitszuſtande, daß er allem Anſehen nach nicht lange mehr leben konnte. Die Prinzen, ſeine Brüder, die man als Erben des Reichs betrachtete, hatten weder Muth noch Geiſt. Die Prinzeſſinn war vermöge der Staatsgeſetze vom Thron ausgeſchloßen. Der einzige Monpit, dem der König die Krone zugedacht hatte, ſchien ihm noch fürchterlich zu ſeyn, und zwar wegen des Beyſtandes von Seiten Conſtanzens und der Franzoſen, die ſeinen Gedanken nach dieſen jungen Menſchen äußerſt ergeben waren.

Pitracha betrug ſich mit ungemeiner Klugheit und Vorſicht gegen alle Parteyen, und keine von allem hatte einigen Verdacht des Ehrgeitzes auf ihn. Den Anhängern der Prinzen gab er zu verſtehen, es wäre Zeit, daß ſie für ihr Beſtes ſorgten, und damit zu Werke ſchritten; ſie müßten alles wagen, um die Krone bey den rechtmäßigen Erben zu erhalten. Die Prinzen ſetzten auch ein deſto größeres Vertrauen in ihn, weil ſie ihn für den rechtſchaffenſten Mann unter der Nation, und für einen mächtigen und getreuen Freund hielten. Währender Zeit ſchmeichelte ſich der liſtige Mandarin auch bey dem Monpit ein. Er wurde nicht müde, dieſem jungen Menſchen vorzuſtellen, es wäre nichts, was

ihn bey den Siamesern so verhaft gemacht hätte, als einzig und allein seine Verbindung mit Faulcon; die Nation würde auch nimmermehr zugeben, daß der Sklave eines Ausländers, (so nannte er ihn) auf den Thron gelangte; das einzige Mittel daher, die Hand der Prinzeßinn, welche einen Abscheu vor den Christen hätte, noch zu verdienen, wäre, daß er nicht allein mit Faulcon und den Franzosen bräche, sondern auch mit ihm sich vereinigte, um diese Ausländer, die bloß nach Siam gekommen wären, sich des Königreichs anzumassen, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Monpit ließ sich in der Schlinge fangen, und trat Pitrachas Absichten bey, Constanzen und die Franzosen zu stürzen.

So behutsam und geschickt Pitracha auch war, so konnte er doch unmöglich eine so mächtige Partey zusammen bringen, ohne daß Constanz irgend eine ungewöhnliche Bewegung hätte wahrnehmen sollen. Allein dieser Minister hegte eine solche geringschätzige Meinung von der siamesischen Nation, und insonderheit eine solche Verachtung gegen den Mandarin Pitracha, den er einem Talapoin nannte, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, den Absichten dieses Mandarins gehörig nachzuforschen. Ueberdies setzte er auch in den Beystand der Franzosen ein so großes Vertrauen, daß er keinen Augenblick zweifelte, es solle ihm mit einer Handvoll solcher tapfern Ausländer, zumal da er von dem Namen seines Konigs unterstützt wurde, gar nicht sauer werden, seine Absichten durchzusetzen, und alle seine Feinde zu schanden zu machen. Er hörte auch nicht auf, seinem Herrn die nemlichen Gedanken und Gesinnungen beyzubringen. Er be-

rede-

redete ihn die Tapferkeit dieſer Europäer wäre ſchon allein vermögend, ihn nicht allein auf ſeinem Thron zu beſchützen, ſondern auch in den Stand zu ſetzen, daß er unumſchränkt über dieſelben nach ſeinem Tode gebieten könnte; er ſolle ſie daher nur näher an den Hof ziehen, und die vornehmſten Bedienungen des Königreichs unter ſie austheilen.

Der König, der ſich von der Herzhaftigkeit, von der Treue und den Talenten der Franzoſen den vortheilhafteſten Begriff gemacht hatte, ließ ſich überreden, und erſuchte Ludwig den Vierzehnten, den er niemals anders als den großen König nannte, um neue Truppen, und inſonderheit um eine Compagnie von 200 Mann, denen er die Leibwache bey ſeiner Perſon beſonders anvertrauen wollte. Conſtanz triumphirte in ſeinen Gedanken; je mehr er Franzoſen nach Siam zog, deſto mehr glaubte er ſich die Wege zu bahnen, die ihn zu den erhabenſten Glück leiten ſollten.

Allein ein unvermutheter Zufall machte die Abſichten dieſes Ehrgeizigen zu ſchanden, und ſtürzte ihn in einen Abgrund von Unglücksfällen. Der König verfiel zu Anfange des Jahrs 1688 in eine Krankheit, deren Zufälle tödlich zu ſeyn ſchienen, und die Parteyen, die ſich vorher in der Dunkelheit und Stille zuſammen gezogen hatten, fiengen nunmehr an, ſich öffentlich thätig zu beweiſen. Der kluge Pitracha der auf alle Fälle ſehr aufmerkſam war, zog unter der Hand Truppen zuſammen und häufte Geld und Kriegsvorräthe auf, um ſich den Augenblick, wenn der König den Geiſt aufgeben würde, in den Beſitz des Throns zu ſetzen; jedoch verbarg er ſeine Abſichten unter dem äußerlichen Scheine

der lebhaftesten und zärtlichsten Ergebenheit gegen die Person des Königs, dem er zu verstehen gab, er rüste sich blos in der Absicht, um ihn wieder die Faction der Prinzen zu vertheidigen, welche von Tage zu Tage immer mächtiger würde. Unter diesem Vorwand erhielt er von den Aufsehern der königlichen Magazine, Pulver und andere Kriegsbedürfnisse; allein der Gouverneur der Hauptstadt verrieth die Absichten des Pitracha. Er benachrichtigte Constanzen, dem er gänzlich anhieng, daß der Ocpra an der Spitze einer mächtigen Armee stünde, und die ganze Nation begünstige ihn, weil ein jeder glaubte, er handle blos zum Besten der Religion, des Vaterlandes und der rechtmäßigen Kronerben.

Damals befand sich der Minister in einer seltsamen Verlegenheit; er wußte nicht, wozu er sich entschliessen sollte. Wollte er das Haupt der Mißvergnügten in Verhaft nehmen, und ihm seinen Proceß machen lassen, so setzte er sich in Gefahr, zu sehen, daß sich die ganze Nation zur Vertheidigung eines Mannes empören könnte, den sie als ihren Helden betrachteten. Und nächstdem fragte sichs auch, ob der König, der diesen Mandarin liebte und ihn für den getreuesten seiner Unterthanen hielt, allen Beschuldigungen, die man ihm aufbürden möchte, Glauben beymessen, und in seine Bestrafung willigen würde. Wollte er auf der andern Seite die gefährlichen Unternehmungen dieses Oberhauptes der Verschwörung vertuschen; so würde er ihm dadurch selber die Mittel in die Hände geben, seine Absichten glücklich auszuführen. Constanz, der von Natur dreist und unerschrocken war, faßte

den

den Entſchluß, ſeinen Feind in Verhaft nehmen zu laſſen, weil er aber wohl einſah, daß die Siameſer zur Ausführung dieſes Vorhabens in Ewigkeit keine Hand anlegen würden; ſo nahm er ſeine Zuflucht zu den Franzoſen.

Er ſchrieb an Desfarges, und erſuchte ihn, nach Hofe zu kommen, indem er ſich mit ihm über Angelegenheiten von der äußerſten Wichtigkeit zu beſprechen hätte. Desfarges folgte der Einladung des Miniſters ſo gleich, und langte bald darauf zu Louvo an, wo ſich der Hof damals aufhielt. Hier benachrichtigte ihn Conſtanz von der Verſchwörung, die man wider den König, wider die chriſtliche Religion, und wider die Franzoſen angeſponnen hatte, und erſuchte ihn um ſeinen Beyſtand wider die Verſchwornen. Desfarges bot ihm ohne Bedenken ſeine eigene Hülfe und ſeine Franzoſen an. Sie trafen alſo beyde mit einander die Abrede, daß der General nach Bankok zurück kehren, daß er ſelbſt 80 Mann von den Beherzteſten unter ſeiner Beſatzung ausleſen, und an deren Spitze ſich in Louvo einfinden ſollte, um den Pitracha in Verhaft zu nehmen. Beyde Männer glaubten ganz gewiß, daß dieſer dreiſte Streich den Rebellen auf einmal eine Furcht einjagen, und die Unruhe, die Beſtürzung und das Schrecken unter jeder Partey ausbreiten ſollte. So bald ſie dieſe Maasregeln, die ſie zur glücklichen Ausführung ihres Vorhabens für die bequemſten hielten, verabredet hatten, trennten ſie ſich, Desfarges reiſte nach Bankok zurück, und brach von da nach etlichen Tagen mit einem Detachement wieder auf.

Indem er aber durch Judia marschirte, ward er auf einmal durch einen blinden Lerm von dem Tode des Königs zurückgescheucht. Zugleich hieß es, Pitracha hätte sich der Regierung bemeistert, und Constanz hätte unter der Macht seines Nebenbuhlers erliegen müßen. Unter solchen Umständen, meinte Desfarges wäre es der Klugheit gemäß, sich von dem ihm anvertrauten Platze nicht zu entfernen. Er schrieb an Constanzen, da ihm bey der in der Regierung vorgefallenen Revolution sein Beystand nunmehro unbrauchbar geworden wäre; so stünde er im Begrif nach Bankok zurückzukehren, um einen Platz zu behaupten, von dessen Sicherheit das gemeinschaftliche Schicksal aller in Siam befindlichen Franzosen abhienge. Vergebens antwortete Constanz dem französischen General, um ihm seinem Irrthum in Ansehung der ausgesprengten falschen Nachricht von dem Ableben des Königs zu benehmen, und ihm anzuliegen, daß er dem Prinzen und der Religion zu Hülfe kommen sollte; Desfarges ermahnte den Minister, statt ihm eine andere Antwort zu geben, daß er auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn, und sich mit seiner Familie und seinen Schätzen je eher je lieber, nach Bankok retten möchte: (dies war auch vielleicht das einzige, wozu Constanz hätte greiffen sollen;) allein dieser ehrgeizige Mann konnte es nicht über sein Herz bringen, alle die großen Hoffnungen und Absichten auf einmal fahren zu lassen. Er that dem Desfarges die Erklärung, er würde nimmermehr von einem Könige weichen, der ihn mit so vielen Ehrenbezeigungen und Wohlthaten überhäuft hätte.

Freylich

Freylich kam auch der Umſtand dazu, daß Conſtanz noch nicht das mindeſte verloren gab. Er war faſt der Meynung, wenn er es dahin bringen könnte, den König zu bereden, einen von ſeinem Brüdern zu ſeinem Nachfolger zu erwählen, ſo würde ſich alles wieder in Ordnung fügen.

Man muß es ſich nicht Wunder nehmen laſſen, daß der Miniſter in Abſicht auf die Thronfolge anderer Meynung war; Monpits Verſtändniße mit dem Oberhaupt des Verſchwornen ſprachen ihn nur allzuſehr frey von den Verſprechungen, die er dem adoptirten Sohn des Königs ehedem etwan gethan haben mochte.

Indeſſen war der Weg, auf dem der Miniſter gieng, ſehr bedenklich. Wie ſollte er einem ſtolzen, mißtrauiſchen, und über ſeine Auctorität eiferſüchtigen König einen Antrag, der für ihn unfehlbar kränkend ſeyn mußte, annehmlich machen? Inſonderheit mußte ihm die Wahl, zu der man ihn bereden wollte, um deſto verhaßter vorkommen, weil ihm Pitracha nur erſt vor kurzem den ſchrecklichſten Argwohn gegen ſeine Brüder beygebracht hatte. Man muß geſtehen, daß Conſtanz die Sache mit aller möglichen Behutſamkeit, und wie es ein Mann von ſo feiner Politik thun mußte, anfieng. „Gnädigſter Herr, redete er den ſterbenden König an, ich kann es dir unmöglich verſchweigen, daß ſich an deinem Hofe Cabalen zu entſpinnen anfangen, die wohl fähig ſeyn dürften, große Verwirrungen anzurichten. So lange du noch geſund und bey Kräften wareſt, iſt deinen ſcharfſichtigen Augen nichts entgangen und deine unruhigen Unterthanen haben gleiches Schickſal mit deinen Feinden gehabt;

alle haben sich unter deine Macht beugen müssen. Itzt aber, da dich die Krankheit abhält deine Thätigkeit zu beweisen, jetzt scheint es, als ob man deine königliche Gewalt nicht mehr so achtete. Die Grossen, weil sie denken, daß du nicht unsterblich bist, sorgen für ihr künftiges Bestes, und jeder hängt sich an denjenigen Kronprätendenten, von dem er sich am meisten Gnadenbezeigungen verspricht: die Gemüther sind uneinig, und auf einander erbittert. Das einzige Mittel sie in Zaum zu halten, wäre wohl, wenn du einen Thronfolger ernennen wolltest, vor dem sie Ehrfurcht haben müßten. Derjenige, den du mit deiner Wahl beehrtest, würde in Betracht der Größe dieser Wahl, deinem Interesse unverbrüchlich zugethan seyn, und sowohl über dein Bestes, als über das Glück des Staats wachen; hiermit würden die Wolken, die uns jetzt ein Ungewitter drohen, gar bald zerstreuet, und die Ruhe bey Hofe so wohl, als im Königreiche wieder hergestellt werden. Uebrigens, gnädigster Herr, müßte deine Wahl wohl eine Person treffen, die der Nation angenehm wäre. Du möchtest deine Augen wohl auf einem deiner Brüder werfen. Ich weiß zwar die gerechten Ursachen, die dich davon abhalten, gar wohl; allein du müßtest deine Empfindlichkeit der Ehre deiner Familie, und der Ruhe des Königreichs aufopfern, welche durch die Erwählung jeder andern Person leicht gestört werden könnte.„

So dringend auch diese Vorstellung war, so war doch der König schlechterdings nicht zu bereden, daß er einen von seinen Brüdern zu seinem Erben ernannt hätte; so unversöhnlich war der Haß, den

er

er gegen ſie hegte. Um jedoch dem Miniſter zu beweiſen, wie ſehr er übrigens willfährig wäre, ſeinem wohlgemeynten Rathe zu folgen; ſo ernannte er ſeine Tochter zur Königinn nach ſeinem Ableben, indem er ihr die Freyheit ließ, ſich denjenigen von ihren Onkeln, der nach ihrem Gutbefinden der Krone und ihrer Hand am meiſten würdig wäre, zum Gemahl zu erwählen. Allein eine ſolche Verfügung war in der That ſchon eine Uebertretung der Staatsgeſetze, vermöge welcher die Frauenzimmer von Throne ausgeſchloſſen ſind; überdies war auch dem Uebel dadurch noch gar nicht abgeholfen, daß er nach ſeinem Ableben, der Tochter die Erwählung des Königs anheimſtellte. In der That wurden die Großen ungewiß, für wen ſich die Prinzeßinn erklären würde, und blieben daher keinem von beyden Prinzen getreu, aus Furcht, daß ſie ſich an den unrechten halten könnten. Die meiſten entfernten ſich ſo gar deſto mehr von ihnen, und erkannten niemanden mehr für ihr Oberhaupt, als den Pitracha oder den Monpit.

Ob nun gleich die Partey des letztern nicht ſo mächtig war, als der Anhang des Pitracha; ſo war ſie doch immer noch beträchtlich genug. Monpit hatte Truppen und Geld. Bisher hatten die beyden Oberhäupter der Parteyen mit Conſtanzen und den Franzoſen in Gemeinſchaft gelebt, und waren dem Anſehen nach Freunde geweſen; aber nunmehr wurden ſie bald uneinig. Monpit, der die hinterliſtigen Abſichten des Pitracha errathen hatte; ſah wohl ein, daß ihn dieſer Mann, an ſtatt ihn zu begünſtigen, vielmehr am Ende

zum Schlachtopfer seines Ehrgeizes machen würde, wofern er nicht auf seiner Huth wäre. Weil er nun dieses befürchtete, so that er alles mögliche, seinen Anhang zu verstärken, und seine Creaturen zu den vornehmsten Bedienungen zu erheben, indem er alsdenn von ihnen einen desto kräftigern Beystand zu erhalten hofte. Pitracha traf seiner Seits gleiche Anstalten: aber Monpit, weil er bey dem Könige mehr galt, erlangte mehr Gnadenbezeugungen von ihm für seine Anhänger. So sehr sich nun auch übrigens der Ocpra zu verstellen wußte, so konnte er sich doch nicht enthalten, seinen Verdruß ausbrechen zu lassen. Er that dem Monpit einen empfindlichen Schimpf über den andern an.

Der Favorit, dem dies aufs äußerste verdroß, fand kein anderes Mittel sich zu rächen, als daß er auf der Stelle hingieng und dem Könige die Verschwörung entdeckte. Er bekannte diesem Fürsten mit thränenden Augen, er habe sich von dem Heuchler Pitracha selber verführen lassen, und die Absicht desselben sey, den König in Verhaft zu nehmen, und Constanzen sammt allen Franzosen zu ermorden. Zum Lohne für seine Verbindungen mit dem Oberhaupte der Rebellen, fuhr Monpit fort, hätte man ihn mit der Hoffnung getäuscht, daß er die Prinzeßinn zur Gemahlinn erhalten sollte; nunmehro aber sey er hinter des Pitracha Schliche gekommen, und wisse gewiß, daß dieser ehrsüchtige Mandarin das Project geschmiedet hätte, die Prinzeßinn selber zu heyrathen, die königliche Familie auszurotten und sich des Thrones zu bemächtigen. Man weis nicht, aus was für einem Bewegungsgrunde

er

er noch hinzusetzte, es könnte die Verschwörung Constanzen nicht unbekannt seyn.

Dem sey indessen, wie ihm wolle, genug, der König, der sich in Absicht auf die Staatsverwaltung gänzlich auf Constanzen verlassen hatte, bezeigte sich sehr unwillig, daß ihm dieser eine so gefährliche Verschwörung verschwiegen hätte. Er ließ den Minister auf der Stelle zu sich holen, und machte ihm die bittersten Vorwürfe; aber Constanz fand keine Schwierigkeit, sich zu vertheidigen. Er überzeugte den König, daß er sich einzig und allein durch die Furcht, seine Leiden bey dem unangenehmen Zustande, worein ihn die Krankheit versetzte, zu vermehren, davon hätte abhalten lassen; über dieses habe er auch alle Maaßregeln, welche die Klugheit erfoderte, bereits genommen, daß die Absichten der Verschwornen scheitern sollten, nur daß er bey den Franzosen den Beystand nicht gefunden, den er von ihnen doch mit allem Recht erwartet hätte. Zugleich benachrichtigte er den König von der Verabredung, die er mit Desfarges getroffen und von den Ursachen, die den französischen General bewogen hätten, sich in seine Festung zurück zu begeben. Er setzte hinzu, man habe ihm zwar eine Freystatt in Bankok angeboten; er betheuerte aber dem Könige, daß ihn nichts auf der Welt bewegen sollte, einen Herrn zu verlassen, dessen Händen er sein ganzes Glück schuldig wäre.

Bey diesen Worten fieng der König an, sein Schicksal zu beweinen. Er klagte, daß er von seinen Unterthanen verlassen würde; aber Constanz fiel ihm in die Rede: „Gnädigster Herr, sagte er, jetzt ist es nicht Zeit, den Thränen und dem

Kummer

Kummer Raum zu geben, du mußt dich vielmehr thätig beweisen, insonderheit aber verschwiegen seyn. Das erste Mal, wann der treulose Pitracha den Fuß wieder in dein Zimmer setzt, mußt du ihn gefangen nehmen, und an ihm ein Exempel statuiren, das die unruhigen Köpfe auf ewig schreckt. Die Verschwornen werden alsdann durch die Bestrafung ihres Oberhauptes furchtsam werden und sich zerstreuen; alles wird zu seiner Pflicht zurückkehren, und du wirst mit gröſſerer Auctorität regieren, als jemals. „

Der König von Siam war selber der Meynung, daß es sich nicht anders thun ließe; man traf demnach alle Anstalten, um den Pitracha folgenden Tag, (als den 18ten Maymonats 1688) in Verhaft zu nehmen. Constanz trennte sich vom König, indem er ihn innständig um Verschwiegenheit bat, auf welcher der Erfolg des ganzen Unternehmens beruhte. Der Prinz versprach ihm auch, seinem gut gemeynten Rathe zu folgen. Allein kaum war der Minister hinweg gegangen, so war auch der König, dessen Geisteskräfte durch seine langwierige Krankheit geschwächt worden, seiner selbst nicht mehr so mächtig, daß er hätte schweigen können. Er hieng der Bekümmerniß und der Empfindlichkeit gänzlich nach; bald beschwerte er sich über den Pitracha und seine Mitschuldigen, und bald drohte er ihnen die erschrecklichsten Todesstrafen an.

Der gröſte Theil von den Hausbedienten, die sich zunächst um den König befanden, hatten sich bereits dem Oberhaupte der Verschwornen gleichsam verkaufet. Sie hatten also die Klagen ihres Herrn nicht so bald vernommen, so gaben sie dem

Pitracha

Pitracha die Nachricht, der König hätte eine sehr lange und sehr geheime Conferenz mit Monpit und Constanzen gehalten; und seit dem hätte sich der Monarch überaus unruhig und verdrüßlich bezeiget und wäre nicht müde geworden, von ihm, wie von dem lasterhaftesten und treulosesten Bösewicht unter allen Menschen, zusprechen. Bey dieser Nachricht zweifelte Pitracha keinen Augenblick mehr, daß die Verschwörung verrathen, und er für seine Person verloren wäre, wofern er nicht in aller Eile dem Könige zuvorkäme. Ob es nun gleich damals schon über Mitternacht war, so gieng er doch mit einer solchen Geschäftigkeit zu Werke, daß er binnen weniger als zwo Stunden seine Anhänger beysammen hatte, und hierauf an deren Spitze gerades Weges nach dem Palaste marschirte.

Der Mandarin hatte seine Partey so genau an einander gekettet, er hatte unter der Leibwacht und den Hausbedienten des Königs so viel Verräther gemacht, daß ihm, so bald er sich nur sehen ließ, alle Thore des Palastes geöffnet wurden. Er bemächtigte sich, ohne den allermindesten Wiederstand zu finden, der Person des sterbenden, verrathenen und verlaßnen Königs.

Das Geschrey von diesem verwegnen Unternehmen kam Constanzen gar bald zu Ohren. Er konnte nicht ohne Entsetzen sehen, daß sein ganzes Glück sammt allen seinen Projecten durch die Gefangennehmung des Königs und den Triumph des Pitracha zu Grunde gehen sollte. An statt also nach Bankok zu entfliehen, wozu ihm alle Wege offen standen, faßte dieser unerschrockne Mann den verzweifelten Anschlag, daß er entweder die Ketten des

Monar-

Monarchen zerbrechen, oder selbst über diesem Unternehmen sein Leben aufopfern wollte. Im übrigen war dieser Anschlag so ganz chimärisch eben nicht. Mit etwan sechzig Mann Franzosen, Engländern und Portugiesen, die Constanz auf seine Kosten unterhielt, hofte er die Thore des Palastes aufzusprengen, sich mitten durch die siamesische Soldateske freyen Weg zu machen, und den König aus ihren Händen zu reissen. Er trat also mit seinem Gefolge den Marsch wirklich an, Pitracha, der sich eines so kühnen Streiches gar nicht versah, hatte nicht daran gedacht, die Zugänge zum Palaste zu verwahren. Der tapfre Europäer war bereits bis in den zweyten Vorhof gedrungen, indem er alles, was ihm in den Weg kam, in die Flucht jagte, als er auf einmal gewahr wurde, daß ihn die Engländer und Portugiesen verlassen hatten. In dem nämlichen Augenblicke ward er von einer zahlreichen Mannschaft von Siamesern umringet und so eng eingeschlossen, daß er sein Gewehr nicht einmal brauchen konnte; Er wurde mit seinen Franzosen gefangen genommen, mit Ketten beleget, und in einem von den Gärten des Palastes an einem Pfahl geschlossen.

Weil nun der beglückte Pitracha den König und die königliche Familie in seiner Gewalt hatte, einen von des Königs Brüdern ausgenommen, der in dem Palaste zu Judia bewachet wurde; so berief er indessen eine Versammlung von Mandarins zusammen, bey welcher er sich auch mit seinen vornehmsten Anhängern einfand. Hier nun betheuerte er aufs heiligste, er hätte die Waffen bloß in der Absicht ergriffen, die Religion und den Staat zu retten,

ten, weil beiden von Seiten Conſtanzens und der Franzoſen gleich große Gefahr bevorgeſtanden hätte. Der König, fuhr er fort, hätte ſich durch die Kunſtgriffe der Ausländer verblenden laſſen, und von den gefährlichen Unternehmungen, deren ſich Monpit und Conſtanz ſchuldig gemacht hätten, nichts gewußt; nunmehr müſſe man die beiden Favoriten unter deren Stolz und Deſpotiſmus die Siameſer nun ſchon ſo lange geſeufzet hätten, der Rache der Nation Preis geben, und die Franzoſen, die nur hergekommen wären, Künſte und Sitten einzuführen, welche ſich für das Genie der Nation gar nicht ſchickten, aus dem Lande jagen. Uebrigens, verlange er für den Dienſt, den er dem Vaterlande zu leiſten das Glück gehabt hätte, weiter keine Belohnung, als den Beyfall und die Beyſtimmung der Anweſenden.

Bey dieſen Worten wurde Pitracha von einem Freudengeſchrey unterbrochen. Man rief ihn zum Regenten des Königreiches, und zum großen Mandarin aus. Die Großen, an deren Spitze ſich Pisouta Sundon befand, der damals mit der Parkalonswürde begleitet war, fielen dem Pitracha zu Füßen, und erwieſen ihm faſt eben ſo ſklaviſche Ehrenbezeigungen, wie ſonſt dem Könige. Die Verſammlung bat hierauf den Regenten innſtändigſt, daß er die Nation von dem Joche, welches ihr die Franzoſen hätten auferlegen wollen, vollends befreyen, und dieſen Ausländern die beiden wichtigen Feſtungen, in deren Beſitze ſie ſich befänden, wieder abnehmen möchte.

Dieſes war ſchon ohnedieß Pitrachas Vorhaben geweſen; aber er hatte noch einen andern Punct auszu-

auszumachen, der in seinen Augen von nicht geringerer Wichtigkeit war. Wir haben bereits erwähnet, daß einer von den beiden Brüdern des Königs in dem Palaste zu Judia, unter der Aufsicht des Gouverneurs dieser Hauptstadt, eines mächtigen, und der Familie seines Königs unverbrüchlich getreuen Mannes, geblieben war. Weil nun der Usurpator in Sorgen stand, daß dieser Mandarin eine Partey zum Besten des Prinzen zusammen raffen, und ihn selbst um die ganze Frucht von seinem Verbrechen bringen möchte; so befleißigte er sich auf List und Kunstgriffe, ihm den Prinzen, der ihm anvertrauet war, aus den Händen zu spielen. Zuförderst mißbrauchte er dazu den Namen und die Auctorität des Königs, allein der Gouverneur, der schon wußte, daß sich der Monarch in Pitrachs Gewalt befand, hütete sich wohl, auf die erdichteten Befehle, die man ihm in desselben Namen brachte, etwas zu geben. Umsonst versicherte man ihn, die Absicht des Königs sey keine andre, als den Prinzen zu seinem Eidam und Thronfolger zu erklären; der Mandarin war zu klug, als daß er sich in dieser Schlinge hätte sollen fangen lassen. Noch ließ sich Pitracha nicht abschrecken; er stellte ingeheim etliche Mandarins an, die sich vormals als die eifrigsten Anhänger des königlichen Hauses betragen hatten. Diese Herren verfügten sich nach Judia. Hier nun thaten sie, als wären sie äußerst unzufrieden über die vorgefallene Revolution, und sprachen aufs heftigste wider den Pitracha. Unglücklicher Weise maß der Gouverneur der Hauptstadt, diesen verstellten Beweisen ihrer Ergebenheit gegen das königliche Haus, Glauben bey. Und indem er das

größte

größte Vergnügen darüber empfand, die Partey, die er ergriffen hatte, nunmehr durch den Beyſtand dieſer Herren verſtärket zu ſehen, ſo machten ſich dieſe Verräther ſeine Sicherheit zu Nutze, und beſtachen die Wache und die Bedienten des Prinzen. Dieſe Treuloſen lieferten ihnen nicht nur ihren Herrn in die Hände, ſondern ſie brachten ihn auch ſelber aus dem Pallaſt hinweg, und führten ihn durch mancherley Umwege bis etliche Meilen weit von der Hauptſtadt, wo ſie ihn einer Mannſchaft von Soldaten in die Hände gaben, die ihn vollends nach Louvo abführte.

So lange hatte Pitracha nicht gewartet, ſich des Monpit zu entledigen, bis dieſes Unternehmen ausgeführt war. In dem Augenblicke, da die Revolution ausbrach, war der Favorit, weil er ſich von ſeinen Anhängern verlaſſen ſah, zum Könige gelaufen, um zu deſſen Füßen ſeine Freyheit zu ſuchen. Der Regent, der noch den Schein haben wollte, als behielt er einige Ehrfurcht gegen ſeinen Herrn bey, hatte ihn daſelbſt in aller Ruhe gelaſſen; aber er ließ genau auf ihn Achtung geben. Monpit, der leicht einſah, daß er in dem Zimmer des Monarchen nicht lange ſicher ſeyn würde, gerieth auf den Einfall, ſich unter Begünſtigung der Nacht auch die Flucht zu machen. Aber indem er den Fuß auf die Thürſchwelle ſetzte, ward er von den Trabanten des Piträcha ergriffen und niedergemacht; ſo daß der ſterbende König noch in ſeinem Bette das letzte Röcheln eines Menſchen hören konnte, den er jederzeit lieber gehabt hatte, als ſeine Familie und ſeine Unterthanen.

Alles gieng dem Regenten nach Wunsche von Statten. Es fehlte ihm weiter an nichts, sich als unumschränkten Herrn eines großen Königreiches zu betrachten, als daß er die Franzosen noch aus den beiden Festungen, die sie im Besitz hatten, verjagen sollte. Aber obgleich einem Fürsten, der über viele Millionen Menschen zu gebieten hatte, nichts leichter zu seyn schien, als sich einer Anzahl von sieben bis acht hundert Ausländern zu bemächtigen, die um sechs tausend (französische) Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren, die an allem Mangel litten, und nicht die mindeste Hoffnung hatten, Succurs zu bekommen; so fürchteten sich doch gleichwohl Pitracha und die Siameser vor den Franzosen dermaßen, daß sie nicht das Herz hatten, sie mit gewaltsamer Hand anzugreifen. Der grosse Mandarin suchte also seine gewöhnlichen Kunstgriffe hervor. Er ließ die Bischöffe von Metellopolis, und von Rosalia, welche die Oberhäupter der in Siam und den benachbarten Länder waren, zu sich kommen. Diese Prälaten, welche die Revolution selbst mit angesehen hatten, befürchteten mit allem Recht eine grausame Verfolgung von Seiten des Regenten, dessen Anhänglichkeit an der Religion des Landes eine bekannte Sache war. Aber der treulose Pitracha machte ihnen wieder guten Muth, indem er sie mit Höflichkeiten überhäufte. Er versicherte sie aufs theuerste, die Revolution sollte keinem Christen zum Nachtheile gereichen; er seines Theils hege gegen die Franzosen nichts weniger, als einen solchen Widerwillen, wie man ihm Schuld gäbe; vielmehr wäre er gegentheilich entschlossen, die vortheilhafte Allianz, die der Staat mit dieser tapfern Nation

tion geſchloſſen hätte, aufs ſorgfältigſte zu unterhalten, indem er ſich von ihnen ganz gewiß Dienſte verſpräche, die der hohen Meynung, welche er von ihnen gefaßt hätte, gemäß ſeyn würden. Er erſuchte ſie alſo, daß ſie ſich nach Bankok begeben, und den franzöſiſchen General zu ihm bringen möchten, damit er ſich mit ihm über die Mittel bereden könnte, wie er ſich des Erfolges einer gewiſſen groſſen Unternehmung verſichern ſollte, die er ſich ausgedacht hätte, und deren Ausführung er ihm anzuvertrauen willens wäre. Jedoch fügte der Uſurpator zugleich hinzu, wenn Desfarges ſich weigern ſollte, Gehorſam zu leiſten; würde er ſeine Weigerung als einen Friedensbruch zwiſchen den beiden Kronen betrachten, und allen Franzoſen künftig als Feinden begegnen.

Der Biſchof von Roſalia begab ſich allein nach Bankok, und trug der Beſatzung daſelbſt vor, was ihm Pitracha befohlen hatte. Man hielt eine Berathſchlagung, ob Desfarges Gehorſam leiſten ſollte. Weil aber der Gouverneur willens war, dem Uſurpator allen Vorwand zum Friedensbruche zu benehmen, ſo gieng er aus Bankok, ließ aber vorher ſeinen Lieutenant ſchwören, daß er den Platz auf alle Fälle nicht übergeben wollte, was für Befehle man ihm auch in ſeiner Abweſenheit von ihm bringen möchte.

So bald Pitracha die Nachricht erhielt, daß ſich der General auf den Weg gemacht hätte, überließ er ſich den lebhafteſten Regungen der Freude. Er dünkte ſich ſchon Meiſter über das Schickſal der Franzoſen zu ſeyn, die ohne Zweifel, um ihren Anführer zu retten, keinen Augenblick anſtehen würden, ihm die

Festungen, deren Verwahrer sie waren, in die Hände zu liefern. Bisher hatte Pitracha seinen Haß gegen die Christen geheim gehalten, und hatte ihnen mit vieler Mäßigung begegnet. Nunmehr aber gab er seinen wahren Absichten freyen Lauf. Den Anfang machte er damit, daß er Constanzens Schätze wegnehmen, und seine Gemahlinn, der er anfänglich viel Höflichkeit und Achtung bewiesen hatte, auf die Tortur bringen ließ. Dieses war das Signal zu der Verfolgung, die sich wider die Christen, so wohl zu Louvo vor den Augen des Hofes, als auch in Judia erhob. Man nahm ihrer eine große Menge, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und des Herkommens, in Verhaft, und brachte sie in eine Art von Gefängnissen, die bloß aus einer Einfassung von Pfählen bestanden, worinnen sie allen möglichen Veränderungen des Wetters bloß gestellt waren. Hier stellte man sie zusammen in zwo Linien, fünf und zwanzig oder dreyßig an der Zahl beysammen, mit einer Langue am Halse, welches eine Art von Schandleiter, und so zugerichtet ist, daß sie einem Menschen die freye Bewegung nimmt, und alle Stellungen sehr unbequem macht. Die Gefängnisse waren dabey so enge, und die Gefangenen so dicht an einander geschlossen, daß sich keiner regen konnte, ohne den andern wehe zu thun.

Zu dieser Marter kam auch noch eine empfindlichere; diese waren die Mosquiten, eine beschwerliche Art von Mücken, deren schmerzhaftes Stechen den armen Leuten um desto unerträglicher werden mußte, weil ihnen die Hände gebunden waren, und sie dieselben nicht verjagen konnten. Zu allem Unglücke

glücke kam eben um die Zeit, da die Verfolgung ihren Anfang nahm, die Zeit der Regengüſſe, die im Königreiche jährlich in großer Menge geſchehen, und dieſe Unglücklichen vollends äußerſt elend machten. Man fand ſie daher alle Morgen zitternd vor Kälte im Schlamm und im Waſſer. Viele ſtarben vor Elende. Pitracha erhielt Nachricht von der Standhaftigkeit, mit welcher die Chriſten ihre Leiden ertrugen. Er ließ ausrufen, es ſollten alle diejenigen, die dem chriſtlichen Glauben entſagen wollten, auf freyen Fuß geſtellt werden. Aber es fanden ſich nur ſehr wenige, die ſich dieſe Gnadenbezeigung des Tyrannen zu Nutze machen wollten. Die meiſten von dieſen Menſchen, die ſonſt in Weichlichkeit und Ordnung gelebt haben, wollten lieber ihre Ketten tragen, als die Freyheit annehmen, die man ihnen auf ſolche Bedingung anbot.

Unter allen dieſen Unglücklichen aber war Niemand mehrern Beſchimpfungen ausgeſetzt, als die jungen Chriſtinnen. Dieſe hatten faſt alleſammt das Unglück, dem älteſten Sohne des Pitracha, Namens Soyatan, einem grauſamen, unbändigen Jünglinge von unglaublicher Lüderlichkeit und Bosheit, anzuſtehen. Dieſer Mandarin nahm an der Verfolgung Theil, nicht in der Abſicht, Proſelyten zum Beſten der Religion der Talapoins zu machen, um die er ſich eben ſo wenig, als um die chriſtliche bekümmerte, ſondern um ſein Serrail mit den artigſten Chriſtenmägdchen zu vermehren. So bald hatten nicht ſeine Kundſchafter eine darunter erblicket, deren Schönheit, Annehmlichkeiten und Gaben ſeine Begierden rege

machen konnten; so ließ er sie zu sich holen, und nun hatte sie weiter keine Wahl, als entweder zu sterben, oder sich seinem geilen Willen Preiß zu geben. Die meisten litten lieber den Tod, als die Liebkosungen des Tyrannen. Man sah Mütter nach Kräutern gehen, um das Gesicht ihrer Töchter zu verunstalten, andre fuhren ihnen mit glühenden Eisen über die Wangen, um ihre Unschuld in Sicherheit zu setzen. Soyatan war die Geißel der Jugend und Schönheit, bis endlich die Vorwürfe seines Vaters, der ihm selber diese gar zu ungeheure Lüderlichkeit verdachte, und insonderheit die Neigung, die er gegen Constanzens Gemahlinn faßte, einen Ekel gegen eine Lebensart beybrachten, die einem Manne von seinem Range so unanständig war.

Unterdessen hatte sich Desfarges zu Louvo eingefunden, und der Regent gab ihm mit der völligen Pracht und Aufgeblasenheit eines Barbaren Audienz. Er saß dabey auf einem sammtnen Küßen, und war von den sämmtlichen Mandarins umringet. Zu seiner Seite waren vier blanke Sebel zu sehen, als Sinnbilder der unumschränkten Macht, deren er sich angemaßt hatte. So bald der französische General in den Audienzsal herein geführt war, fragte ihn Pitracha mit einem stolzen Ton, in was für einer Absicht er ins Königreich gekommen; ob es nicht geschehen wäre, um die königliche Familie, die Religion und die Sitten des Landes auszurotten? — Bey diesen Worten that Desfarges einen Ausruf der Verwunderung. „Du sollst dich hier nicht rechtfertigen, erwiederte der Usurpator; „ Deine Aufführung und deine Handlungen

werden

werden ſchon künftig beſtimmen, was für ein Urtheil wir von dir fällen ſollen. Itzt iſt für dich weiter nichts zu thun, als daß du auf der Stelle an die Beſatzung zu Bankok ſchreibeſt, ſie ſoll ſich hier einſtellen. Dann möget ihr euch alle zuſammen rechtfertigen: Und glückt es euch, daß ihr eure Unſchuld beweiſen könnt; ſo wird der König inskünftige eurer Tapferkeit ſchon eine Beſchäftigung wider ſeine Feinde anweiſen, oder euch wieder in den Beſitz der Feſtung ſetzen, die er euch anvertrauet hat. Ob ſich gleich Desfarges einer ſo ungereimten Bewillkommung nicht verſehen hatte, ſo antwortete er doch ohne Schrecken, es würde etwas vergebliches ſeyn, wenn er der Beſatzung zu Bankok einen Befehl zuſchicken wollte, indem ſie ſich daran nicht kehren dürfte. Die franzöſiſche Kriegszucht hätte die Regel, daß der Gouverneur einer Feſtung in dem Augenblicke, da er ſich auſſer derſelben aufhielte, keine Gewalt darüber hätte. Willſt du alſo, daß man dir Gehorſam leiſten ſoll, fuhr er fort; ſo wirſt du erlauben müſſen, daß ich mich ſelbſt dahin zurück begeben darf. Uebrigens verſpreche ich mir von der Gerechtigkeit der Siameſer, wenn ihnen meine und meiner Nation willige Dienſte nicht mehr anſtändig ſind; ſo werden ſie mir doch vergönnen, daß ich Schiffe und Lebensmittel ankaufen, und in mein Vaterland zurückkehren darf. Dieſer Franzos, der noch kurz vorher auf Conſtanzens Loslaſſung gedrungen hatte, als eines Mannes, der unter dem Schutze des Königs, ſeines Herrn ſtünde, und mit einem Ordensbande von ihm beehret wäre *) verlangte jetzt ſtatt aller Gnade, weiter

*) Mit dem St. Michaelsorden.

nichts als die Freyheit, mit den Seinigen das Königreich verlassen zu dürfen. Allein Pitracha war weit davon entfernt, ihm diese Freyheit zu bewilligen. Seine Absicht war, die Franzosen in den Sclavenstand herabzustoßen, und sie vielleicht allesammt durch einen grausamen Tod für die Ergebenheit büßen zu lassen, welche sie gegen Constanzen bewiesen hatten.

So fein und argliſtig aber der Usurpator auch war, so ließ er sich doch durch die Versprechungen des Desfarges hinters Licht führen. Er erlaubte ihm, nach Bankok zurück zu kehren; jedoch zwang er ihn vorher, seine beiden Söhne als Geisseln für seine Redlichkeit, am Hofe zulassen, und zugleich an den Gouverneur Dû-Brûant in dem Schloße Mergui zu schreiben, und in ihn zu dringen, daß er mit seiner Besatzung den Platz verlassen sollte. Dû-Brûant errieth so gleich Desfarges Gesinnungen, und kehrte sich nicht an seine Befehle.

Desfarges war nicht so bald von Louvo abgereist, so erachtete Pitracha für dienlich, seine und der Nation Rache an Constanzen nicht länger anstehen zu lassen. Er selbst dictirte, ohne alle Formalitäten einer Gerechtigkeitspflege, das Todesurtheil seines Feindes, und übertrug die Vollstreckung desselben seinem Sohne dem Oya-Soyatan, der auch den Auftrag begierig annahm. Dieser berühmte Avantürier, der nur kurz vorher noch auf dem Wege gewesen war, die Religion und die Sitten der Siameser von Grund aus zu ändern, bewies durch die Standhaftigkeit, mit welcher er sich in diesen letzten Augenblicken seines Lebens betrug,

daß

daß er ein beßres Schickſal verdienet hätte; aber in dem kläglichen Zuſtande, worein er ſich verſetzet ſah, hatte er auch wirklich Urſache, den Todt als das glückliche Ende ſeiner Leiden zu betrachten. Denn ſo bald er in Verhaft genommen worden war, hatte man ihm die Fußſolen verbrannt, und die Schläfe in einem eiſern Ring geſpannt, womit man ihn zwingen wollte, die Verbrechen zu geſtehen, wegen deren man ihn im Verdacht gehabt hatte. Wie man ſagt, ſo ſoll ihm auch Pitracha den Kopf des unglücklichen Monpit haben an den Hals hängen laſſen, weil man ihn beſchuldigte, daß er den Monpit hätte auf den Thron erheben wollen.

Dem ſey jedoch wie ihm wolle, genug, an dem nämlichen Tage, da das Todtesurtheil in der Verſammlung der Mandarins geſprochen war, kam man zu Conſtanzen in ſein Gefängniß, nahm ihn heraus, und ließ ihn auf einen Elephanten ſteigen, der ihn in einen dicken Wald nahe bey Louvo brachte. So bald man an den Ort angelanget war, wo die Execution vor ſich gehen ſollte, deutete Soyatan ſeinem Gefangenen an, daß er ſterben müßte. Conſtanz vernahm die Nachricht mit großer Gelaſſenheit, und bat ſich bey dem Oya weiter keine Gnade aus, als daß er ihm einige Augenblicke Zeit gönnen möchte, ſeine Seele Gott zu befehlen. So bald er ſein Gebet verrichtet hatte, ſtand er auf, und redete den Sohn ſeines Feindes an. „Mein Herr, ſagte er, wenn auch ich für meine Perſon ſo ſträflich gehandelt haben ſollte, als man vorgiebt; ſo haben doch meine Frau und mein Sohn an meinen Abſichten keinen Theil gehabt. Sie ſind unſchuldig. Erlaube mir, daß ich mir deinen Schutz

für sie erbitten darf; ich verlange für sie weder Güter noch Ehrenbezeigungen, sondern bloß ihr Leben und ihre Freyheit. „ Nachdem er dieses gesagt hatte, schwieg er, und erwartete den tödtlichen Streich, Soyatan winkte dem Henker, daß er herzutreten sollte. Hierauf spaltete der Henker mit einem Säbelhiebe von der Hand den unglücklichen Constanz mitten von einander.

Auf solche Art starb in seinem ein und vierzigsten Jahre dieser Mann, der durch seine wunderbaren Schicksale, durch seine großen Gaben, durch seinen Ehrgeiz, und durch sein tragisches Ende so berühmt geworden ist.

Seinem Todte folgte gar bald der Todt der beiden Brüder des Königs nach. Diese Prinzen, unter deren Namen sich Pitracha einen Anhang zu machen gewußt, hatten nicht so bald gesehen, daß der Regent, so bald er das Heft in den Händen gehabt, an statt sie, seinem Versprechen nach, der Nation vorzustellen, und sie in den Besitz der Ehre zu setzen, die sie zu erwarten berechtiget waren, sie vielmehr noch enger einschloß; so merkten sie auch, daß sie unfehlbar die Schlachtopfer von Pitrachas Ehrgeize werden würden. In der That war der Usurpator gar nicht willens, den Todt des Königs erst abzuwarten, um sich ihrer erst alsdann zu entledigen; denn er stand in Sorgen, man möchte sie, so bald der König die Augen zugethan hätte, in den Provinzen als Könige ausrufen, und dann würde er es wenigstens mit ihren Anhängern aufzunehmen haben. Weil sich nun keine wahren Verbrechen wider sie aufbringen ließen, so legte ihnen Pitracha erdichtete von seiner Erfindung bey; er klagte sie

in

in einer Verſammlung vor Mandarins an, ſie wären ſo undankbar geweſen, daß ſie eine Verſchwörung wider ſein Leben, und zwar zu einer Zeit angeſponnen hätten, da er ſelber mit Gefahr ſeines Lebens bemühet geweſen wäre, ihnen die Krone zu erhalten. Auf dieſe von aller Wahrſcheinlichkeit entblößte Beſchuldigung, verurtheilte der knechtiſche Haufe die beiden unglücklichen Prinzen zum Todte. Man nähete ſie in ſammtne Säcke ein, und prügelte ſie mit Stöcken von Sandelholze zu todte.

Der König, deſſen Leben dem Pitracha zu nichts weiter mehr nütze war, ſtarb bald darauf auch. Einige behaupten, er ſey mit Gifte vergeben worden; andere hingegen ſagen, er ſey vor Kummer und Verdruß geſtorben, weil er ſich in der Gefangenſchaft geſehen hätte.

Wie es denn auch ſeyn mag, ſo verdiente dieſer Prinz wirklich ein glücklicheres Schickſal. Er war freygebig, großmüthig und erkenntlich. Es läßt ſich auch nicht leugnen, daß er von untadelhaften Sitten, und ſein Betragen immer weiſe und behutſam geweſen. Er verabſcheute die Weichlichkeit und den trägen Müßiggang, worinnen alle Könige des Orients ihre Jahr hingähnen. Er theilte ſeine Zeit unter die Pflichten der königlichen Würde, und unter Luſtbarkeiten, wie ſie ſich für einen Fürſten ſchicken; ſeine Abſichten waren edel und erhaben. Der Anſchlag, den er gefaßt hatte, die europäiſchen Sitten, Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinen Staaten einzuführen, kündigte ſchon an ſich eine große Seele an. Die Geſandſchaften, die er von Zeit zu Zeit mit reichen Geſchenken an die vornehmſten aſiatiſchen Höfe ſchickte, machen ſeiner

Groß-

Großmuth so wohl, als seiner Einsicht um so viel mehr Ehre, weil er dabey keinen andern Endzweck hatte, als den Handel und die Kenntniße seiner Unterthanen zu vergrößern. Ob nun gleich dieser Prinz in übrigen wirklich zu viel Verstand hatte, als daß er den seltsamen und wunderlichen Lehrsätzen, welche die Talapoins predigen, hätte eifrig anhängen sollen; so machte ihn doch die Staatsklugheit alle Mal taub und unbeweglich, wenn ihn die Muselmänner auch noch so eifrig und lebhaft zusetzten, daß er ihre Religion annehmen sollte, welches sie zu verschiedenen Zeiten vergebens zu bewirken gesucht hatten. Er ließ es dabey bewenden, daß er beiden verstattete, ihre Lehrsätze öffentlich zu predigen. Er selbst aber für seine Person lebte wie fast alle asiatischen Fürsten, in der Ueberzeugung von dem Daseyn eines höchsten Wesens, aber ohne ihm die mindeste Verehrung zu beweisen. Die Neigung, die er zu den Künsten und Sitten der Europäer hatte, die Gewogenheit, die Wohlthaten und die Liebkosungen, die er an die Ausländer verschwendete, wenn sie Herzhaftigkeit und andere gute Gaben am Tag legten, machten ihn bey seinen Unterthanen verhaßt, gegen die er auch stets sein königliches Amtsgesicht, und den Stolz des Despotismus hartnäckig beybehielt. Unterdessen muß man doch gestehen, die Ehrenbezeigungen, die er sich erweisen ließ, berauschten ihn niemals so sehr, daß er sich, nach dem Beyspiel andrer indianischer Könige, für eine Art von Gottheit gehalten hätte. Kaum noch hielt er sich für einen mächtigen Fürsten. Constanz hatte ihn überzeuget, daß die wahre Stärke der weltlichen Rei-

che

che in der Menge, in der Tapferkeit, in den Arbeiten, und in dem Fleiße der Unterthanen, und nicht in eitlen Schätzen beſtehe, die zur Glückſeligkeit der Völker nichts beytragen. Aus dieſem Grunde war auch ſeine Abſicht, den Siameſern den geſchäftigen Geiſt, die Arbeitſamkeit und die Herzhaftigkeit der Europäer einzuflößen. Allein dieſer Prinz hätte hundert Jahr leben können und ſein Vorhaben würde ihm doch nicht gelungen ſeyn. Das Clima, die Religion, und die Sitten waren Hinderniße, die ſich nicht ſo leicht überwinden lieſſen. Das Unternehmen, die Siameſer zu einer kriegeriſchen Nation zu machen, war faſt eben ſo groß, als wenn er den Geſetzen der Natur hätte Gewalt anthun wollen. Kaum hatte der König die Augen geſchloſſen, ſo ſetzte ſich Pitracha auf den Thron. Kurz darauf bot er ſeine, mit dem Blute der königlichen Familie befleckte Hand der Prinzeßinn, die noch nicht einmal Zeit gehabt hatte, ihre Thränen abzutrocknen. Die Furcht, ſich unter dem gemeinen Haufen vermenget und vergeſſen zu ſehen, nachdem ſie ſo lange ſchon der Ehrenbezeigungen genoſſen hatte, die man nur gekrönten Häuptern zu erweiſen pflegt, vielleicht auch gar die Beſorgniß, ein eben ſo tragiſches Schickſal zu erfahren, wie ihre beiden Onkel erlitten hatten, bewog die Prinzeßinn zu dieſer Verbindung, vor der ſie ſonſt wohl hätte einen Abſcheu haben ſollen.

Vermöge dieſer Vermählung verblieb Pitracha in dem ruhigen Beſitz einer Krone, die er ſich durch viele Mißethaten erkaufet hatte. Im übrigen war die ganze Nation über die Staatsveränderung ſehr vergnügt. Die Talapoins betrachteten

den

dem neuen König als den Rächer der Religion, und die Mandarins als die Erretter des Vaterlandes. Das gemeine Volk, welches sich alle Mal für diejenigen leicht einnehmen läßt, denen ihre Unternehmungen glücklich von Statten gehen, meynte an ihm einen großen König zu sehen, einen Fürsten, der seinen Unterthanen weit mehr mit Liebe zugethan wäre, als derjenige, dessen Thron er eingenommen hatte.

Unterdessen war doch diese große Glückseligkeit des Pitracha nicht ganz frey von Sorgen. Er konnte vor sich selbst nicht den Kummer verbergen, den ihm die Franzosen verursachten, indem sie nicht allein Herren der beiden stärksten Festungen in seinen Staaten, sondern auch im Stande waren, den Unruhen, die bey dem Anfang einer neuen Regierung entstehen konnten, Nahrung zu geben. So lange er sich noch Hoffnung gemacht, daß Desfarges mit seiner Besatzung nach Louvo kommen würde, seine Befehle zu holen, hatte er sich bey sich selbst über den glücklichen Erfolg einer List gefreut, welche ihm die Franzosen in die Hände liefern sollte, ohne daß es seinen Völkern einen Tropfen Blutes kostete. Da er aber sah, daß die Zeit verlief, und daß Desfarges nicht die mindeste Nachricht von sich gab, ob er noch am Leben wäre; so merkte er wohl, daß der französische General seinen Spott mit ihm getrieben hatte. Pitracha wurde ganz wütend, daß er sich hatte hintergehen lassen; er ließ die beiden Söhne des Desfarges, die er als Geißeln zurück behalten hatte, zu sich holen, und schwor ihnen zu, er wolle sie auf die schmählichste Art hinrichten lassen, wofern sie nicht selber Mittel

ausfin-

ausfindig machten, ihren Vater dahin zu bringen, daß er Bankok räumte.

Die jungen Desfarges ſchrieben auf der Stelle an ihren Vater, und meldeten ihm die blutgierigen Drohungen des Tyrannen; aber der franzöſiſche Gouverneur antwortete ſeinen Kindern mit einer heroiſchen Herzhaftigkeit: „Er rief Gott zum Zeugen an, wenn es weiter nichts koſten ſollte, als ſein eigen Leben, um damit das Leben ſeiner Söhne zu erkaufen, ſo würde er daſſelbe mit Freuden aufopfern: Da aber das Schickſal der ſämmtlichen Franzoſen, die ihm der König anvertrauet hätte, von Erhaltung der Feſtung Bankok abhieng; ſo könne er dieſelbe dem Feinde nicht in die Hände liefern, ohne ſeine Pflicht zu brechen. Uebrigens, fuhr dieſer edelmüthige Vater fort, ermahne ich euch, euer Leben zum Dienſte des Königs und des Vaterlandes willig hinzugeben. Seyd aber verſichert, man wird euch unſrer Seits nicht ungerochen ſterben laſſen; es iſt hier unter unſern Franzoſen kein Mann, der nicht vor Begierde brennet, euren Todt mit ganzen Strömen Blutes zu rächen.

Dieſe Antwort erregte bey Pitracha Bewunderung und Schrecken. Ob ihm nun vor entſetzlichen Repreſſalien von Seiten der Franzoſen bange ſeyn, oder ob er ſich ſchämen möchte, ſich wegen der vermeynten Untreue des Vaters an unſchuldigen Söhnen zu rächen; ſo hatte er doch ſo viel Menſchlichkeit, daß er die beyden jungen Officiers nach Bankok zurückſchickte. Zugleich aber ertheilte er ſeinen Unterthanen Befehl, die Franzoſen im ganzen Königreiche zu überfallen, und ſie in Verhaft zu nehmen.

Es

Es befanden sich damals schwerlich über fünf hundert Mann von diesen Fremdlingen in Siam, von denen ohngefähr vier hundert in den Festungen Bankok und Mergui standen, und die übrigen hundert in den Provinzen, oder in den Städten India oder Louvo zerstreut waren. Der Rest diente auf den Schiffen des verstorbenen Königs, die man aufs Kreuzen ausgeschickt hatte. Die sich nun bey Hofe oder im Königreiche zerstreut befanden, wurden in Ketten gelegt; allein auch dieses geschah nicht, ohne daß sie sich vorher mit grosser Herzhaftigkeit gewehrt hätten. Viele wollten sich lieber umbringen lassen, als sich ihrer Freyheit beraubet sehen; und ihr Wiederstand kostete einer Menge der Siameser das Leben.

Mittlerweile fiengen zwo unzählbare Armeen an, Bankok und Mergui zu belagern. Aus der Manier, wie die Siameser ihre Batterien errichteten, merkten die Franzosen, daß dieses Volk in der Kriegskunst wirklich schon einige Progressen gemacht hätte; allein es fehlte ihnen an den allerersten Tugenden eines Soldaten, an Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit, und dieß rettete die Franzosen. In der That befanden sich diese wackern Ausländer an der Zahl nicht über zwey hundert und funfzig Mann in der Festung Bankok, die auf allen Seiten offen war; und diese litten noch überdieß Mangel an Lebensmitteln und Kriegsmunition.

Allein sie schreckten die Siameser durch ihr entschlossenes Verhalten, und durch etliche Ausfälle, die sie aus ihrer Festung thaten, dermaßen, daß sich die so feigherzigen Belagerer seitdem niemals mehr unterstanden, sie in der Nähe anzugreifen.

Die

Die Beſatzung, die ſich in Mergui, einem Platze, der an der See liegt, eingeſchloſſen befand, belief ſich der Zahl nach auf nicht mehr, als hundert und funfzig Mann, unter denen man ſo gar eine Menge Engländer zählte. Ihre Rettung hatten ſie dem Gouverneur der Feſtung Dû-Brûant, zu danken, einem Manne, der wegen ſeiner Herzhaftigkeit eben ſo großes Lob, als wegen ſeiner Wachſamkeit verdient. Dieſer Officier, deſſen Poſten von Judia und Louvo weit mehr entlegen war, als Bankok, bekam erſt ſehr ſpät Nachricht von der Revolution, und dieß noch dazu auf eine ſehr verwirrte und unzuverläßige Art. Allein die Flucht der ſiameſiſchen Arbeitsleute, die man ihm zur Befeſtigung ſeines Platzes gegeben hatte, und die ihn alle mit einander in einer Nacht verließen, machte ſeinen Argwohn rege. Er merkte hieraus, daß ſich in den Staatsangelegenheiten eine Veränderung zugetragen haben müßte. Der Brief, welchen Desfarges genöthigt worden war, an ihn zu ſchreiben, um ihn zur Uebergabe der Feſtung zuermahnen, beſtärkte ihn in ſeinen Vermuthungen. Damit er nun auf alle vorkommende Fälle im voraus gefaßt wäre, ſo beeiferte er ſich deſto unermüdeter, die Feſtungswerke von Mergui zu Stande zu bringen, und ſich mit Lebensmitteln zu verſehen. Er brauchte auch die Vorſicht, eine Fregatte, die dem Könige von Siam zugehörte, und ein engliſches Schiff, das ſich im Hafen bey der Feſtung befand, in Beſchlag zu nehmen. Mit einem Wort, er hatte alle mögliche Anſtalten zu einer herzhaften Gegenwehr getroffen, als er ſich von einer unzählbaren Menge Indianer angegriffen ſah. Er ſchlug

ohne Mühe die Angriffe dieses elenden Pöbels zurück, der mit großem Geschrey jedes Mal die Flucht gab, so bald er nur gewahr wurde, daß die Franzosen sich anschickten einen Ausfall zu thun. Die Besatzung zerbrach den Belagerern zu verschiedenen Malen die Lavetten an ihren Kanonen, und vernagelte dieselben. Mit einem Worte, sie jagte ihnen ein solches Schrecken ein, daß sie weiter auf nichts mehr bedacht waren, als den Platz durch Hunger einzunehmen; allein die Festung war so gut versorget und verwahret, daß ihnen dieses so bald nicht gelungen seyn würde, wenn sich nicht ein Unglücksfall ereignet hätte, den man unmöglich hatte vorhersehen können, und dem man auch nachher unmöglich abhelfen konnte.

Die Brunnen in der Festung vertrockneten und die Franzosen sahen sich genöthigt, ihr Wasser mit dem Degen in der Faust mitten unter den Feinden aus ihrem Lager herein zu holen. Wenn sie sich nun beladen hatten, so konnten sie es nicht leicht in den Platz hineinbringen, ohne daß es ihnen Blut gekostet hätte.

Nunmehr merkte der wackre Dü-Brüant wohl, daß er aus der Noth eine Tugend machen müßte; aber das konnte er doch nicht über sein Herz bringen, daß er sein Heil einer Capitulation mit den Siamesern zu danken haben sollte. Er that aus der Festung einen Ausfall als ein Mann, der schlechterdings Herr über sein eignes Schicksal seyn wollte. So bald die Belagerer sahen, daß die Franzosen in Schlachtordnung gegen sie anrückten, gaben sie die Flucht, und ließen ihnen freyen Weg bis an die See. Dü-Brüan machte sich die

Feig-

Feigherzigkeit der Siameſer zu Nutze, und ließ ſeine kleine Mannſchaft in die Schiffe ſteigen. Aber kaum waren die Siameſer, die von fern auf ſeine Bewegungen Achtung gaben, die Abſicht der Europäer inne geworden, ſo faßten ſie den Entſchluß, ſich derſelben zu wiederſetzen. Einige warfen ſich in die verlaſſene Feſtung und richteten die Artillerie derſelben auf die Franzoſen; andre rückten gegen das Ufer an, um ihnen nachzuſetzen. Viele Galeeren machten ſich zu gleicher Zeit im Hafen ſegelfertig, um die beyden Schiffe, worauf die Belagerten an Bort giengen, wegzunehmen. Anfänglich gab es auch wirklich eine kleine Unordnung beym Einſchlieſſen, und es wurden ſo gar einige Franzoſen erſchoßen. Allein Dü-Brüant hielt, an der Spitze der Beherzteſten, den Anfall der Feinde mit einer ſolchen Entſchloſſenheit aus, daß er ſie endlich von ſie jagte. Was aber die Galeeren betraf, ſo hielten ſie das Betragen der Schiffe dermaßen in der Furcht, daß ſie es gar nicht wagten, ſich auf ein Treffen einzulaſſen.

Unterdeſſen theilte Dü-Brüant ſeinen Haufen; er ließ die Engländer auf einem und die Franzoſen auf dem andern Schiff am Bord gehen. Kaum aber war er aus dem Hafen heraus, als ihn verſchiedne Schiffe, die mit Portugieſen und Holländern beſetzet waren, erreichten. Man forderte ihn auf, ſich zu ergeben. Er gab aber keine andre Antwort, als mit wiederholten Lagen ſeiner Artillerie. Die Engländer bewieſen ſich dieß Mal ſo beherzt nicht. Denn auf die Verſicherung, welche ihnen die Feinde thaten, daß man ihnen nichts zu Leide thun würde, ergaben ſie ſich mit ihrer Fregatte;

sie wurden aber zum Lohne für ihre Leichtgläubigkeit gefangen genommen, und in Ketten geschlagen.

Uebrigens war die Gefahr, daß sie eben jetzt entgangen waren, noch nichts in Vergleichung gegen die mannichfaltigen Gefährlichkeiten, die nunmehr auf sie warteten. Sie mußten alle die Widerwärtigkeiten aushalten, denen man auf einer langwierigen und unbeglückten Seefahrt bloß gestellt ist. Das Wasser und die Lebensmittel giengen ihnen zu vielen Malen ab. Wenn es die Officiers wagten, auf diesen Küsten ans Land zu steigen, um Lebensmittel einzukaufen, so wurden sie zu Sklaven gemacht. Endlich, nachdem sie sich wohl hundert Mal auf dem Punkte gesehen hatten, durch Sturm umzukommen, gerieth die Fregatte noch den Engländern in die Hände, die sich ihrer bemeisterten, weil das Schiff den Siamesern gehörte, mit denen sie im Kriege waren.

Dü-Brüant gelangte mit den Trümmern seiner Besatzung nicht eher, als den 15ten Jänner 1689 nach Pondichery.

Die Franzosen, die sich in der Festung Bankok eingeschlossen befanden, thaten sich durch ihre Herzhaftigkeit nicht minder hervor. Es war schon über sechs Wochen her, daß die Belagerung gedauert hatte, als sich ein Vorfall ereignete, der den Siamesern vollends alle Hoffnung benahm, die Franzosen zu Gefangenen zu machen. Ein Officier Namens Saint-Coy, der mit einer kleinen Barke auf der Menam fuhr, sah sich mit einmal von einer großen Menge siamesischer Schiffe umringet, die sich anschickten, ihn aufzuheben. Saint-Coy

hatte

hatte nicht mehr, als zween Mann bey ſich am Bord, auf deren Herzhaftigkeit er ſich glaubte verlaſſen zu dürfen. Einer von ihnen fürchtete ſich dennoch, und rettete ſich mit Schwimmen. Der Officier ſah wohl ein, daß er der Menge ſeiner Feinde unmöglich würde in der Länge wiederſtehen können. Er entſchloß ſich alſo, ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen; aber in ſeinem Untergang wollte er eine große Menge Siameſer ziehen. Zu dem Ende vertheilte er auf das Verdeck einen Theil von ſeinen Pulverhörnern, ſeinen Granaten, und ſeine geladnen Flinten, worauf er ſich an die Thüre ſeiner Cajüte begab, um den Feind zu erwarten. Es währte nicht lange, ſo kamen die Siameſer zu ihm am Bord; ſie ſtiegen haufenweis in die Barke, indem ſie einer leicht genommenen Beute entgegen zu eilen meynten. So bald Saint-Coy gemerkt hatte, daß die Menge groß genug wäre, ſteckte er das Pulver in Brand, ſo daß ſie alle zuſammen, entweder todt oder doch verwundet, in die Luft flogen. Der brave Officier und ſein Soldat litten keinen Schaden; aber die Barke war doch dadurch ſo übel zugerichtet worden, daß ſie bald darauf ſcheiterte. Die Siameſer meynten, er müße nun kein Pulver mehr haben, und eilten mit gleicher Geſchwindigkeit wieder herbey. Augenblicklich zündete Saint-Coy verſchiedne Pulverſäckchen an, die er noch aufgehoben hatte. Der zweete Angriff auf ihn hatte alſo gerade den nämlichen Erfolg, wie der erſte; alle Siameſer, die ſich unbedachtſam genug auf ſein Schiff gewagt hatten, wurden getödet oder doch verwundet. Aber Saint-Coy hatte nicht die Zeit, ſich ins Waſſer zu ſtürzen, wie

seine Absicht gewesen war, und kam mitten unter seinen Feinden ums Leben. Sein Begleiter hingegen, der etwas geschwinder gewesen war, erreichte noch das Ufer des Stromes, und gieng mit dem Säbel in der Faust auf einen Schwarm von Siamesern los, von denen er noch fünfe bis sechse niederhieb. Endlich aber kam er doch um, indem er von der Menge erdrücket ward, ob er gleich bis an dem letzten Augenblick noch focht.

Man sollte nicht glauben, was für einen grossen Eindruck diese That, welche einigen hundert Siamesern das Leben gekostet hatte, auf die Gemüther der ganzen Nation machte. Ganzen Schaaren von Indianern jagte seitdem der Anblick eines einzigen Franzosen das gröste Schrecken ein. Pitracha selbst, ob es ihm gleich aufs äußerste verdroß, daß er mit seinen Armeen von drey bis vier Mal hundert tausend Mann dennoch nicht vermögend war, eine solche Hand voll Europäer in seine Gewalt zu bekommen, wünschte seine Tapferkeit, die ihm die heroische Tapferkeit der Franzosen einflößte, an den Tag zu legen. Er schrieb an Desfarges: Das Gerüchte von den Heldenthaten der Franzosen wäre ihm zu Ohren gekommen, und es gieng ihm das traurige Schicksal, welches so tapfern Leuten bevorstünde, um desto mehr zu Herzen. Du hast die Ehre, fuhr der Usurpator fort, über diese tapfern Leute zu commandiren; warum bestehest du nun darauf, sie umkommen zu lassen? Begreifst du denn nicht, wenn ich auch meine Unterthanen, um ihr Blut zu schonen, abhalten wollte, auch anzugreifen, daß Ihr mit noch fürchterlichern Feinden zu kämpfen haben würdet, als sie sind; mit

Hungers-

Hungersnoth und Krankheiten? Das einzige Mittel ſie zu retten, iſt, daß Du Dich hier bey mir einfindeſt, wie Du mir auch Dein Wort gegeben hatteſt; ich will ihrer Tapferkeit etwas zu thun geben, und bin willens, ſie mit Gutthaten zu überhäufen.

Desfarges, der die Denkungsart des Pitracha ſchon kannte, ließ ihm ſtatt aller Antwort nur mündlich ſagen: wenn ſeine Lebensmittel erſchöpfet ſeyn ſollten, ſo würde er zwar ſammt ſeiner Beſazzung den Platz verlaſſen, um ihren Todt mitten unter den Siameſern zu ſuchen; aber indem ſie demſelben entgegen giengen, hofften ſie ihn erſt ſo vielen andern anzuthun, daß man im Königreiche Siam an den Namen der Franzoſen gedenken ſollte, ſo lange die Welt ſtehen würde.

Gerade um ſelbige Zeit langten auf dem Menamſtrome zwey Schiffe an, deren Hauptleute und Equipage Franzoſen waren. Da ſie nun von der vorgefallenen Staatsveränderung noch nichts wußten, ließen ſie ſich durch die Liebkoſungen und Kunſtgriffe der Indianer hintergehen und bereden, daß ſie ſich ausſchifften. Kaum aber waren ſie mitten unter den Siameſern ans Land geſtiegen, ſo erfuhren ſie, was vorgegangen war. Alles, was dieſe wackern Leute nunmehr thun konnten, war, daß ſie ſich mit dem Degen in der Fauſt freyen Weg bis nach Bankok machten; dieſe Verſtärkung flößte der Garniſon neuen Muth ein.

Indeſſen ärgerte ſich Pitracha über die Langwierigkeit dieſer Belagerung, und gerieth auf einen Einfall, der den Franzoſen ein Schrecken einjagen ſollte. Er ließ den Biſchof von Metellopolis zu

ſich holen, und gab ihm Befehl, er ſollte zum Desfarges gehen, und ihm andeuten: wo fern er ſich nicht ſammt ſeiner Beſatzung, ſo wie er ihm vormals ſein Wort gegeben hätte, in Louvo einfände; ſo wollte Er alle Mißionarien und Chriſten, die ſich in ſeinen Staaten befänden, vor die Mündung der Kanonen ſchließen laſſen.

Der General antwortete, er verlangte nichts beßres, als die Feſtung Bankok zu räumen, und ſie dem Pitracha zu übergeben; allein die Truppen, die ihm von ſeinem Herrn anvertrauet wären, würde er nimmermehr der Willkühr dieſes Fürſten Preis geben. In ſein Vaterland wollte er gern zurückkehren, wie er auch ſchon zu verſchiednen Malen dieſes Verlangen geäußert hätte, man ſollte ihm nur Lebensmittel und Schiffe liefern, um ſein Vorhaben zu bewerkſtelligen.

Pitracha konnte ſich nicht entſchließen, zuzuſehen, daß man ihm ſeinen Raub aus den Händen riße. Allein die Ankunft eines franzöſiſchen Kriegsſchiffes flößte ihm etwas mehr Mäßigung ein. Nunmehr gab er ſeinen Willen zu einer Unterhandlung; und damit dieſelbe deſto geſchwinder zu Stande kommen ſollte, ſchickte er den Barkaon in das Lager der Armee, die vor Bankok ſtand. Kurz, nach einigen Conferenzen wurde man einig, daß der König von Siam den Franzoſen Lebensmittel und drey Fregatten, um ſie nach Pondichery zu bringen, liefern; daß die Franzoſen ihr Gewehr und ihre übrigen Effecten ungehindert mit nehmen, und der König von Siam die Franzoſen, die man im Königreiche gefangen hielte, auf freyen Fuß ſtellen; Desfarges hingegen den Biſchof von Metellopo-

tellopolis, und einen Negocianten, als Geißeln zurück laſſen ſollte, damit man wegen der Wiederkunft der Fregatten geſichert wäre.

Eben ſtand man im Begriffe, den Friedens-Vertrag zu unterzeichnen, als ſich ein neuer Zufall hervorthat, der bey einer Hare gemacht hätte, daß die Unterhandlung wieder wäre abgebrochen worden. Der Leſer hat weiter oben geſehen, daß Conſtanzens Wittbe unmittelbar nach dem Todte ihres Ehegatten war in Verhaft genommen worden. Der Uſurpator hatte nicht allein ihre Güter und ſämmtliches Vermögen confiſciret, ſondern er ließ ſich auch wegen eines Verdachtes, als ob ſie einen Theil davon auf die Seite geſchaft hätte, auf die Tortur bringen. Dieſes junge und ſchöne Frauenzimmer fiel, mitten unter dem Geſchrey und den Thränen ihrer Familie, welche die unanſtändigen Beſchimpfungen, die man ihr erdulden ließ, mit anſah, in Ohnmacht, und war ſchon wie halb todt. So gleich ſchleppte man ſie aus ihrem Hauſe, und brachte ſie in einen von den Pferdeſtällen des Palaſtes, wo ſie einzig und allein noch von den Allmoſen der Mißionarien lebte. Alſo war Conſtanzens Wittbe eine Gefangene, litte Mangel an allem, war von Kummer und Elend zu Boden gedrückt, und ſchien ſchon alle Widerwärtigkeiten des Schickſals erſchöpfet zu haben; aber das Verhängniß hatte ihr noch neue Kränkungen zugedacht.

Sie hatte das Unglück, daß ihre Perſon dem Oya-Soyatan gefiel, dem oben erwähnten grauſamen Prinzen, der die Lüderlichkeit ſo weit getrieben, daß er eine Menge Chriſtenmädchen mit Gewalt gezwungen hatte, ſeinen geilen Willen zu

thun. So bald also der Sohn des Usurpators die Frau Constanzinn sah, ward er von der heftigsten Flamme gegen sie entzündet, und that ihr die Zumuthung, daß sie sich seinen Begierden Preis geben sollte. Allein die Frau Constanzinn, die ein zärtliches Andenken für ihren Gemahl hegte, und überdieß eine fromme, gewissenhafte, und beherzte Dame war, wies die Zumuthungen des Oya mit Abscheu von sich. Soyatan ließ sich nicht abschrecken; er bot der Frau Constanzinn seine Hand an, indem er sie zugleich versicherte, es wäre dieses das einzige Mittel, das er noch ausgedacht hätte, um ihren Sohn der Rache des siamesischen Volkes zu entreisen, welches das Gedächtniß seines Vaters auch in diesem jungen Kinde noch verfolgen wollte. Allein die unglückliche Wittbe konnte sich schlechterdings nicht überwinden, sich dem Henker ihres Gemahls in die Arme zu liefern, und nächst dem sich in die Mauern eines Serails einsperren zu lassen, wo sie eine Menge abgöttische Weibsbilder der Gesellschaft haben sollte, die unter dem ehrbaren Namen von Gemahlinnen doch im Grunde weiter nichts waren als Schlachtopfer, die sich zur Unzucht und viehischen Geilheit eines Tyrannen Preis geben müßten. Sie betheurete also, man sollte ihr in Ewigkeit nicht die Schande nachsagen, sie habe ihr eignes, und ihres Sohnes Leben damit erkaufet, daß sie das Andenken ihres Gemahls beschimpfet.

Soyatan war der Meynung, die Zeit würde wohl nach und nach die Sprödigkeit der Frau Constanzinn lindern; er ließ ihr mit mehrerer Achtung begegnen, und gab ihr ein anständiges Zimmer ein, verstat-

verstattete ihr auch mehrere Freyheit, als den Weibsbildern in seinem Serail. Aber alle seine Bemühungen, sich ihre Zuneignung zu erwerben, waren umsonst. Je mehr Liebe er ihr bezeigte, desto mehr Zeichen des Haßes und Abscheues ließ sie gegen ihn blicken. Der Prinz wurde ganz wütend; er entschloß sich endlich gar, Gewalt zu brauchen, um seine Begierden zu stillen. Er ließ den unglücklichen Gegenstand seiner Leidenschaft durch vier Mohren aufheben, welche sie ihm in sein Zimmer getragen brachten. Allein diese Frau erhob ein klägliches Jammergeschrey, sie war augenscheinlich vor Verdruß und Entsetzen dermaßen außer sich, daß Soyatan in Sorgen gerieth, sie möchte vor seinen Augen des Todtes seyn, daher er sie in ihr Zimmer zurück führen ließ. Es währte aber nicht lange, so gereute es ihm wieder, daß er seiner Meynung nach gar zu nachgebend gewesen war. Er schickte seinen Arzt zu der Frau Constanzinn ins Zimmer, und ließ ihr andeuten: sie müßte sich zu einem von beyden entschließen; entweder sie und ihr Sohn müßten sterben, oder sie müßte sich dem Willen des Prinzen ergeben.

Die tugendhafte Japoneserinn, die in ihrer Entschließung durch den Muth und die Beredtsamkeit ihrer Großmutter unterstützet wurde, welche nicht müde ward, ihr die Tugend und den Ruhm ihrer Vorfahren zu Gemüthe zu führen, die in den japonesischen Christenverfolgungen die Krone der Märtyrer erlanget hatten, verachtete die Drohungen ihres unwürdigen Liebhabers. Auf der Stelle ließ sie demnach dieser Niederträchtige des Verbrechens der Unterschlagung königlicher

cher Gelder anklagen, weil man unter den Papieren ihres Gemahls die Berechnung von einigen Summen Geldes gefunden hätte, ohne Specification, wofür diese Gelder ausgegeben worden wären. Die Frau Constanzinn erschien also vor den Richtern, die der Prinz insgeheim erkaufet hatte. Sie rechtfertigte sich ohne Mühe, so, daß man nichts einwenden konnte. Allein wie sehr mußte sie erstaunen, als sie den Tag darauf einen von ihren Richtern in ihr Zimmer treten sah, der ihr andeutete: „wo fern Soyatan nicht binnen drey Tagen von ihr befriediget wäre; so hätte sie sich darauf gefaßt zu halten, daß sie, so wie ihre sämmtlichen Anverwandten und Blutsfreunde, wegen des vermeynten Verbrechens der Unterschlagung königlicher Gelder, darüber sie angeklagt worden wäre, hundert Stockschläge empfangen sollte. Die Frau Constanzinn erstaunte und erschrak, sie fragte ihn aber, ob er wohl die Ungerechtigkeit begehen, und eine unglückliche Frau, von deren Unschuld er doch überzeuget wäre, zur Strafe verurtheilen könnte?„ Ganz unfehlbar war des Mandarins Antwort, „wenn ich es anders machen wollte; so wäre ich selber ein unglücklicher Mann,.„ — Nun dann! erwiederte die Frau Constanzinn, „so thue nur, was deines Amtes ist, ich bin auf alles gefaßt; aber der Soyatan soll sich nur alle Hoffnung auf ewig vergehen lassen, über die Tugend einer Frau zu triumphiren, die ihm bis auf den Todt wird Trotz zu bieten wissen.

So bald der dreytägige Aufschub verflossen war, wurde die Frau Constanzinn vor das nämliche Tribunal gefodert, und wegen Anwendung der Summen,

Summen, über deren Unterſchlag man ſie angeklagt hatte, zum zweyten Male befraget. Sie antwortete, wie das erſte Mal: „ Da ſie ſich niemals in ihres Mannes Geſchäfte gemengt hätte; ſo wäre es etwas erſchreckliches, daß man ſie wegen ſolcher Gelder, die ſie niemals mit den Augen geſehen hätte, zur Rechenſchaft ziehen wollte. Auf dieſe Antwort verurtheilte ſie der Gerichtshof, auf der Stelle hundert Stockſchläge zu empfangen; ſie hatte aber noch nicht die Hälfte davon ausgehalten, als ſie in Ohnmacht ſank. Man ſchenkte ihr die übrigen, aus Furcht, daß ſie unter den Schlägen ihren Geiſt aufgeben möchte. So bald ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, war der erſte Gegenſtand, der ſich ihren herumirrenden Augen darbot, ihre Tanten, ihre Brüder und ihre Vettern, alleſammt auf dem Fußboden liegend, und von Stockſchlägen ganz mürbe geſchlagen. Soyatan hatte die nämliche Klage wider ſie alle zuſammen anhängig machen, und alle ohne Unterſchied zu einerley Strafe verurtheilen laſſen, um es ihnen zu vergelten, daß ſie die Frau Conſtanzinn wider ihn in ihrer Tugend beſtärket hatten.

Kaum war dieſe wackre Frau, deren Schickſal das größte Mitleiden verdiente, von ihren Wunden und Contuſionen einigermaßen wieder geheilt, ſo brachte man ſie aus Louvo nach Judia. Man führte ſie in den Pallaſt des Königs, wo man ihr ein ſchönes Zimmer anwies, welches Soyatan für ſie bauen und aufputzen ließ. Dieſe Neuigkeit, die ihr nichts tröſtlicheres verſprach, als daß ſie abermalige Kämpfe würde auszuhalten haben, ſchlug ihren Muth noch mehr nieder,

als die Stockschläge, die sie bereits erduldet hatte. Sie faßte aber den edelmüthigen Entschluß, tausend Mal lieber ihr Leben hinzugeben, als einem so unbändigen und unmenschlichen Liebhaber zur Beute zu werden. Kurz darauf wurde sie durch die Herzhaftigkeit eines französischen Officiers der Wut des Soyatans aus den Klauen gerissen. Damit gieng es folgendermaßen zu.

Die Mutter der Frau Constanzinn war bey dem Unglücke, welches ihre Familie traf, gleich anfangs nach dem Quartiere der Japoneser geflüchtet. Hier wurde sie gefährlich krank, und verlangte ihre Tochter noch einmal zu sehen, ehe sie stürbe. Die Siameser, die mit den Chinesern beynahe einerley Sitten haben, beweisen ihren Aeltern die größte Ehrerbietung, und es wird nichts bey diesem Volke so heilig gehalten, als die Pflichten der Aeltern gegen die, denen sie ihr Leben zu danken haben. Die Frau Constanzinn suchte also um die Erlaubniß an, zu ihrer Mutter zu gehen, um sie zu sehen und ihr Trost zuzusprechen, welches ihr auch zugestanden ward. In dem Hause, wo ihre Mutter wohnte, traf sie einen jungen französischen Officier, Namens Sainte-Maria an, dem ehemals Constanz einige gute Dienste bewiesen hatte. Dieser wackre, unerschrockne und dankbegierige Europäer bot der Wittbe seines Wohlthäters seine Dienste an. Die Frau Constanzinn bedachte sich keinen Augenblick, sein Anerbieten anzunehmen, und that ihm den Antrag, daß er sie mit ihrem Sohne nach Bankok bringen möchte. Sainte-Maria gab ihr sein Ehrenwort, kam auch folgende Nacht wirklich zu ihrer Mutter, wo er sie abholte, und mit ihrem Sohne

nebst

nebſt einer Kammerfrau auf ein Ruderſchiff brachte, welches er auf dem Strom in Bereitſchaft hielt, wo ſie ſich dann einſchiffte, ohne daß es von einem Menſchen wäre wahrgenommen worden.

Allein damit war es noch nicht genug; ſondern nunmehr mußte er ſie auch bis nach Bankok, mitten durch eine unzählige Menge Corps de-Garden bringen, die man auf beyden Ufern des Stroms vertheilet hatte, damit ſie alle Schiffe, bey denen man keine Freypäſſe anträfe, in Beſchlag nehmen könnten. Die Frau Conſtanzinn, der die Gefahr, welche ihr drohete, gar nicht unbekannt war, beſchwor ihren großmüthigen Erretter aufs inſtändigſte, daß er ſie bey der geringſten Bewegung, welche die Siameſer etwan machen wollten, um ihn anzugreifen, mit ihrem Sohn in den Strom ſtürzen ſollte; aber das Ruderſchiff, welches ſehr klein war, wurde nicht bemerket, und gelangte am folgenden Morgen glücklich nach Bankok.

Die Beſatzung gab der Herzhaftigkeit des Sainte-Maria mit außerordentlichen Freudensbezeigungen lauten Beyfall wegen dieſer That; aber Desfarges, dem das Leben der Franzoſen anvertrauet war, mißbilligte das Unternehmen des franzöſiſchen Officiers, und erklärte ſich ohne Umſtände, er würde ihn ſtrafen und die Frau Conſtanzinn an die Siameſer wieder ausliefern, welche ſie auch ſchon zurückgefordert, und betheuret hatten, daß ſie die Capitulation nimmermehr unterſchreiben würden, wo fern man ſie ihnen nicht wieder heraus gäbe. Es iſt unbeſchreiblich, was für einen Kummer die unglückliche Dame empfand, da ſie hörte, daß ſie ſich auf den Schutz der Franzoſen, welche

welche sie jederzeit als ihre Schutzengel betrachtet hatte, keine Rechnung machen dürfte. „Wie?„ rufte sie seufzend aus, „soll denn nun Constanzens Wittbe die einzige unglückliche Person in der Welt seyn, die unter dem Panier der Franzosen keine Freystadt findet?„ Die Thränen, die Klagen, die Verzweifelung dieser Dame rührten die Officiers ungemein. Sie führten alle zusammen dem Desfarges zu Gemüthe, es würde eine Schande, und eine Niederträchtigkeit seyn, wenn man die Wittbe eines Mannes, der ihrer Nation die größten Dienste zu leisten jederzeit willig gewesen wäre, jetzt der Willkühr der Siameser Preis geben wollte. Desfarges hielt zwey Mal Kriegsrath, um die Officiers dahin zu bringen, daß sie ihren Entschluß ändern möchten, er richtete aber nichts aus. Vergebens stellte er ihnen vor, wenn er jetzt einer Frau mit ihrem Kinde die verlangte Freystadt gäbe, so setzte er dadurch das Leben aller Christen in Gefahr, die sich im Königreiche Siam aufhielten. Die Großmuth behielt die Oberhand über die Gefahr, und die Officiers betheuerten einmüthig und einstimmig; daß sie ihren letzten Blutstropfen für die Sicherheit einer Frau vergießen wollten, die sich einmal unter den Schutz Frankreichs begeben hätte.

Desfarges konnte freylich nicht anders glauben, als daß diese Großmuth der Officiers schlechterdings unglückliche Folgen für die Franzosen haben müßte, ohne daß die Frau Constanzinn am Ende vor der Gefahr gesichert wäre, und faßte den Entschluß seine ganze Auctorität anzuwenden, um sie den Siamesern wider in die Hände zu liefern.

Ehe

Ehe er aber Gewalt brauchte, schickte er den Bischof von Metellopolis zu der Frau Constanzinn, sie zu bereden, daß sie von freyen Stücken zurück gieng. Der Prälat stellte ihr vor, daß sie durch ihre Flucht nach Bankok das Seminarium, ihre eigne Familie, und alle Franzosen in die äußerste Gefahr setzte. Er ermahnte sie, sich für das gemeine Beste großmüthig aufzuopfern; aber des Bischofs Ansehen und Beredsamkeit waren vergeblich. Die Frau Constanzinn antwortete ihm mit großer Entschlossenheit, es gäbe in ihren Augen keinen Vortheil, der ihre Ehre und die Religion ihres Sohnes überwiegen dürfte, die sich bey dieser Sache in gleich großer Gefahr befänden, und sie wäre entschlossen, in Bankok zu bleiben, bis man sie mit Gewalt herausrisse. Welches auch bald darauf geschah. Es kam ein französischer Officier, der sie mit ihrem Sohne im Namen des Gouverneurs aufhob, und sie zitternd und ganz außer sich bis nach dem Ruderschiffe brachte, welches die Siameser bereit hielten, sie zu empfangen.

Die Frau Constanzinn gelangte gar bald wieder nach Judia; jedoch widerfuhr ihr nichts von den üblen Begegnungen, die sie zu befürchten Ursache gehabt hatte; Soyatan entsagte seiner Neigung zu einer Frau, die eher fähig war, das Aeusserste zu wagen, als die Beyschläferinn des Henkers von ihrem Gemahl werden. Die Frau Constanzinn wurde darauf verurtheilt ihre Lebenszeit in den Küchen des Palastes zuzubringen. Die Beschäftigungen welche sie da hatte, waren nicht schimpflich, denn in den Augen der Siameser bekleidete sie noch immer eine Ehrenstelle. Sie

hatte 2000 Weiber, welche sich zu verschiedenen Arbeiten im Schloß aufhielten, unter ihrer Aufsicht. Sie hatte die goldenen und silbernen Becher des Monarchen in Verwahrung, so auch die Garderobe, nebst allen Früchten, welche auf die königliche Tafel kamen. Ihre außerordentliche Uneigennützigkeit ist zu bewundern: sie hätte sich jährlich grosse Summen machen können und zwar auf die erlaubteste Weise, sie ließ aber alles in die königliche Kasse zurück fließen. Der König selbst bewunderte sie, denn beynahe alle, welche ihn umgaben, waren geizige und schlecht denkende Menschen: er sagte öfters, daß nur Christen im Stande wären, Reichthümer so gering zu schätzen.

Ob sie nun gleich nicht völlig so unglücklich war, als sie anfangs vermuthen mußte, so hatte sie doch als Mutter vielen Kummer, denn ihres Sohns war sie beraubt, und befürchtete immer, daß man ihn unter die heidnischen Priester möge gesteckt haben. Doch endlich erfuhr sie, daß er unter der Aufsicht des Bischofs und der französischen Mißionarien im Seminarium erzogen würde. Nach einigen Jahren bekam er Dienste unter den königlichen Seetruppen, und gieng als Kapitain auf die Küste von Coromandel. Sein Hof gebrauchte ihn bey einer Negotiation im Jahr 1749, welche von Seiten des französischen Hofs M. Düpleix führte. Dieser große Mann errinnerte sich der Dienste, welche der alte Faulcon seiner Nation gethan hatte, sehr genau, und freute sich, dem Sohn desselben einige Erkenntlichkeit dagegen beweisen zu können: er kam auch mit sehr ansehnlichen Geschenken zurück, und wurde im Siam sehr

wohl

wohl aufgenommen. Viele von den großen Talenten, welche ſein Vater hatte, beſaß auch er, und bahnte ſich dadurch den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen. Er war dabey auch eben ſo freygebig wie ſein Vater, und ſuchte nur Reichthümer, um Königen und Prinzen außerordentliche Geſchenke machen zu können. Dieſe Verſchwendung machte zwar, daß man ihn ungemein achtete, aber ſein Vermögen war auch bald erſchöpft. Er ſtarb 1754 und hinterließ ſeine Frau nebſt einem Sohn und vielen Töchtern in den dürftigſten Umſtänden. Einige von ihnen verheyratheten ſich, die übrigen aber ſtarben kurz nach ihres Vaters Tode: der Sohn lebte noch vor kurzem in Siam in dem Quartier der Portugieſen. Dieß war alſo das Schickſal einer Familie, die ſchon auf dem Puncte geſtanden hatte das Oberhaupt eines großen und reichen Königreiches zu werden.

Mittlerweile wurde die Unterhandlung, die durch den Vorfall mit der Frau Conſtanzinn unterbrochen worden war, begierig wieder angefangen, und der Friedensvertrag unterzeichnet. Die Siameſer lieferten den Franzoſen Lebensmittel, und drey Fregatten, auf welchen ſich die Beſatzung nebſt den Mißionarien einſchiffte; die Franzoſen gelangten auch im Monat Februar 1689 glücklich nach Pondichery.

Verfolgung der Chriſten nach der Abreiſe des Desfarges.

Durch die Abreiſe der Franzoſen wurden die Chriſten ihrer bisherigen Vertheidigung beraubt,

und die Siameser fiengen an, sie auf das Schrecklichste zu verfolgen: der Bischof von Metellopolis war ihr erstes Opfer. Er wurde auf die schimpflichste Art aus seinem Fahrzeuge geschleppt, durch den Koth geschleift, und lange Zeit blieb er der Sonnenhitze und beschwerlichen Insekten, welche ihn stachen, ausgesetzt. Die unbarmherzigen Siameser rauften ihm den Bart aus, spien ihm ins Gesicht, und diejenigen welche, nicht zu ihm kommen konnten, warfen mit Koth nach ihm. Der Barkalon, der bey allem diesen gegenwärtig war, und eine so schimpfliche Begegnung durch einen einzigen Blick hätte endigen können, schien auch nicht der geringsten Empfindung von Mitleid fähig zu seyn. Auf ähnliche grausame Art wurden alle übrige Franzosen behandelt. Die siamesischen Soldaten, welche durch keine Manneszucht im Zügel gehalten wurden, thaten einen Einfall in das Jesuitercollegium. Weder die Jugend noch die zum Wiederstand unfähigen Alten wurden geschont. Alle wurden in schreckliche Gefängniße geworfen, und ihr Wärter machte sich ein wahres Verdienst daraus, den Gefangenen Hunger und Kälte fühlen zu lassen. Sieben von ihnen starben bald, allein die Mißionarien, welche schon mehr abgehärtet waren, mußten länger leiden.

Alle Gassen von Siam waren fürchterliche Schauplätze. Die französischen Priester und Soldaten, beynahe ganz nackigt, bleich und ausgezehrt, erreichten mit Mühe einen andern Ort, und bewegten sich auch dann nur, wenn ihnen Nahrungsmittel vorgeworfen wurden, um sie zu erlangen;

gen; andere, auf welche die Siameſer beſondern Haß geworfen hatten, mußten, ihrer Kraftloſigkeit ohngeachtet, Laſten tragen.

Die Mahometaner ſchienen ihren natürlichen Haß gegen die Chriſten bey Seite zu ſetzen, ihre Herzen fühlten, und ſie gaben eine Bittſchrift ein, worinnen ſie die Siameſer durch Grundſätze des allgemeinen Völkerrechts, welches eine ſolche Behandlung der Kriegsgefangenen unterſagt, zum Mitleiden erwecken wollten: aber alles war vergebens. Ihr Oberſter, ein Mandarin von der erſten Claſſe, befürchtete, daß man die Bittſchrift für ſein Werk erklären möchte, und um nicht in Ungnade zu fallen, nahm er das grauſame Syſtem des Hofs an. Er ſelbſt übte an zween Mißionarien die allergrößten Grauſamkeiten aus, und machte ſie durch anhaltende ſchwere und ſchimpfliche Arbeiten völlig mürbe. Die engliſchen Officiere ſetzten ſich endlich dagegen, und drohten, daß ſie jeden Moren, der ihnen aufſtoßen würde, niedermachen wollten, wenn ſie dieß unerhörte Verfahren nicht endigen würden. Unter den ſchrecklichſten Drohungen wollten ſie endlich von dieſen Unglücklichen eine große Summe Geld erpreßen, die ihnen zu bezahlen unmöglich war; doch um den Martern auszuweichen, baten ſie um Allmoſen. Die Engländer waren die einzigen, welche ſich ihrer annahmen, und ein Mißionar Pomard, welcher den König von einer Krankheit geheilt hatte, auch deswegen frey war, ließ ſeinen Brüdern, ſo viel er ohne ſeinen eigenen Nachtheil thun konnte, zufließen. Die Allmoſen mußten ſehr heimlich gereicht wer-

den, denn der Pöbel fiel gleich zu, und machte die Mitleidigen eben so unglücklich. Ein Armenier, welcher den Gefangenen Lebensmittel zutrug, wurde in Ketten geschmiedet, und nach etlichen Tagen machten ihn die heidnischen Priester auf die grausamste Art nieder, in der Meynung, daß sie ihren Göttern dadurch das größte Opfer brächten. Zween Portugiesen, nachdem sie peinlich behandelt worden waren, wurden verdammt Elephanten zu warten, ihre Weiber und Stiefmütter kamen in Sclaverey.

Der Haß gegen die Christen fieng sich an zu stillen, als die Nachricht einlief, daß Desfarges mit fünf Fahrzeugen zu Jonsalam vor Anker läg. Ganz Siam gerieth darüber in große Unruhe, und man glaubte allgemein, daß die Franzosen auf mehrere Verstärkung hofften, um sich dann wegen der Beleidigung, die ihrer Nation widerfahren, zu rächen. Allein die Furcht verringerte sich gar bald durch einen Brief des französischen Generals, welcher neue Versicherungen seiner feindlichen Gesinnungen enthielt: zugleich führte er seine Bewegungsgründe wegen der Zurückhaltung der Geiseln an, und erklärte, daß er seine rechtmäßigen Foderungen wollte fahren lassen, um dadurch die errichtete Allianz zwischen beyden Monarchen nicht zu stören. Er schickte die Geiseln nebst den Schiffen, welche ihm die Siameser geliehen hatten, zurück, und kündigte den Siamesern an, daß bald ein neuer Vorsteher über das französische Comtoir anlangen würde, um die Rechnungen in Ordnung zu bringen.

Der

Der Biſchof wurde darauf von ſeinen Ketten befreyt, und zur Audienz geführt: in den elendeſten Kleidern, ohne Schuhe und Hut erſchien er: die übrigen Mißionarien wurden gleichfals herzu gerufen, doch blieben dieſe geſchloßen. Der Mandarin, welcher in der Verſammlung oben an ſaß, erklärte darauf mit der größten Ernſthaftigkeit, daß, wenn der franzöſiſche General auch nur die geringſte Feindſeligkeit ausüben würde, alle Chriſten in Kanoen geladen werden ſollten: der Biſchof mußte dieſe Erklärung an den General ſchreiben. Der König ließ einen eigenen Brief mit einſchließen, deſſen Innhalt der Biſchof aber nicht erfuhr. Die Gefangenen wurden von ihren Arbeiten befreyt, und man führte ſie in weitläufigere Gefängniße, worinnen ſie viel weniger zu leiden hatten.

Desfarges, welcher gern unter Segel gehen wollte, ſchickte auch die letzte Geiſel zurück, welcher dann die Art, mit welcher er von den Franzoſen behandelt worden, außerordentlich lobte. Man glaubte, der Hof in Siam würde dadurch ſo weit gebracht werden, die Gefängniße zu öfnen, allein der Biſchof war der einzige, welcher auf völlig freyen Fuß geſetzt wurde. Die übrigen Gefangenen gaben darauf eine Schrift ein, in welcher ſie um ihre Freyheit oder den Tod baten: dieſe hatte ihre Wirkung, denn die Gefangenen wurden von ihren Ketten befreyt, und der Hof ließ einen ſtrengen Befehl ertheilen, dieſen Fremden keine Beſchimpfungen anzuthun, auch ſollte ſie niemand in ihren Religionsübungen ſtören. Alles dieß ließ eine baldige völlige Befreyung mit Grunde hoffen, die Holländer aber, welche befürchteten, daß die

Franzosen in ihre ehemalige Gnade kommen möchten, sprengten aus, daß Frankreich sich rüste, um Siam mit Krieg zu überziehen: unglücklicher Weise wurde dieser Erdichtung Glauben beygemeßen. Die Gefangenen wurden wiederum in Ketten und Gefängniße gelegt, und selbst Pomard, der sonst bey Hofe in allgemeiner Achtung stand, war nicht vermögend diesen Argwohn zu tilgen. Die Gefangenen wurden auf eine nahe Insel gebracht, wo sie theils durch die böse Luft, theils durch den Gestank in den Gefängnißen aufgerieben wurden.

Ums Ende des Jahres 1690 kam der Peter Tachard zu Mergui an, und ehe er weiter ins Königreich gieng, meldete er den Barkalon; daß er einen Brief des Königs von Frankreich überbringe, wodurch er den völligen Frieden zwischen beyden Königreichen herzustellen gedächte: zugleich ließ er sagen, daß er nicht eher eine Audienz verlange, bis man ihm vorher zu wißen gethan hätte, wie man ihn aufnehmen würde, denn da er als Gesandter käme, so sey ihm dieß zu wissen nöthig, um nicht etwas seiner Würde nachtheiliges zu thun oder zu leiden.

Diese Gesandschaft that die gewünschte Wirkung; denn kurz darauf wurde das Seminarium wieder hergestellt, und durch den Fleiß des Bischofs von Metellopolis aufs Beste eingerichtet. Ein Armenier schoß eine ansehnliche Summe Geldes dazu her, welche der Vorsteher des französischen Comtoirs Herr Deslandes wiederum ersetzte. Der König von Siam fand endlich selbst Wohlgefallen an diesem Institut, er beschenkte es mit einer Summe Geldes, und erlößte verschiedene Christen aus ihrer Sclaverey.

Folge

Folge der merkwürdigſten Begebenheiten bis auf die Revolution im Jahr 1760.

Das Königreich Siam war am Ende des vorigen Jahrhunderts blühend und angeſehen. Die Mittel, welche Frankreich dazu beytrug, waren von der Art, daß dadurch das Glück des Staats hätte aufrecht gehalten, und vielleicht auch die ganze innere Verfaßung verbeſſert werden können; aber eben dasjenige, welches dem Reiche einen neuen Glanz geben ſollte, war die Haupturſache aller der Unglücksfälle und Zerrüttungen. Die Siameſer verkannten den Werth deſſen, worauf ihre ganze Sicherheit beruhte, und wodurch ihr Ruhm unumſchränkt hätte werden können. Der kleinmüthige Monarch befürchtete von 500 Mann, die man zu ſeinem Schutz gegeben hatte, bezwungen zu werden. Er glaubte, daß ſie nichts als Ehrgeizige wären, welche unter dem Scheine von Freunden, nichts als ſeine Tyrannen werden wollten. Die Talapoinen, welche ihn bloß deswegen auf den Thron geſetzt hatten, weil er ſich für ſie und ihre Gebräuche ſo ſehr intreßirte, beſtärkten ihn aus politiſchen Gründen in ſeiner vorgefaßten Meynung.

Pitracha, der einen Thron beſtiegen hatte, welcher mit dem Blute der wirklichen königlichen Familie beſudelt war, beſaß alle Talente eines groſſen Mannes, aber auch alle Laſter eines Böſewichts von der erſten Größe. Nachdem er die Franzoſen genöthigt hatte, ſeine Staaten zu verlaſſen, dünkte er ſich völlig ſicher von den Anbetern ſeines Glücks umgeben, und mitten im Genuß der Früchte ſeiner

Laster, erschien ein Priester von Pegu, welcher sich für den ältern Bruder des letzten rechtmäßigen Königs ausgab, und zu einer neuen Rebellion Anstalten machte. Er war lange Zeit als Gefangener in Judia gewesen, und sich während dieser Zeit genau von dem Zustand des Staats unterrichtet. Dieser Betrüger kleidete seinen Roman in die verführerischesten Ränke ein, und 10000 Siameser stellten sich unter seine Fahne. Er übertölpelte alle seine Leute leichter, als daß er sich ordentliche Soldaten anwarb; durch Erscheinungen, welche er gehabt zu haben vorgab, verdunkelte er die Augen aller: keiner sah die Größe der Gefahr ein, und alle schienen entschlossen zu seyn, ihr Oberhaupt entweder zu rächen, oder mit ihm zu sterben.

Der Sohn des regierenden Königs gieng eines Tages, einer Lustbarkeit wegen, an einen von der Hauptstadt etwan 2 Meilen entfernten Ort. Die Begleitung, welche er bey sich hatte, war sehr zahlreich und prächtig. Der peguanische Priester versteckte sich in einem Gebüsch, wo er glaubte, daß der Zug durch kommen müßte, er wollte dann zu gehöriger Zeit mit allen seinen Leuten ausfallen und den Prinzen nebst dem ganzen Gefolge niedermachen. Darauf wollte er in die Hauptstadt eindringen, wo seiner Meynung nach alles in der größten Ruhe seyn sollte, sich des Königs bemächtigen und ihn nebst seiner Familie umbringen. Dieß Unternehmen war auf die geheimnißvollste Art abgeredet, und würde gewiß gelungen seyn, wenn es nicht durch den natürlichen Argwohn, der diesem Prinzen eigen war, wäre entdeckt worden. So bald er die

bewafnete

bewafnete Rotte erblickte, entfloh er ſo geſchwind wie nur möglich, ohne ſich zu vertheidigen, und hinterließ ein anſehnliche Beute, wodurch die Verſchwornen angereizt wurden, ihn weiter zu verfolgen.

Nachdem ſie ihre Habſucht geſtillet hatten, rückten ſie vor die Hauptſtadt, welche ſie ohne Vertheidigung zu finden hoften. Pitracha hatte aber ſchon einen Wink von der Gefahr, in welcher ſein Sohn geweſen war, bekommen, und in aller Geſchwindigkeit ließ er 12000 Mann zuſammen rücken, um den Aufrührer zu beſtrafen. Der Prieſter blieb in ziemlicher Faßung, allein ſeine Leute befolgten ſeine Befehle bey dieſer Gefahr nicht ſo, wie er gehoft hatte, und weil die Zucht unter ihnen nicht ſtrenge genug war, zerſtreute ſie Pitracha gar bald. Dreyhundert von ihnen wurden gefangen genommen und eben ſo viele blieben auf dem Platz. Der Prieſter irrte noch verſchiedene Tage mit einem jungen Menſchen, der ihn nicht von der Seite gieng, im Gehölz herum, man fand ihn aber eines Tages unter einem Baum ſchlafend, und brachte ihn nach Judia. Hier wurde er an einen Pfahl geſchloſſen, und verſchiedene Tage war er den ſchimpflichen Behandlungen des Pöbels ausgeſetzt; darauf wurde ihn der Leib aufgeriſſen, und er ſchien noch einiges Leben zu haben, als die Hunde ſchon ſeine Eingeweide verzehrten.

Pitracha muß demohngeachtet nicht lange regiert haben, denn im Jahr 1700 war ſein Sohn ſchon auf dem Thron. Seine erſten Regierungsjahre bezeichnete er durch die abſcheuliche Verbindung mit der Wittbe ſeines Vaters, die ihm nur

ihre

ihre Hand, nicht aber ihr Herz gab. Die Bestimmung dieser Prinzeßinn war merkwürdig, denn sie war die Gemahlinn vom Vater, Sohn, und Enkel, zwar nie aus Liebe, sondern aus eigennützigen Absichten: am Ende schien ihr das Leben beynahe unerträglich, und sie begab sich in die Einsamkeit, und starb darinnen 1715.

Der neue abergläubische Monarch ergab sich in allen den Leitungen seiner Priester, und seine Hauptbeschäftigung bestand darinnen, Götzentempel zu bauen. Aller Handel und Industrie fielen, und das Volk, welches nur mit den närrischen Cerimonien beschäftigt war, ließ alle Mittel, durch welche es sich vor den Einfall fremder Nationen hätte schützen können, aus der Acht. Die Götzen hatten unzählige Anbeter, dagegen fehlte es aber dem Staat an Soldaten. Das Glück hingegen wachte über Siam; alle benachbarte Könige führten unter einander Krieg, und dachten daher nicht auf neue Eroberungen.

Bald darauf aber fiel eine große Dürre ein, und der sonst ergiebige Boden wurde durch eine unaussprechliche Sonnenhitze zu dürrem Sand verbrannt. Aller vorräthige Reis, welcher das gewöhnlichste und vorzüglichste Nahrungsmittel ist, war in kurzer Zeit verzehrt; auch die Fische wurden selten, und die, welche man noch fieng, waren vergiftet. Das Wasser in Menan, welches gewöhnlich sehr hell und klar ist, wurde dick und so grün, daß man damit färben konnte. Die Oberfläche des Wassers war mit einer noch grünern und dickern Materie überzogen; alle Fische, welche man mit dem Netz herauszog, waren halb oder schon

ganz

ganz tod. Der König, welcher befürchtete, daß ſich die Krankheiten, welche ſchon im Lande graßirten, vermehren möchten, unterſagte allen Einwohnern von dieſem Waſſer zu trinken oder ſich darinnen zu baden. Dieſes Verboth erregte ein Gemurmel unter dem Volk, welches das Waſſer ſchlechterdings nicht entbehren konnte. Es war einem totalen Aufruhr nahe, als der Hof den glücklichen Einfall hatte, durch Aberglauben die Ruhe herzuſtellen. Die Prieſter ſprengten aus, es habe ſich vor den Stadtthoren eine gewiſſe Gottheit Prain genannt, ſehen laſſen, welche angekündigt hätte, daß dieſe Veränderung des Waſſers eine ihrer Wohlthaten ſey, und daß ſich die anſteckende Seuche dadurch bald verlieren werde. Durch dieſe Nachricht ertrug das Volk den ſchlechten Geſundheitszuſtand, und tröſtete ſich mit Hoffnung: alle liefen zum Fluß um zu baden und ſich mit dem grünen Schlamm zu beſtreichen, der ihnen kurz vorher Gift zu ſeyn ſchien. Nach ohngefähr 15 Tagen veränderte ſich dieß Phänomen wieder, denn es fiel ein Regen ein, welcher die Felder wiederum fruchtbar machte.

Sonſt trug ſich weder unter dieſem Prinzen, noch unter der Regierung ſeines Sohns etwas merkwürdiges zu, und deſſen Nachfolger richtete nur neue Unordnungen an. Seine Armee, welche 40000 Mann ſtark war, fiel, nebſt einer anſehnlichen Flotte, auf welcher ſich noch 2000 Mann befanden, das Königreich Cambaye an, welches zu der Zeit durch bürgerliche Kriege in traurigen Umſtänden war. Die ſiameſiſche Macht würde ohne allen Zweifel das Land erobert haben, wenn ſie von

einem

einem geschicktern General wäre commandirt worden. Der König, welcher sich allen Wohllüsten in seinem Serail überlies, hatte seinem ersten Minister, welcher geschickter war Friedensschlüsse zu Stande zu bringen, als Kriege zu führen, zum Chef der Armee ernannt. Der Minister selbst kannte seine Schwäche, und that deswegen Vorstellungen beym König, der aber antwortete, daß derjenige, welcher Länder zu regieren wisse, auch als Sieger glücklich seyn müsse.

Der König von Cambaye fühlte sich zu schwach, um sich zur Gegenwehr anzurüsten: er befahl daher, daß sich alle Unterthanen von der Gränze mit allen Habseligkeiten in die Hauptstadt zusammen ziehen sollten: was sie aber von Sachen nicht mit fort schaffen könnten, sollten sie verbrennen. Alle Felder wurden dadurch Wüsteneyen, und 50 Meilen weit ins Land konnten kaum Thiere ihren Unterhalt finden. Der König erklärte sich auch noch überdieß zum Vasallen von Cochinchina, wodurch er sich eine Hülfe von 50000 Land und 3000 Seetruppen verschafte.

Die siamesische Macht setzte, in dem festen Vertrauen, daß sie sowohl in Ansehung ihrer Uberlegenheit an Macht, als auch wegen der Zaghaftigkeit der Feinde, von denen sie keine Hinderung befürchtete, ihre Absicht erreichen würde ihren Marsch fort. Sie fand auch in den öden Gegenden keinen Wiederstand, dagegen aber richtete der Hunger desto stärkere Niederlage unter ihr an: Er nöthigte die Armee, alles Vieh zu tödten, und weil die Soldaten an diese Kost nicht gewöhnt waren, bekamen sie ansteckende Fieber, und die

Hälfte

Hälfte von ihnen starb. Der General hatte dieß zwar vorher befürchtet, allein er konnte es nicht abändern: er ließ den Rest seiner Armee sich zurückziehen, und auch dieser Rückzug war traurig, denn der Feind legte tausend Hindernisse in den Weg.

Die siamesische Flotte, welche der feindlichen an Macht vier Mal überlegen war, hatte kein besseres Schicksal. Die kleinen Schiffe steckten die Stadt Ponteamas in Flammen, und 200 Fässer Elfenbein wurden Beute gemacht. Die Cochinchineser fielen während der Zeit, da die Galeeren entfernt waren, die größeren Schiffe an. Die siamesischen Galeren lagen auf dem Fluße, und weil das Wasser gar nicht tief war, konnten sie ihren Schiffen nicht zu Hülfe kommen: zuletzt wurden sie durch die Furcht Hungers zu sterben, dahin gebracht, zurück zu segeln.

Revolution im Jahr 1760.

Ehe man diese Revolution deutlich erzählen kann, ist es nothwendig etwas von der Thronfolge zu sagen. Der Nachfolger des Pitracha hatte verschiedene Söhne, weil er aber den ältesten nicht leiden konnte, ernannte er den zweeten zu seinem Nachfolger. Dieser schien den Thron auch eines einzigen vortreflichen Zugs wegen zu verdienen, welcher darinnen bestand, daß er die Ernennung zum König ausschlug, damit seinem ältern Bruder kein Nachtheil erwachsen und ihm ein Recht, welches er von der Natur hatte, nicht genommen werden sollte. Die Bedingung machte er, daß wenn sein Bruder eher als er stürbe, ihm sodann die Regierung

gierung übertragen werden sollte. Der ältere Prinz trat also die Regierung an, und der jüngere wurde zum Kronprinzen ernannt.

Der neue König hatte gleichfalls mehrere Söhne, aus väterlicher Zärtlichkeit vergaß er das vortrefliche Beyspiel seines Bruders, welches ihm beständig hätte heilig seyn sollen, und begieng gegen sein gegebenes Wort die Untreue, seinen ältesten Sohn, welcher den Orden der Talapoinen angenommen hatte, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dieser junge Prinz überlegte mehr, wie schimpflich es ist, ein gemachtes Versprechen umzustoßen, und er zog ein einsames Leben demjenigen vor, welches er hätte genießen können, wenn er fähig gewesen wäre, den niederträchtigen Vorschlag seines Vaters anzunehmen. Der König, als er sah, daß er auf seiner Ausschlagung hartnäckig bestand, ernannte seinen zweeten Sohn im Jahr 1733 zum Nachfolger, und starb bald darauf an einem krebsartigen Halsschaden.

Der Bruder des verstorbenen Königs, der allgemein Kronprinz hieß, und von den Siamesern auch als ihr künftiger Herr verehrt wurde, hielt in seinem Pallast beständig 5000 Soldaten, die augenblicklich bereit waren, die Rechte ihres Herrn zu vertheidigen. Sein Brudersohn ließ um das Testament seines Vaters zu erfüllen, vor dem Pallast 40000 Mann zusammen kommen, um sie seinem Nebenbuhlern entgegen rücken zu lassen. Die vier ersten Generale der siamesischen Armee hatte er durch Ränke auf seine Seite gebracht, und es war ihm als Besitzer des königlichen Schatzes nicht schwer, sich einen großen Anhang zu erkaufen.

Das

das ganze Volk stand unter den Armen der Minister, welche sich schmeichelten, unter einem so jungen unerfahrnen Könige die Ruder des Staats nach eigener Willkühr führen zu können.

Alle Große begaben sich unter die Fahne des Prinzen; sie triumphirten schon über ihr Werk, und bereiteten dadurch seinen und ihren eigenen Sturz. Die Eifersucht über das Commando erzeugte eine Theilung. Die vornehmsten Officiere bildeten sich ein, der Barcalon wolle sie durch seine grenzenlose Gewalt zu Werkzeugen seiner Größe und seines Stolzes machen: sie dachten, wenn sie auch mächtig genug wären, den Kronprinzen zu unterdrücken, daß dieser vielleicht doch Mittel finden würde, sein Recht zu erlangen, und sich die Krone aufzusetzen. Sehr vielen schien es daher ruhmwürdiger, ihrem wahren Herrn zu gehorchen, als sich einem ihres Gleichen zu unterwerfen: alle arbeiteten insgeheim von ihrem ersten Vorhaben mit guter Art abzugehen.

Der Krieg brach zwischen beyden Parteyen aus, und der getheilte Anhang des Volks richtete die größten Verwüstungen an. Der große und kleine Pallast beschossen sich wechselsweise mit Kanonen, so daß die ganze Stadt in kurzer Zeit in Ruin lag.

Der Barcalon, welcher sich auf die Ueberlegenheit seiner Macht verließ, ermahnte seine Leute durch Aberglauben zur Tapferkeit, und faßte den Entschluß ein Haupttreffen zu liefern, durch dessen glücklichen Ausgang er sich zum Herrn des kleinern Pallastes zu machen gedachte. Es kam zum Handgemenge, die Truppen des Kronprinzen geriethen

in Unordnung, und mußten sich bis an die Mauern des Pallastes zurückziehen. Die Sieger berathschlagten untereinander, ob sie noch einen Hauptangrif wagen wollten. Der Barcalon und seine vorzüglichsten Anhänger waren davor, aber viele der ersten Officiere stellten vor, daß die Nacht anrücke, und daß dadurch der Angriff zu blutig und schrecklich ausfallen könnte; auch sagten sie, der Soldat würde in der Finsterniß ohne Zeugen seiner Tapferkeit den Muth sinken lassen, und nicht so eifrig an die Erfüllung seiner Pflichten denken: wenn man den Angriff hingegen bis an den folgenden Tag aussetzte, so wäre man besser im Stande das Blut seiner eigenen Leute zu schonen: diese Vorstellung fand allgemeinen Beyfall, und der Sturm wurde verschoben.

Der Kronprinz wurde von allem diesem durch ausgeschickte Spionen benachrichtigt, und er glaubte, daß er sich die Sicherheit seiner Feinde, in welcher sie durch ihren Vortheil waren, würde zu Nutze machen können; er wuste auch, daß der Angreifende am furchtbarsten sey, und er fiel die Feinde, welche bis an die Mauer seines Pallastes vorgedrungen waren, mit Herzhaftigkeit an. Die Nacht verdoppelte die Schrecken des Angriffs. Das Getöse der Waffen, das Geschrey der Fechtenden, welche entweder andere tödteten oder selbst umkamen, machte die Siameser glauben, daß diese Nacht sie auf ewig ausrotten könnte, sie blieben vor Schrecken ohne Vertheidigung, warfen die Waffen von sich, und ergriffen die Flucht, und die Leute des Kronprinzen verfolgten sie, bis zur Mauer des großen Pallastes. Der König schickte

gleich

gleich neue Truppen, um die Gefahr, in der er ſich befand, wieder abzuwenden, dieſe aber ſchlugen ſich lieber auf die Seite der Siegenden, und achteten den Befehl ihres Herrn nicht.

Er ſah ſich nun zwar von ſeinen Unterthanen betrogen und verlaſſen, deſto größeres Zutrauen ſetzte er auf ſeine Malayen, welche er in Dienſten hatte. Er machte ſie durch außerordentliche Geſchenke, und noch weit größere Verſprechungen ihre Dienſte zu belohnen, beherzt, und ſie rückten mit einer Entſchloſſenheit, welche ſchon den Sieg zu verkündigen ſchien, aus dem Pallaſt. Sie waren noch nicht weit vom Schloß entfernt, als ſie das größte Beyſpiel von Treuloſigkeit dadurch bewieſen, daß ſie theils ganz entflohen, um ihre Schätze in der Einſamkeit zu genieſſen, theils auch zu ihren Feinden, welche ſie zu ſchlagen verſprochen hatten, überliefen.

Der Barcalon und der Schakri, welche auf der hohen Mauer des Pallaſtes ſtanden, waren Zeugen dieſer für ſie ſo traurigen Begebenheit. Sie verzweifelten an ihrem Heil, und machten ſich, unter dem Vorwand neue Befehle zu ertheilen, unſichtbar. Alle übrige Officiere ſchlichen ſich gleichfalls davon, und ſuchten ſich Freyſtädte, um der erſten Wuth ihres Ueberwinders auszuweichen. Der König war nun ganz verlaſſen, und hatte nichts als den Tod zu erwarten. Der ältere hatte ſich in ſeine Pagode begeben, und beweinte da ſein Mißgeſchick, an dem er in der That nicht die mindeſte Schuld hatte. Beyde Prinzen fanden noch ein Mittel, nebſt etlichen Bedienten auf einem Boot zu entkommen, und nahmen eine große Summe Geldes mit ſich.

So bald der Kronprinz erfuhr, daß der königliche Pallast geräumt sey, gab er Befehl, daß seine Leute ihn besetzen sollten. Verschiedene Prinzen der königlichen Familie hielten sich noch darinnen verschlossen, wurden aber bald entdeckt, in Ketten geschmiedet und mußten alle nur ersinnliche Qualen ausstehen. Dieser bürgerliche Krieg kostete viel Blut; doch aber kamen weniger Menschen im Kriege selbst um, als durch das Schwerdt der Henker.

Der neue Monarch bestieg den Thron, und regierte, ohngeachtet er sich des Gedankens wegen, daß er durch Aufopferung seiner Unterthanen ihn bestiegen, also in Furcht schweben mußte, mit ziemlicher Mäßigung. Er ernannte den ältesten von seines Bruders Söhnen zu seinem Nachfolger; dieser aber schlug es aus, und starb als Priester.

Der König saß in der That noch immer auf einem schwankenden Throne, denn die beyden entflohenen Prinzen waren noch nicht in seiner Gewalt. Die alten Minister durchirrten das Königreich, und bemühten sich die bürgerlichen Zerrüttungen wieder anzufangen, deren Feuer bis jetzt nur gedämpft, aber nicht sowohl verlöscht war. Der Schacri und Barkalon erschienen nicht lange darauf mit einer außerordentlichen Dreistigkeit, in Kleidung der Talapoinen gehüllt, in der Hauptstadt. Sie glaubten, daß sie unter einer so ehrwürdigen Gestalt ungestraft bleiben würden. Der Monarch, um die hergebrachten Gesetze, welche er selbst zu halten versprochen, nicht zu brechen, ließ beyde durch den obersten Talapoinen in Verhaft nehmen. Sie erschienen auch vor dessen Richterstuhl,

ſtuhl, und muſten ein ſtrenges Verhör ausſtehen: alle ihre künſtlichen ſpitzfindigen Antworten wurden wiederlegt, und ihre Errettung von dem ſchrecklichſten Tode brachten ſie ſich dadurch zu wege, daß ſie betheureten, nicht Anlaß zu den Händeln gegeben zu haben, ſondern einzig und allein die Befehle des Königs, dem ſie einen unumſchränkten Gehorſam ſchuldig geweſen wären, vollzogen hätten. Zuletzt büßten ſie ihr Leben aber doch noch ein.

Die beyden Prinzen, welche entflohen waren, machten dem Monarchen noch immer Unruhe. Ohngeachtet vieler Bemühung, welche angewandt wurde, ihrer habhaft zu werden, hatten ſie doch noch immer Mittel zu entwiſchen gefunden. Es lag dem König ſehr viel daran, ſie abzuhalten bey einer benachbarten Nation ſich einzuſchmeicheln, um vor einer abermaligen Revolution ſicher ſeyn zu können. Sie hatten ſich in einem Reisfelde verſteckt, und waren von allen ihren Bedienten bis auf einen einzigen verlaſſen, welcher zu ihrer Unterhaltung täglich etwas Reis und Fiſche für ſie ſuchte. Vier Wochen lebten ſie in dieſem Zuſtande.

Zuletzt erkannte man den Bedienten, welcher an einem öffentlichen Ort einige Lebensmittel für ſeine unglücklichen Herrn einkaufte. Verſchiedene Leute bezeugten, daß er ſich mit den Prinzen zu gleicher Zeit unſichtbar gemacht habe, und er alſo wahrſcheinlich den Ort ihres Aufenthalts wiſſen müſſe. Man drang ſo ſtark in ihn, daß er ſein Geheimniß entdeckte. Die Prinzen wurden alſo bald aus ihrem Winkel hervorgezogen, und in die Gefängniße des Pallaſts geführt. Sie zweifelten in geringſten nicht, daß ſie würden ſterben

müssen, und als Söhne des größten Feindes vom Königt dachten sie gar an keinen Pardon. Sie kamen ins Verhör und zeigten in ihren Antworten so ungemein viele Gegenwart des Geistes, als man von so jungen Prinzen nur vermuthen konnte. Der Urtheilsspruch, daß sie sterben sollten, war schon geschehen, noch ehe sie waren befragt worden.

Der jüngere hatte verschiedene Masquen zu einem Stück, welches auf seinem Befehl vorgestellt werden sollte, machen lassen, diese vor seinem Ende noch sehen zu dürfen, bat er sehr, und es wurde zugegeben: man kann daraus sehen, wie kindisch oder leichtsinnig dieser Prinz noch gedacht haben muß. Umsonst bat die Königinn um Gnade, denn der König glaubte überzeugt zu seyn, daß beyde eine Denkungsart haben müsten, welche über kurz oder lang einen sehr schädlichen Einfluß auf den Staat haben könne. Durch den Tod dieser Prinzen wurde der Kronprinz erst wirklicher König. So hart er gegen diese Prinzen gewesen war, eben so zärtlich liebte er seines Bruders Sohn, welcher die Krone, die ihm doch sowohl vom Könige als allen Siamesern angeboten wurde, ausgeschlagen hatte. Dieser Vorzug erregte bey dem ältesten Sohn des Königs großes Mißvergnügen, und er faßte den boßhaften Entschluß, diesen rechtschaffenen Prinzen zu ermorden. Zween seiner Brüder überredete er, daß sie mit ihm gemeinschaftliche Sache machten, und sie setzten den Tag fest, an welchem sie ihr schändliches Vorhaben ausführen wollten. Der Prinz machte eben beym König seine Aufwartung, und im Weggehen traf er seines Bruderskinder in einer Stellung an, aus welcher

er

er ganz deutlich ſchlieſſen konnte, daß ſie ihm nach dem Leben trachteten. Der Prinz eilte ganz erſchrocken zurück, und warf ſich dem König zu Füſſen, welcher ihn, nachdem er von der Schandthat unterrichtet war, zu tröſten ſuchte. Der zweete und dritte Sohn wurden als Hauptſchuldige angegeben. Der Vater ganz außer ſich, ließ ſie vor ſich rufen, und verdammte ſie zu harten Strafen: um ſich aber davon zu befreyen, entdeckten ſie, es ſey durch Zureden ihres Bruders geſchehen, daß ſie ſich zur Vollbringung dieſer ſchändlichen That hätten anheiſchig gemacht. Nun gerieth der Vater erſt in eine wahre Todesangſt, dann keine Nachricht hätte ihm ſchrecklicher, als dieſe ſeyn können, weil dieſer Sohn ſein Liebling war. Er ließ ihn kommen, und verdammte ihn zu einer Züchtigung.

Der Talapoin, welcher Zeuge bey dieſem ſchrecklichen Auftritt ſeyn ſollte, überdachte, daß es von den ſchlimmſten Folgen ſeyn könnte, wenn derjenige, welcher dereinſt noch vielleicht ſein Herr werden könnte, ſeinetwegen Strafe leiden müße. Er warf ſich über den Schuldigen her, und ſchrie: Herr, befiehl, daß man mehr auf mich als auf deinen Sohn ſchlage: Nun fühlte der König erſt, daß er Vater war, denn ſein Herz wurde erweicht. Seine Hitze ließ etwas nach, und er beſtrafte den Verbrecher nur mit Drohungen. Der Prinz faßte nun, um ſich mit dem Talapoin wieder zu vereinigen, den Entſchluß in dem nemlichen Orden zutreten: ohngeachtet er hier verborgen lebte, ſo genoß er doch die größten Ehrenbezeugungen. Die vornehmſten Officiere des Staats und das ganze Volk verehrten ihn als künftigen Erben der

Krone. Im Jahr 1740 verließ er seinen geistlichen Stand, und sein Vater erklärte ihn zum Nachfolger. Von der Zeit an bewohnte er den Pallast der Kronprinzen, er belohnte aber den Vorzug, welchen ihm sein Vater gab, mit Undank, und im Jahr 1756 machten ihn seine begangenen Laster zum Gegenstand der väterlichen Verachtung. Ein unehlicher Bruder klagte ihn an, daß er das Ehebette seines Bruders besudelt habe, weswegen er dann ohne langen Proceß zu ewiger Gefängnißstrafe verdammt wurde.

Der König hatte nun nur noch zween eheliche Söhne von seiner erstern Frau. Der ältere lebte in den niedrigsten Lastern ganz versunken, und mußte deswegen vom Thron ausgeschlossen werden: er hatte auch noch überdieß einem sehr bösen Aussatz, welcher so eckelhaft war, daß jederman vor ihm floh, der jüngere erhielt also den Vorzug; er hieß Chaoual-Padou oder Herr des Tempels. Dieser Prinz war von Jugend auf in den Pagoden der Talapoinen erzogen, und war von allen ihren Schwärmereyen angesteckt. Eben dieser Umstand erwarb ihm die Herzen der ganzen Nation, welche sich Hofnung machte, daß dieser Herr ihre abergläubischen Gebräuche bis zum höchsten Gipfel bringen würde: denn unter den vorhergehenden Regierungen waren sie in ziemliche Vergessenheit gerathen. Er war der strengste Beobachter der Gerechtigkeit, und bestrafte Raub und Betrug auf das schärfste. Dieser guten Eigenschafften wegen hatte er alle Stimmen für sich, und er wurde Kronprinz. Er verheyrathete sich kurz nach seiner Krönung, und man prophezeyte dem Reiche daraus eine anhaltende

Glück-

Glückſeligkeit. Der Vater ſtarb als er 80 Jahr alt war, 1748.

Chaoual-Padou fieng nun die Regierung an, und kurz darauf erregten zween ſeiner unehlichen Brüder einen bürgerlichen Krieg, allein man bemächtigte ſich ihrer ſehr bald, und ſie wurden zur Strafe in ſchreckliche Gefängniße geworfen, in denen ſie gar bald ſtarben. Die Ruhe war nun wieder hergeſtellt. Nun begieng aber der König die Thorheit, ſeinen Bruder wiederum an Hof zu rufen, welcher ſich der Gelegenheit zu bedienen wußte, und in kurzer Zeit mehr den König als Unterthan machte. Der König merkte ſeinen Fehler zu ſpät, und um mehreren Unruhen auszuweichen, faßte er den Entſchluß, die Regierung niederzulegen. Er begab ſich in die Pagoden zurück, wo ſeine Seelenruhe durch nichts unterbrochen wurde. Hier begieng er tauſenderley abergläubiſche Thorheiten. z. B. er ſuchte das Geheimniß ſich unſichtbar und unſterblich zu machen, nahm zu dem Ende eine ſtarke Doſis Queckſilber ein, wovon ihm alle Zähne ausfielen. Durch Kleinigkeiten, welche ſeine ganze Seele beſchäftigten, wurde er zu allen öffentlichen Geſchäften untüchtig: ſeine einzige Beſchäftigung beſtand darinnen, die ekelhaften Fabeln ſeiner Religion zu ſtudiren, welche er als die größten Wahrheiten ſchätzte.

Die Bramas fiengen zu der Zeit einen Krieg gegen Siam an, und waren ſchon bis an die Thore der Stadt vorgedrungen. Der König ganz untüchtig zum Kriegführen, konnte nichts thun, um den Sturm abzuwenden. Die Prinzen und alle Vornehme des Staats verſammelten ſich, und be-

gaben sich in die Pagode des Chaoual-Padou mit den inständigsten Bitten; die Zügel des stürzenden Königreichs wieder zu ergreifen. Endlich willigte er in ihre Bitten, und der Bruder, welcher seine Schwäche und Unfähigkeit die Regierung würdig führen zu können, einsah, legte den Scepter als eine beschwerliche Last willig nieder. Er bat den Bruder selbst den Thron wiederum zu besteigen, und bekannte öffentlich, daß es niemand würdiger thun könne.

Im Jahr 1754 hatten die Bramas, Bewohner des Königreichs Ava, schon 15 Jahre unter dem Joche der Peguaner geseufzt. Sie hatten ihren König, Königinn und die meisten königlichen Prinzen sterben sehen. Das Andenken aller überstandener Unglücksfälle, das noch immer fortdauernde Gefühl der Sclaverey und Unterwürfigkeit, war ihnen länger zu ertragen unmöglich, und sie suchten einen Befreyer. Ihre Wahl fiel auf einen ihrer Landsleute, welcher Manlong hieß und ein Gärtner war. Sie glaubten, weil dieser Mann an harte Arbeiten und Strapazen gewöhnt sey, würde er alle zu einem Helden erforderliche Eigenschafften haben. Sie baten allgemein, daß er Krone und Scepter annehmen solle, und sie von dem Joche dieser Tyrannen befreyen. „Ja, antwortete dieser außerordentliche Mann, ich will euer „König seyn, aber vor allen Dingen wird es nöthig seyn, eure Tapferkeit zu prüfen, nach der „ich es abmessen werde, ob ihr einen Anführer wie „ich bin, verdienet. Ich befehle euch also zuförderst, allen denen Officieren, welche die Peguaner angestellt haben, um euch unter dem Joche

„zu

„zu halten, die Köpfe herunter zu ſchlagen. Alle antworteten, daß es ihnen ein leichtes ſeyn ſolle dieſen Befehl zu befolgen: auf der Stelle ſuchten ſie alle dieſe Richter und Officiere auf, bra ten ſie um, und kamen, ihre Hände in ihr Blut ge taucht, zurück: der Gärtner wurde denn ſogleich von allen zum König ausgerufen.

Der Monarch ließ unverzüglich Waffen unter ſeine Unterthanen austheilen. Er errichtete eine Reitſchule, und ließ ſeine Soldaten reiten lernen, auch übte er ſie im Schieſſen mit Flinten: in beyden Künſten war er ſelbſt außerordentlich ſtark. Seine Schützen bekamen den ſtrengſten Befehl, jeden, welcher aus Zaghaftigkeit zurückweichen würde, zu erſchieſſen: dieſer Befehl wurde auf das ſtrengſte beobachtet. Die Bramas wurden in kurzer Zeit unüberwindlich, und gaben ſogar allen Einwohnern von Pegu Geſetze. Einer ihrer Generals hatte ſich in ein Gebüſch mit ſeinen Truppen retirirt, weil er erfahren, daß die Bramas ins Königreich Ava zurückgekehrt wären; um ihnen auszuweichen, ſuchte er in aller Eile Siriar, einen peguaniſchen Hafen und Stadt zu erreichen, wo er ſich ſelbſt Herr von einem Schiff machte, und im Anfange des J. 1759 nach Pondicheri auf der Küſte von Coromandel ſegelte. Er ſchrieb zu gleicher Zeit an den Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien, und bat auf das dringendſte um Kanonen und Kriegsvorrath: der Brief war mit koſtbaren Geſchenken begleitet.

Der widrige Wind verhinderte das Schif die Küſte von Coromandel zu erreichen: es muſte zu Mergui liegen bleiben. Die Armee der Bra-

mas

mas kam nach Siriar, drey Tage nach Abfahrt des Schiffs zurück. Der neue König glaubte, daß er sich hier in Respect setzen müsse, und er ließ die Stadt bis auf den Grund schleifen. Auf das bloße Gericht, daß er sich im Marsch gesetzt habe, zitterten schon alle Peguaner und verkrochen sich ins Gebüsche.

Der Statthalter von Tavail, einer benachbarten Stadt von Pegu, hatte sich nebst der ganzen Herrschaft, über welche er gesetzt war, unabhängig gemacht. Der König der Bramas rückte bis Martavan, die Grenzstadt von Tavail vor: dahin ließ er diesen Statthalter kommen, welcher sich dann auch so gleich zum Gehorsam bequemte. Seine Unterwerfung rettete ihn demohngeachtet das Leben nicht, denn Manlong ließ ihm auf der Stelle köpfen. An diesem Ort zog der König Nachricht von den siamesischen Schätzen ein, und er faßte sogleich den Vorsatz, Siam zu bekriegen. Um nun mit Ehren Händel anfangen zu können, foderte er von Siam das aus dem Hafen von Siriar entflohene Schiff zurück, denn es war eben dasjenige, auf welchem er in den Hafen von Mergui eingelaufen war. Nachdem der Hof von Siam erfahren hatte, daß dieses Fahrzeug nach Pondicheri bestimmt sey, gab er Befehl, daß es seinen Lauf ungehindert fortsetzen sollte, um es nicht auch zu einem Bruch mit den Franzosen kommen zulassen. Diese abschlägige Antwort diente als Vorwand zum Kriege, der denn auch sehr viel Blut kostete. Der König von Bramas, nachdem er sich aller Schiffe und übrigen Schätze des Landes bemächtigt hatte, machte Tavail zu seiner Residenz. Von da lies er dreyßig

Schiffe

Schiffe auslaufen, um zuerſt die Stadt Mergui, und denn Tennaſſerim, die Hauptſtadt einer Provinz dieſes Namens, in die Aſche zu legen.

Bey Annäherung dieſer Flotte entflohen alle Einwohner von Mergui, und dieſe ſo bevölkerte Stadt glich einer Wüſte. Die Herren Andrien und Lefebüre, beyde franzöſiſche Mißionarien, ſahen nichts als Gefahr vor Augen; ſie ſchifften ſich daher nebſt ihren Leuten auf zwey Schiffen ein, davon eines ein franzöſiſches, das andere aber eben dasjenige war, welches der König von Ava zurück verlangte.

Der König der Bramas erſtaunte ſelbſt, daß er im Stande war, ſolches Schrecken zu erregen, und er zweifelte nun gar nicht mehr, daß es ihm leicht ſeyn würde, ganz Siam zu unterjochen. Er ſchloß, da ſich eine anſehnliche Provinz ſogleich ſeiner kleinen Flotte ergeben habe, um wie viel größer verhältnißmäßig ſeine Eroberungen ſeyn müßten, wenn er alle ſeine Macht vereinigte: er begab ſich nach Tavail, welchen Ort er zum Sammelplatz verſchiedener Regimenter ſeiner Armee beſtimmt hatte.

Als der Hof von Siam die Nachricht von dem Einfall der Bramas erhielt, gab der Barcalon dem Biſchof von Tabraca Befehl, ſeine Chriſten zu Hülfe zu ſchicken: dieſer verſprach denn auch, alle diejenigen, welche im Stande ſeyn würden, ihren König zu vertheidigen, abzuſchicken. Er rief ſeine Schäfchen zuſammen, ſchilderte ihnen die Gefahr des Vaterlands, und ermahnte ſie, allen nur möglichen Muth zu faſſen. Zugleich erinnerte er ſie daran, das heilige Band, welches zwiſchen ihnen,

ihnen, dem Vaterlande und ihrem Könige geknüpft sey, zu betrachten. Die Heerde gehorchte der Stimme ihres Hirten, und in der festen Ueberzeugung, daß der Gott des Vaterlands auch ihr Gott in dem Treffen seyn würde, ergriffen ihrer über 100 die Waffen. Ob diese Anzahl gleich sehr geringe war, so flößte sie doch allen Uebrigen desto mehr Muth ein.

Der talapoinische König war weit mehr zu friedlichen Handlungen, als zum Kriege, geneigt, und er befand sich in der größten Verlegenheit, wie er diesen Krieg mit Ruhm gegen ein so kriegerisches Volk führen sollte. Seine Unterthanen waren ihm als zu feig bekannt, als daß er sich auf sie hätte verlassen können. Seine Magazine waren zwar mit Kanonen, Bomben und anderm Geschütz angefüllt, aber nun fehlte es an Leuten, welche dieselben geschickt zu gebrauchen wußten. Ein unordentlicher Haufen, der vor dem Angriff so sehr, als vor der Vertheidigung zitterte, war alles, worauf er sich verlassen konnte. Man sah diesen Leuten gleich ihre Zaghaftigkeit an, dahingegen der Feind um desto mehr Muth bekam.

Diese elende Mannschaft streckte, so bald sich die Bramas nur sehen ließen, das Gewehr, und, ohne noch gefochten zu haben, flohen sie in die Hauptstadt zurück, welche ohne dem schon unnütze Leute genug in sich faßte. Die Christen hingegen zeigten sich ganz anders, und der König besetzte wegen ihres bekannten Heldenmuths das Schloß und verschiedene Bastionen der Stadt mit ihnen. Freylich waren ihrer zu wenige, um sich einer so großen Macht, mit der man sie bedrohte, zu wiederse-

derſetzen. Sie hatten ihre Güter ohne Vertheidigung hinterlaſſen, und gaben, um ihre Pflicht zu erfüllen, den Feinden, welche bloß auf Raub ausgegangen waren, alles Preiß.

Der Augenblick der Verwüſtung von Siam war beynahe da: ein Zufall aber rettete die Stadt. Der König der Bramas war nur noch 3 Tagereiſen von der Stadt entfernt, als er ein tödtliches Geſchwür bekam. Dieſer Zufall war ihm wegen der Schmerzen, welche damit verbunden waren, nicht ſo empfindlich, als der Abhaltung wegen, ſeine Siege nun weiter zu verfolgen: er rief verſchiedene Europäer, welche er in Dienſten hatte, vor ſein Bette, und befragte ſie, in wie langer Zeit ſie ſich wohl der Stadt zu bemeiſtern gedächten. Dieſe Abentheurer verlangten nur drey Tage. Der König, vor Freuden über dieſe Nachricht auſſer ſich, ſchrie ihnen zu, fliegt denn dieſer Eroberung entgegen, und wenn das Glück euch ja nicht günſtig ſeyn ſollte, ſo kehrt zu mir zurück.

Die Armee ſetzte ſich alſobald in Bewegung, und verheerte durch Flammen alle Vorſtädte und Dörfer: auch die Thore der Hauptſtadt giengen in Flammen auf, denn die Feinde ſchonten auſſer dem Quartier der Chriſten nichts. Einige Chriſten in Siam entflohen nicht, wie alle die übrigen thaten, ſondern ſtellten ſich nur an einen etwas verborgenen Ort, von da ſie auf die Bramas feuerten, und auch verſchiedene von ihnen tödteten; dieſes kühne Unternehmen war Siams Rettung, denn die Bramas waren dadurch beſtürzt gemacht, und wagten keinen Angriff. Das Quartier der Holländer wurde bis auf das reiche Waarenlager in

Brand

Brand gesteckt. Die Stadt an sich blieb zwar verschont, aber dagegen verheerten die Bramas die ganze umliegende Gegend: die armen Bewohner derselben wurden gefesselt, und den Kindern ihre Aeltern entrissen. Verschiedener Kinder Aeltern wurden grausam ermordet, weil man sie für reich hielt, und die Kinder mußten dann bekennen, wo die Schätze lagen.

Die obersten Talapoinen, welche für die Bewahrer der größten Schätze gehalten wurden, mußten Züchtigungen ausstehen, wenn sie nicht gleich alles herausgaben: überhaupt war das Betragen der Bramas gegen die Siameser, was man sich Schreckliches denken kann: sie thaten auch noch einen heftigen Angriff gegen die Stadt selbst, aber vergebens, deswegen bedienten sie sich der Nacht, um zu fliehen, gaben aber doch noch immer gewisse Zeichen, welche die Siameser in der Meynung erhalten sollten, daß sie sich noch um die Stadt versammelt hielten.

Eigentlich war die Nachricht von dem Tode des Königs der Bramas der Hauptbewegungsgrund zur Flucht. Der jüngste seiner Söhne, welcher bey seinem Tode gegenwärtig gewesen, ließ sich zum König ausrufen. Dieser mußte nun die Armee bloß dazu anwenden, sich im Ansehen zu erhalten, und Rebellen, welche hier und da aufzustehen drohten, zu unterdrücken. Er gab deswegen Befehl, die siamesischen Provinzen zu verlassen, welches auch gleich geschah.

Die befreyten Siameser nahmen nun ihre alten Besitzungen wieder ein. Sie hätten durch Erfahrung klug geworden seyn sollen, um Mittel vorzu-

vorzukehren, durch welche ſie fernere Einfälle von der Art hätten verhindern können. Die Holländer, deren ſich ziemlich viele im Königreich befanden, hätten ihnen Ingenieurs geben können, allein ihre Trägheit und Unvorſichtigkeit ließ ſie daran nicht denken, auch glaubten ſie ſich herunter zu ſetzen, wenn ſie eine andere Nation um dergleichen hätten bitten ſollen. So wichtig die Dienſte auch waren, welche die Chriſten den Siameſern ſchon gethan hatten, ſo glaubten ſie doch anfangs, daß ſie zu weiter nichts tauglicher wären, als ſich dem herannahenden Feinde entgegen zu ſtellen, und auch bloß deswegen legten ſie ihnen den Namen Helden bey. Ihre Kirche nannten ſie Siegskirche. Dem Biſchof wurden anſehnliche Geſchenke gemacht, und alle Prieſter bekamen nebſt ihren Schülern neue Kleider. Acht Chriſten, welche ſich vorzüglich tapfer gehalten hatten, bekamen die beſten Officiersſtellen unter der Leibgarde.

Mit der Zeit erholten ſie ſich auch in allen ihren übrigen Handlungen Raths bey ihnen. Sie wurden um Mittel befragt, wodurch die Ruhe und Sicherheit des Reichs erhalten werden könne; auch darinnen riethen die Chriſten das Beſte; zuförderſt ſollten die Siameſer alle die Pagoden auſſerhalb der Stadt niederreißen laſſen, denn dieſe dienten den Feinden zu ſehr bequemem Aufenthalt und Schutz. Dieſer Vorſchlag wurde vom ältern Bruder des Königs ſehr gebilligt, allein die andern Prinzen und alle Talapoinen glaubten, daß dieß eine Gotteslästerung ſey. Der Monarch, welcher noch immer viel auf ſeinen ehemaligen Orden hielt,

hintertrieb also die Ausführung dieses Vorschlags selbst.

Der Staat blieb nun einige Zeit in Ruhe, bis endlich der König über den Liebling seines Bruders ein Todesurtheil fällte, weil er ihn im Verdacht hatte, daß er mit Feinden des Staats Unterhandlungen habe. Jedermann glaubte, der König habe seine Macht gemißbraucht, und das ganze Volk fieng an unruhig zu werden. Dieser Umstand bewog den König in seine Pagode zurück zu kehren: sein Heruntersteigen vom Throne schien ihm ungleich mehr Vergnügen, als der Antritt der Regierung zu machen.

Im May 1762 trug sich dieses zu. Eine große Anzahl Siameser folgten dem Beyspiel ihres Herrn, wodurch sich der Staat mit unzähligen Bürgern überhäuft sah, welche, anstatt Nutzen zu schaffen, sich auf nichts als Geisterbeschwörungen und Zaubereyen legten. Die Kunst zu finden, sich unsichtbar zu machen, war eine ihrer Hauptbeschäfftigungen, denn durch diese hofften sie unbemerkt Diebstähle und andere Schandthaten begehen zu können.

Der ältere Bruder des abgetretenen Königs nahm die Regierung wiederum über sich, und dachte dadurch mehr zu Begehung seiner angebornen Laster berechtigt zu seyn. Er folgte ganz seinen Begierden, und setzte weder seinen Handlungen noch Wünschen ein Ziel: er scheute sich sogar nicht, eine seiner nächsten Blutsverwandtinnen zu heyrathen. Verschiedene Minister und Große hatten schon Unzucht mit ihr getrieben, deswegen wandten sie auch nichts gegen diese Heyrath ein, sondern

ahmten

ahmten in allem ihrem Herrn nach. Ihr furchtbarſter Feind, der König der Bramas, war vom Thron geſtoßen, und deſſen Bruder begnügte ſich mit dem alleinigen Beſitz des Königreichs Ava, ſo daß ſie in größter Ruhe lebten. Der König von Ava und der neue Monarch der Bramas liebten den Frieden ſo ſehr, daß ſie ihre Unterthanen, welche zum Krieg ſehr geneigt ſind, zwingen wollten, neue Friedensverträge mit Siam zu ſchließen. Alle benachbarte Königreiche konnten unter dieſen Umſtänden eine dauerhafte Ruhe hoffen; allein die Zeit kam heran, welche zur Beſtrafung der in Schwelgerey und Unzüchtigkeit verſunkenen Nation beſtimmt war. Der friedliebende Monarch der Bramas ſtarb, und ſein Nachfolger, welcher nichts ſo ſehr liebte, als Kriegen, wurde die Geiſſel der Siameſer.

Revolution im Jahr 1767.

Der neue König der Bramas war ganz von Kriegen und Streifereyen voll: er fühlte den größten Trieb in ſich, Fremde zu beunruhigen, und zwar ſuchte er nicht erſt einige Urſachen dazu, ſondern bekannte offenherzig, daß er ſeinem ſterbenden Vater verſprochen habe, die weibiſche ſiameſiſche Nation zu unterjochen, und in Feſſeln zu legen. Verſchiedene Mandarins traten dieſem ſtolzen Vorhaben bey, und der Anfang deſſelben fiel glücklich aus; ſeine rebelliſchen Unterthanen demüthigte er, und nun ſchickte er einen ſeiner Generale mit 5000 Mann der beſten Truppen ab, um Tavail einzunehmen, deſſen Statthalter ſich im Jahr 1761 wiederum unabhängig gemacht hatte.

Dieser Rebelle glaubte nicht mächtig genug zu seyn, um selbst Wiederstand zu thun, er suchte deswegen bey den Engländern Hülfe, welche ihm denn auch allen nur nöthigen Kriegsvorrath zukommen ließen. Zu gleicher Zeit kam ein Schiff von der Küste Coromandel, welches mit großen Reichthümern beladen, und nach Pegu bestimmt war, zu Tavail an, um Erfrischungen einzunehmen. Der Gouverneur dachte, daß, wenn er sich der Kostbarkeiten, womit das Schiff beladen war, bemächtigte, er dadurch die Siameser würde bestechen, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen können. Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, als er ihn auch schon ausführte: die Kostbarkeiten schickte er nach Siam, und nun berathschlagten die Minister daselbst, ob es auch nicht unter der Würde ihres Herrn sey, eine solche Gesandtschaft anzunehmen: nachdem sie lange Zeit die Vortheile und Nachtheile, welche diese Sache mit sich bringen konnte, abgewogen hatten, glaubten sie am klügsten zu verfahren, wenn sie beym Bischof von Tabeaca und den Mißionarien, die ganz unpartheyisch urtheilen würden, sich Raths erholten. Diese antworteten denn auch mit der ihnen natürlichen Aufrichtigkeit, daß es gegen alle Billigkeit und Staatsklugheit sey, die Partey eines Rebellen zu nehmen: sie stellten überdieß vor, Tavail sey ursprünglich von den Bramas abhängig; Siam würde, wenn es dem Verlangen des Statthalters beypflichtete, für mitschuldig erklärt, und von dem ungestümen Könige der Bramas, wie dieser, behandelt werden. Die Minister des Königs fanden diese Antwort gegründet, und ließen sich dieselbe

ſelbe ſchriftlich aufſetzen, weil ſie glaubten, das Anſehen, in welchem der Prälat und die Mißionarien ihrer Klugheit wegen ſtänden, würde auf den König viel Eindruck machen.

Nachdem der Aufſatz gemacht war, überreichten ihn die Miniſter dem Stiefbruder des Monarchen, welcher ſich aber aus Geiz die Geſchenke ſchon zum Theil eigen gemacht hatte: er hielt es für thöricht, ſich des Beſitzes derſelben wiederum zu begeben, und zerriß das Papier, welches Grundſätze enthielt, von denen die Ruhe und das Glück des Staats abhieng.

Durch Intriguen lenkte er alles dahin, daß man die Abgeſandten mit vielen Ehrenbezeigungen aufnahm, und ſie mit Achtung anhörte. Sogleich wurden die dringendſten Befehle dem Statthalter von Tennaßerim zugeſchickt, daß er ohne Verzug Soldaten und Waffen zur Hülfe Tavails marſchiren laſſen ſolle. Der Statthalter hatte ſich bey allen ſeinen Leuten dadurch verhaßt gemacht, daß er einige der allerangeſehenſten Bürger, welche ihm nicht ganz unterthänig waren, aus dem Wege ſchaffte: der Haß pflanzte ſich immer fort, und man hatte ihm im Jahr 1762 verſchiedene Mal nach dem Leben getrachtet; je mehr er beſtrafte, um deſto mehr wurde er verabſcheut. Unter dieſen Umſtänden ließ ſich nun nicht viel Gutes von ihnen hoffen.

Der General der Bramas war mit der Armee zu Martavan angekommen, und er ſchrieb an den Gouverneur von Tavail, daß er ohne Wiederſtand die Stadt übergeben ſolle. Die Einwohner der Stadt erklärten ſich darauf, als ſie eine ſo zahl-

reiche Armee anrücken ſahen, daß ſie ihrem rechtmäßigen Herrn ſich unterwerfen wollten, welches den Statthalter ſo ſehr aufbrachte, daß er die ſchrecklichſten Grauſamkeiten ausübte, und endlich die Flucht ergriff. Er wollte auf einem Fahrzeuge entwiſchen, allein das Volk, welches davon Nachricht bekam, ſteckte daſſelbe in Brand, theils aus Rache, und theils damit er ſeine Schätze nicht fortſchaffen möchte. Er entkam endlich doch noch; als er auf der Flucht nach Mergui kam, ſagte man ihm, der Brief der Bramas ſey eine Erdichtung einiger ſeiner Feinde geweſen, welche Nachricht ihn ſo treuherzig machte, daß er glaubte, bloß ſeine Unterthanen wären Feinde von ihm. Er gieng auch wirklich zurück, machte alle Einwohner der Stadt wieder zu ſeinen Freunden, und innerhalb 8 Tagen war die Stadt in ihrem vorigen Zuſtande.

Am 10 Januar 1765 hörte man plötzlich Abends vom Fluß her ein fürchterliches Getöſe erſchallen; jedermann glaubte, der Feind ſey nicht mehr weit entfernt, und alſo die erſte Nachricht nur mehr als zu gegründet. In der That war der Feind auch nur etwa vier Meilen weit von der Stadt, und ein Steuermann hatte zehn Fahrzeuge geſehen. Der Lerm legte ſich in kurzer Zeit wieder, auch ſagte der Steuermann, als man ihn befragte; er habe nichts geſehen, auf welche Ausſage denn jedermann ſich zur Ruhe begab.

Die Mißionarien ſagten auch, der Lerm ſey bloße durch Furcht rege gemachte Einbildung: bald zeigte ſich aber das Gegentheil, denn 50 Kanonenſchüſſe, welche früh um 4 Uhr fielen, waren

das

das sicherste Signal von der Ankunft der Bramas. Die Einwohner sahen nun nichts als den Tod, oder die schrecklichste Gefangenschaft vor Augen. Die Kaufleute begaben sich auf ihre Schiffe, schnitten die Anker ab, und überließen sich ganz dem Schicksal: die Christen thaten ein Gleiches. Die Bramas bemächtigten sich darauf der Stadt Tavail, und rückten vor Tennaßerim und Mergui. Demohngeachtet blieb der König von Siam immer ruhig, und genoß alle nur erdenkliche Wohllüste in seinem Serail, bis zuletzt die Bramas selbst in die Gegend der Hauptstadt kamen, und er durch den Lerm der Landleute, welche nach Siam flohen, aus seiner Trunkenheit erwachte. Nun wurden in der größten Geschwindigkeit Festungswerke aufgeworfen, und Kanonen darauf gepflanzt, doch alles auf eine so elende Art, daß die Christen, welche man mit zu dieser Arbeit gebrauchen wollte, sich zu arbeiten weigerten: die Kanonen setzten sie auf 40 Fuß hohe Erdsäulen, von denen sie theils durch ihr eigenes Gewicht, theils auch durch die Erschütterung des Abfeuerns herunter rollten.

Der Bischof von Tabraca sahe die Gefahr ein, und er hätte sich durch die Flucht in Sicherheit setzen können, allein dadurch glaubte er seine Pflicht zu verletzen; die jungen Leute, welche ihm anvertraut waren, schickte er aber in den östlichern Theil des Königreichs, von da sie sich mit sehr leichter Mühe noch weiter entfernen konnten. Glücklicher Weise hatte der Bischof diesen Einfall noch zu rechter Zeit, denn wenige Tage darauf wurde der Befehl ertheilt, niemanden über die Grenze zu lassen.

Ehe die Feinde Siam selbst angriffen, verheerten sie die ganze umliegende Gegend, wodurch sie in Siam Hungersnoth zu erregen gedachten. Die Festung Bankok schleiften sie, und steckten das Collegium der Mißionarien in Brand. Zu der Zeit kam ein englisches Schiff im Hafen von Siam an, dessen Hauptmann dem König ein schönes arabisches Pferd, einen Löwen und noch verschiedene andere kostbare Kaufmannswaaren überbrachte. Der Hauptmann, welcher ungemein viele Unerschrockenheit über die Kriegshändel zeigte, wurde vom König sehr gnädig aufgenommen, und gebeten, die Vertheidigung der Stadt über sich zu nehmen; da er aber von der Zaghaftigkeit der Siameser schon überzeugt war, schlug er diese Ehre aus: der Entschluß der Holländer, welche ihr kostbares Waarenlager verlassen hatten, war ihm noch mehr Beweis, daß die Siameser nicht im Stande seyn möchten, sich zu vertheidigen. Er blieb noch einige Zeit unentschlossen, als er sich plötzlich von den Bramas umringt, und sich in der äußersten Gefahr sah, in Grund geschossen zu werden.

Der tapfere Engländer, welcher zur Vertheidigung zu schwach, und sich zu ergeben zu standhaft und beherzt war, segelte mit seinen Schiffen an den Ort, wo die Feinde sich verschanzen wollten: er löste seine ganze Artillerie auf dieselben, und zernichtete alle ihre Werke; die Bramas flohen, und wagten gar keinen Angriff mehr, denn die Kanonen der Engländer thaten ungemeine Wirkung.

Die Siameser erneuerten ihre Bitten, und brachten ihn endlich mit der Bedingung, allen

nothwen-

nothwendigen Kriegsvorrath zu ſchaffen, dahin, daß er die Vertheidigung über ſich nahm. Man verſprach alles, nöthigte ihn aber, um mehrerer Sicherheit willen, daß er ſeine Waaren ins öffentliche Magazin legen mußte; ohngeachtet er ſich anfangs dadurch beleidigt fand, ſo that er es am Ende doch. Nun ſetzte er ſich in Vertheidigungsſtand, und ſiegte beſtändig: er gab nach einiger Zeit dem Hofe Nachricht, daß ſein Kriegsvorrath in kurzem ausgehen werde, und man müſſe ihn von neuem damit verſorgen. Dieß Verlangen wurde ihm abgeſchlagen. Die argwöhniſche Nation befürchtete, die Engländer ſo mächtig zu machen, daß ſie zuletzt ſelbſt von ihnen abhängig werden könnten. Sie antworteten, der Feind wollte die Stadt von der Landſeite angreifen, und ſie wären aller ihrer Kanonen äußerſt benöthigt.

Der Engländer faßte nun den Entſchluß, ein ſo nichtswürdiges Volk ſich ſelbſt zu überlaſſen: ehe er aber unter Segel gieng, publicirte er ein Manifeſt gegen den König von Siam, um ſeine Handlung zu rechtfertigen. Sechs chineſiſche Schiffe, welche im Meerbuſen vor Anker lagen, von denen eines dem König gehörte, nahm er, und gab den Beſitzern zur Entſchädigung Aſſignationen an den König, welche ſich bis auf den Werth ſeiner zurückgelaſſenen Waaren belief. Er ſegelte darauf ganz unerſchrocken vor ſeinen Feinden vorbey, welche, ſtatt ſeine Abfahrt zu verhindern, ſich freuten, von dem einzigen Nebenbuhler ihrer Eroberungen befreyt zu werden. Das Elend in Siam ſtieg nun bis zum höchſten Gipfel.

Ein siamesischer Prinz, welcher des Landes war verwiesen worden, und auf Ceylon lebte, wurde durch das traurige Schicksal seines Vaterlands gerührt, und vergaß die ihm widerfahrne Beleidigung. Er warb eine kleine Armee an, und wollte seinen eigenen Verfolgern zu Hülfe eilen. Der Hof von Siam war aber zu stolz das Anerbieten dieses Verwiesenen anzunehmen, und verachtete ihn; statt daß die Siameser ihn als einen Vertheidiger mit offenen Armen hätten empfangen sollen, schickten sie ihm verschiedene Regimenter entgegen, welche abwechselnd siegten oder geschlagen wurden. Diese Handlung war um so mehr unvernünftig, weil dadurch die Armee getrennt wurde, und die Bramas mehr Muth zum Anrücken bekamen.

Im März waren die Bramas nur noch zwo Meilen von der Stadt entfernt, sie wurden aber in ihrem weitern Marsch durch den Tod ihres Generals gehindert. Anfangs blieb den Soldaten dieser Zufall unbekannt, und würde es auch geblieben seyn, wenn sich die Obersten nicht wegen der Ehre das Commando zu führen, getrennt hätten. Doch Sucht nach Beute vereinigte sie wieder, und sie rückten weiter vor, um die reiche Pagode, welche außerhalb der Stadt Siam stand, und in der ein großer goldner Götze befindlich war, zu plündern; allein der König hatte die Vorsicht gehabt, demselben in seinen Pallast bringen zu lassen.

Die Bramas wurden darüber sehr zornig, rissen alle Mauern des Tempels nieder, und baueten ein Haus auf die Ruinen desselben, zu weltlichen Vergnügungen. Am 7ten September 1766 warf der Feind eine neue Schanze am Ufer des Flußes auf,

auf, und bepflanzte ſie mit Kanonen, welche das gegen überſtehende Ufer bedeckten, und alle Paſſage auf dem Fluße verhinderten. Der Zuſtand in Siam wurde dadurch ſehr traurig, und die Siameſer konnten nicht hoffen von den Chriſten, deren Tapferkeit bey der letzten Revolution ſie ſich jetzt lebhaft wieder errinnerten, gerettet zu werden, weil die meiſten ſich entfernt, oder zum Gefecht untüchtig waren. Demohngeachtet brachten es die Siameſer ſo weit, daß die zurückgebliebenen die Vertheidigung der Baſteien übernahmen; man gab ihnen 30 Feldſtücke, Kugeln und Pulver dazu: 6000 Siameſer wurden zur Vertheidigung des holländiſchen Quartiers poſtirt, und dieſe bekamen für ihre Dienſte 10000 Livres zum voraus als ein Geſchenk.

Die ganze Armee der Chriſten beſtand aus 24 Soldaten, welche an verſchiedene Orte vertheilt waren, um die zahlreiche feindliche Armee abzuhalten. Zum Unglück waren auch dieſe 24 Mann nicht einmal in Waffen geübt. Ehe der Feind einen Hauptangriff that, hielten ſie ſich; er vereinigte aber zuletzt alle ſeine Macht, und nahm 5 große Tempel ein, welche zu Feſtungen gemacht wurden: der Feind hätte da fortfahren ſollen die Stadt zu beſchieſſen, ſo aber zögerte er verſchiedene Wochen, und ſetzte endlich den 8ten Decemb. zu einem neuen Angriff an: Die Chriſten erfuhren es, und dachten auf ihre Vertheidigung: ſie verſteckten ſich an verſchiedenen Orten, feuerten auf die Bramas, tödteten viele, und drangen endlich in eine Pagode ein, um die Bramas niederzumachen. Die Chriſten kehrten als Sieger zurück und brachten einen Elephanten

ten mit sich. Durch diese Action wurden sie dem Feinde furchtbar, und den Siamesern schätzbar.

Einige Zeit blieben die Bramas ruhig, und die Siameser glaubten auch, daß die Christen bey fernern Anfällen gleich tapfer seyn würden. Doch die Zeit und Strapazen mergelten diese wenigen Christen endlich aus: die Feinde steckten alle noch übrige Gebäude der Vorstädte in Brand, verhinderten die Zufuhr, es entstand die größte Hungersnoth und Pest, so daß sich Siam am 28 April 1767 im Sturm ergeben mußte. Alle Reichthümer des Pallastes und der Pagoden wurden ein Raub der Flammen: so groß war die Wuth der Bramas, daß sie sich so gar der Reichthümer, nach denen sie vorzüglich getrachtet hatten, beraubten. Um diesen Schaden zu ersetzen, peinigten sie die Einwohner auf das empfindlichste, verbrannten ihnen die Fußsohlen, damit sie entdecken sollten, wo ihre Schätze verborgen lägen.

Die Talapoinen wurden gespießt und geschleift: alle Gassen, und der Fluß selbst waren mit todten Körpern angefüllt, welche unbegraben verfaulten, und ansteckende Krankheiten erregten. Alle Große und Lieblinge des Königs wurden in Ketten geschmiedet und auf die Galeren verbannt. Der Monarch suchte einem ähnlichen Schicksale durch die Flucht auszuweichen, er war kaum aus dem Pallast, als er erkannt, und auf der Stelle umgebracht wurde. Die Prinzen und Prinzessinnen wurden in Gefängnisse geworfen. Alle noch übrige Christen suchten zu entkommen, sie wurden aber bis auf einige wenige gefangen, oder umgebracht.

Nach-

Nachdem die Bramas durch Noth und Elend aller Art endlich genöthigt wurden, das Königreich zu räumen, welches ſie ſich hatten unterwürfig machen wollen, kamen die noch übrigen Siameſer aus den Wäldern, in welche ſie ſich gezogen hatten, hervor, und übten an den zurückgebliebenen Bramas alle nur erſinnliche Grauſamkeiten aus. Ein ſiameſiſcher Officier Phaia-Thai that ſich vorzüglich hervor, und zog aller Augen auf ſich. Er hatte Verſtand, und war dabey auch Wagehals. Als ihm das Commando aufgetragen wurde, nahm er es mit dem beſcheidenen Titel eines Vertheidigers der Nation an; er wollte Unterthan zu ſeyn ſcheinen, um den wirklichen König deſto beſſer machen zu können. Unter ihm entſtanden neue Unruhen. Ein verwieſener ſiameſiſcher Prinz, auch die Bramas erregten neue Revolutionen, von deren Verlauf wir noch nicht die zuverläßigſten Nachrichten haben.

Eduard Ives Reisen nach Indien und Persien.

Unmittelbar nach dem achner Frieden, als kaum die englische Land- und Seemacht unter dem Commando das Admiral Boscaven Indien verlassen hatte, und noch auf der Rückreise nach England war, fieng Herr Dupleix durch allerley Intriguen an unter den indianischen kleinen Königen den Samen der Uneinigkeit auszustreuen; und da er sie gegen einander aufgebracht hatte, sandte er denjenigen Nabobs, die auf französischer Seite waren, auch einige europäische Truppen zu Hülfe; welche dann durch diese Verstärkung über die andern Könige, die Freunde der englischen ostindischen Compagnie waren, einige Vortheile erhielten. Mustapha-Jing, ein mächtiger Fürst, und Chunda-Sael, ein unternehmender General, waren diejenigen, mit denen er am meisten verbunden war, und die er bey der Ausführung seiner ehrsüchtigen Absichten zu Werkzeugen gebrauchte. Diese Absichten zielten auf nichts geringers, als daß Dupleix seiner Nation das vollkommenste Uebergewicht in ganz Carnate und Decan, sich selbst aber unsterbliche Ehre und unermeßliche Reichthümer erwerben wollte. Die englische Regierung hatte so überzeugende Beweise von seinem unersättlichen Geize und seiner Begierde nach Macht und Herrschaft, daß sie sich entschloß, seinen Unternehmungen Einhalt zu thun. Sie ließ in dieser

ser Absicht ihre Truppen zu der Armee des Prinzen Nazir-Jing und des Nabobs von Arcot, genannt Mohamed Aly, stoßen, die von ihren Feinden (den Bundsgenossen der Franzosen) angefallen waren.

So führten die englische und französische Compagnien unter dem Vorwande, daß sie an die kriegenden Parteyen nur Hülfsvölker ausliehen, durch verschiedene Jahre einen kostbaren und blutigen Krieg mit einander, ob sie gleich nicht wie erklärte Feinde gegen einander handeln durften, weil ihre beyderseitigen Staaten mit einander in Frieden lebten. Die Engländer siegten verschiedene Male außerordentlich, aber wegen Ueberlegenheit an europäischen Truppen und durch die listigen Verbindungen mit indianischen Königen gewannen die Franzosen doch überhaupt. Die englischen Kolonien und Besatzungen geriethen dadurch in Unruhe, und befürchteten nicht ohne Grund, Dupleix Absichten könnten vielleicht befriedigt werden. Der Gouverneur dieser Kolonien schickte Berichte von der unangenehmen Lage an die Directeurs der ostindischen Compagnie ein, und bat auf das dringendste um Beystand. Dieß Verlangen blieb ziemlich lange unbefriedigt; endlich wurde ein kleines Geschwader königlicher Schiffe unter dem Commando des Contreadmiral Carl Walsons Esq. und ein Regiment Infanterie unter dem Obrist Adlercron, zu dieser Hülfe bestimmt.

Das Geschwader bestand aus 6 Schiffen von 70 bis 16 Kanonen, nebst einer Chaluppe und gieng am 9ten März 1754 unter Segel. Ich befand mich als Wundarzt auf einem dieser Schiffe.

Der

Der Admiral sollte zu Cork in Irland die Truppen an Bord nehmen; aber ein widriger Wind machte die Landung daselbst unmöglich, und ein Sturm setzte 2 dieser Schiffe ganz außer Stand, zu der Expedition gebraucht zu werden. Die übrigen 4 Schiffe traten erst am 24ten März die Reise an. Den 6ten April warfen wir auf der Rhede zu Fonchial auf der Insel Madera Anker.

Die Insel Madera ist eine Besitzung von Portugall, liegt in einem schönen fruchtbaren Himmelsstrich, im 32ten Gr. 27 Min. nördlicher Breite, und giebt einen sehr romantischen Anblick, weil sie ganz mit Bergen und Weinhügeln bedeckt ist. Die höchsten Berge sind auf der Spitze beständig mit Schnee bedeckt. Der Maderawein ist in ganz Europa und beyden Indien bekannt: der Preiß desselben ist in den letzten Jahren beynahe um die Hälfte gestiegen. Wir wollten uns mit Erfrischungen und Wein versehen, unglücklicher Weise waren wir aber gerade in der Charwoche hier, in welcher sowohl als den darauf folgenden Carneval ein allgemeiner Stillstand der Geschäfte ist. Dieser Umstand verzögerte unsern Aufenthalt.

Am 19ten April segelten wir von Madera ab, erblickten am 23sten in einem Abstand von vier Meilen die Insel Palma, bekamen am 25sten einen gleichförmigen beständig anhaltenden Wind, und waren nach etlichen Tagen im Gesicht von Bonavista, einer Insel des grünen Vorgebirges. Weil unser Schiff von der Ladung und der Menge Menschen gar zu voll und gedrukt war, so entstand unter dem Verdeck eine große Hitze; das Schiffsvolk wurde in der Mitte des Mays so krank, daß

wir

wir in sechs Tagen sieben Mann begruben, und auf unserer Krankenliste 160 hatten, die meistens an faulen Fiebern darnieder lagen. Am 3ten Junius entdeckten wir die Insel Trinidados, und den folgenden Morgen Martinvas: die erste ist von unzugänglichen Felsen umgeben, die andere aber mit Wäldern bedeckt, und hat am nordöstlichen Fade einen sandichten Meerbusen, wo man frisch Wasser findet.

Da wir beständig, so lange wir uns in der Gegend der Linie aufhielten, sehr unbeständiges und heisses Wetter hatten, so wütheten die faulen Fieber sehr stark unter unserm Volke, welche gröstentheils den Stockfischen zuzuschreiben war, die wir als Provision mitbekommen hatten, und welche itzt in Fäulniß geriethen, deswegen sie auch bis auf ein Drittel über Bord geworfen wurden. Am Ende des Junius waren wir weiter südlich, und also in ein kälteres Clima gekommen; und wir entdeckten am 17ten Julius die Insel Madagascar, wo wir Erfrischungen bekamen, und die Kranken ans Land brachten *) die Madagascarier sind sehr jähzornig und können durch die kleinste Reizung zu der äußersten Empfindlichkeit gebracht werden; besonders wenn sie beleidigt oder verachtet zu seyn glauben. Während unsers Aufenthalts hatten wir davon folgendes Beyspiel. Die Frau des John Anderson kam in unsere Zelte und kaufte ein Taschenmesser von einem gemeinen Matrosen; auf ihrem

*) Von der Insel Madagascar finden sich im 14ten Bande dieser Sammlung weitläuftige Nachrichten.

rem Rückwege nach Hause hatte sie das Unglück es fallen zu lassen. Sie lief gleich in größter Angst nach unserm Volke wieder zurück; wobey sie bemerkte, daß einer unserer Seeleute sich zur Erde beugte und etwas aufnahm. Sie geht auf ihn los, entdeckt daß das Aufgenommene ihr Messer sey, und verlangt es wieder. Da ihr dieß der Seemann abschlägt, läuft sie nach Hause und erzählt ihrem Manne, was ihr begegnet sey. Dieser läßt alsobald alle seine Leute und Sclaven sich bewaffnen und geht an ihrer Spitze auf unser Lager loß. Der Lieutenant Carnac, vom adlercornischen Regiment und unsere andere Officiere, welche auf dem Lande waren, befanden sich in ihren Zelten bey dem Mittagsessen. Da diese den großen Lärmen hörten, liefen sie heraus, und entdeckten den John Anderson nebst funfzehn andern Eingebornen mit geladenen Gewehr bewafnet, und in der größten Zänkerey mit unserm Volk. Es ist ganz unmöglich die Wuth zu beschreiben, welche Andersons Gesicht einnahm. Diejenigen unserer Officiere, welche am besten mit ihm bekannt waren, giengen zu ihm, und verlangten die Ursache seines so ungewöhnlichen Betragens zu wissen. Er gab ihnen sehr kurze Antwort, und verlangte mit einem sehr gebietenden Tone sein Messer. Die Unsrigen dagegen redeten ihm ganz kaltblütig zu, und fragten, wie er es sich anmassen könnte, in einem so beleidigenden stolzen Tone mit seinen Freunden zu reden? Er antwortete: „Sie wären nicht seine Freunde, wenn sie ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren liessen.“ Sie suchten ihn hierauf durch Schmeicheleyen zu besänftigen, aber gaben ihm dabey auch zu ver-

verstehn, daß seine Art sich zu betragen nicht nur lächerlich, sondern auch sogar gefährlich sey; denn wenn sie eben so heftig, wie er, gewesen wären, so hätte es leichtlich geschehen können, daß weder er noch einer seiner Gefährten lebendig zurück gekehrt wären. Anderson erwiederte: „Lieber wolle er sterben, als gelassen und ruhig Unrecht ertragen.“ Endlich, nach großen Schwierigkeiten, besänftigten sie ihn so weit, daß er seine Leute wieder zurück schickte, und mit ihnen in ihr Zelt gieng. Hier gaben sie ihm Branntewein, und liessen den Matrosen vor sich kommen. Dieser antwortete ganz offenherzig, er habe das Messer gefunden, und es sey freylich wohl möglich, daß es der Frau des Anderson gehöre, doch müsse es dieß blos auf ihr eigenes Wort glauben. Die Frau führte hierauf denjenigen her, von dem sie daß Messer gekauft hatte, und da dieser es für sein ehemaliges Eigenthum erkannte; so wurde es sogleich zurückgegeben, und die Sache zu allgemeiner Befriedigung aller Parteyen glücklich beygelegt.

Ein anderer Zug in dem Character der Madagascarier ist, daß sie ungemein hohe Begriffe von der Würde ihres Königs haben, welche sie so weit treiben, daß sie nicht empfindlicher beleidigt werden können, als wenn sie glauben, man habe von ihrem Könige auf eine ungeziemende Art geredt. Wir hatten hievon gleich nach unserer Ankunft ein sehr auffallendes Beyspiel, als des Königs Zahlmeister ihren ersten Besuch bey dem Admiral Watson ablegten. Als diese Leute auf unser Schiff kamen, war eben der Admiral sehr beschäfftigt. Er

ersuchte daher den Capitain Speke (der schon vorher auf Madagascar gewesen, und daher mit den meisten dieser Leute bekannt war), seine Stelle zu vertreten, und die Zahlmeister im Schiffraum so lange zu unterhalten, bis er selbst zu ihnen kommen könnte. Capitain Specke führte diesen Auftrag mit der größten Gefälligkeit und Politesse aus; aber so sehr er sich auch bemühen mochte, diesem Abgesandten zu gefallen, so wurden sie doch in weniger als zwanzig Minuten ganz ungeduldig und sehr ernsthaft. Sie müßten, sagten sie, wieder ans Land gehen, denn ihres Königs Würde wäre durch diese Verzögerung aufs äußerste beleidigt. Er ist, setzten sie hinzu, ein großer Mann, der es wahrlich sehr übel aufnehmen würde, wenn [illegible]re, daß man seine Gesandten so lange hätte warten lassen, ehe sie bey dem Commodore Audienz erhalten. Commodore nannten sie den Admiral, weil sie noch nie einen Officier von Herrn Watsons Range bey sich gehabt hatten. Capitain Specke benachrichtigte sehr eilig den Admiral von diesem Mißvergnügen, der denn auch augenblicklich die Madagascarier in sein Cabinet führte, und sie wieder ganz beruhigte. Doch, ehe sie Abschied nahmen, erinnerten sie noch sehr deutlich, daß man gar keine Provision von Wichtigkeit ans Schiff würde bringen lassen, bis Herr Watson seinen ersten Besuch bey dem Könige von Baba abgelegt hätte.

Ein anderes Beyspiel von der außerordentlichen Empfindlichkeit dieser Insulaner, in Absicht auf die Ehre ihres Königs, ist folgendes. Robn

Hood

Hood *), (der die Stelle eines Premierministers zu bekleiden schien, und im Namen des Königs alle Geschäffte wegen der Lebensmittel unterhandelte), gerieth eines Tages mit einem Herrn von unserm Geschwader über eine gewisse Sache in einen so heftigen Wortwechsel, daß endlich Robin Hood in der größten Wuth aufstand, und schwur, er würde augenblicklich dem König von Baba die Sache melden. Unser Engländer wurde durch diese Drohung, und die heftige Zänkerey, die vorhergegangen war, so aufgebracht, daß er unvorsichtig die Worte ausstieß: Verdammt sey der König von Baba. Robin Hood erwiederte mit vor Zorn glühenden Augen und in der äußersten Wuth: Verdammt sey der König Georg, und sogleich lief er nach den madagascarischen Hütten fort. Unser Landsmann wurde sogleich über seine begangene Unvorsichtigkeit erschrocken, lief seinem Gegner nach, gestand ihm alles, was er verlangt hatte, zu, und die Sache wurde beygelegt.

Der König von Baba wohnt in einer Stadt, welche ohngefähr 12 Meilen von der St. Augustinsbay entfernt liegt. Etwa vier Tage nach unsrer Ankunft kam er mit seiner Familie in unsere Nachbarschaft, und sandte sogleich seinen Erben, in Gesellschaft des Herzogs von Baba, und andern

*) Viele Madagascarier affectiren aus Stolz englische Namen zu führen; auch ahmt die königliche Familie dem englischen Hof nach, und hat ihren Prinz von Wallis, ihren Herzog von Cumberland, einen Prinz August, und Prinzessinnen mit englischen Namen.

Großen des Hofes, zu uns an Bord, um den Admiral wegen seiner Ankunft zu bewillkommen, und zugleich sich zu erkundigen, wenn er seinen Audienzbesuch abstatten würde. Der Admiral beschenkte jeden dieser Abgesandten mit ein Paar Pistolen, einem Feuerrohre, einem Schwerde, und einigen Bouteillen Branntewein, und machte, daß sie ganz begeistert und vergnügt ans Land giengen. An dem zur Audienz festgesetzten Tage gieng der Capitain, in Begleitung aller Officiere, ohngefähr eine halbe Meile von unsern Zelten, bis an die königlichen, und wurde in das größte derselben unter Paukenschall eingeführt. Diese Pauken mußten auf besonderes Verlangen des Robin Hood hergebracht werden; er sagte, weil der Admiral und sein König große Männer wären, so sollte jener, dem König zu Ehren, diese Musik mitbringen, und dagegen auch wieder durch des Königs Musik (welche aber nur mit zwo großen Schneckenschalen gemacht wurde) beehrt werden.

Der König war ohngefähr 60 Jahre alt, sehr stark vom Leibe, und hatte eben damals einen starken Anfall vom Podagra. Er saß auf einer Grasmatte, die über die Erde ausgebreitet war, mit einem groben Tuch um die Mitte seines Körpers, und mit einer holländischen Grenadiermütze auf dem Kopfe. Er nahm den Admiral bey der Hand, und erkundigte sich, wie sich König Georg befände? Da ihm geantwortet wurde, der König sey noch gesund, aber neulich durch den Tod seines ältesten Sohnes sehr betrübt worden, brach er mit vieler Empfindung in die Worte aus: ach! auch ich habe meinen Prinzen von Wallis verloren.

Von

Von den Geschenken, welche der Admiral mitbrachte, war sowohl dem König als dem ganzen Hofe nichts willkommner, als der Branntewein; man machte ihm auch deswegen den Vorwurf, daß er einen zu geringen Vorrath desselben mitgebracht habe, und Herr Watson versprach, bey seinen künftigen Reisen sich mit mehrerem zu versehen. Der König nahm mich wegen seiner Krankheit zum Arzt an, und schien sehr über das Versprechen vergnügt zu seyn, daß ich ihm helfen wollte. Die Audienz endigte sich nicht eher, bis der Admiral sein Verlangen, mit Lebensmitteln versorgt zu werden, vorgetragen, und der König deswegen Befehl gegeben hatte.

Ehe ich hiervon abbreche, muß ich noch der lächerlichen Kleidung eines von den Favoriten des Hofes erwähnen, der in seinen jüngern Jahren in England gewesen war, und daselbst Geschmack an europäischen Moden bekommen hatte. Sie nannten ihn den Capitain Tom Hill. Er war ein kleiner Mann, und hatte weder Schuhe, Strümpfe, Hosen, noch Hemde an, sondern er trug nur ein Tuch um seine Schenkel, und eine alte seidene Weste dicht an der Haut, die mit gläsernen Knöpfen und Franzen verziert war. Ein alter zerrissener blauer Rock, eine alte graue Knotenperuque, ein mit silbernen Spitzen besetzter Hut, und ein Degen ohne Scheide, machte den übrigen Putz dieses Hofmanns aus; und dieß alles gab eine so lächerliche Figur, als man sich nur immer denken kann.

Zum Stehlen sind die Madagascarier außerordentlich aufgelegt: sie entwandten uns oft Linnen, welches zum Trocknen aufgehangen war, aber

alle Mal auf eine so geschickte Art, daß wir niemals den Thäter ertappen konnten. Nur einmal wurde einer dabey betroffen, und dieser hatte, da er mit seiner Beute über den Fluß entwischen wollte, das Unglück im Moraſt umzukommen. Ein anderes Beyspiel beweist die ausnehmende Gegenwart des Geistes und Geschicklichkeit der Madagascarier bey diebischen Unternehmungen. Dreyßig oder 40 unserer Leute saßen einen Abend um das Feuer, um in eisernen Töpfen sich ihr Essen zu kochen, und hatten nicht den geringsten Verdacht, daß ihnen ein Dieb nahe sey. Plötzlich aber sprang ein Madagascarier mit wunderbarer Geschicklichkeit über ihre Köpfe mitten in einen Kreis, nahm einen Topf vom Feuer weg, und lief damit nach dem Fluß zu. Unsre Leute sahen eine Zeitlang einander mit dem größten Erstaunen an; und ehe einer derselben noch daran dachte, ihn zu verfolgen, hatte sich der Räuber schon seiner Beine so gut bedient, daß er nicht mehr zu erreichen war.

Glücklicher Weise wurde ich abgehalten, dem König von Baba die Arzney zu geben, welche ich ihm versprochen hatte. Denn gerade die Nacht darauf, da ich sie ihm überliefert hatte, starb der König plötzlich. Obgleich dieser Tod allen Umständen nach, die wir erfahren konnten, ohne Zweifel durch einen heftigen Anfall der Gicht, die ihm in den Kopf getreten seyn konnte, verursacht, und durch das unmäßige Trinken des Branntweins, welchen er zum Geschenk erhalten hatte, veranlaßt war; so würden doch ohne Zweifel seine Unterthanen diesen Verlust einer andern Ursache zugeschrieben, und sich an mir, als dem Vergifter ihres

Herrn,

Herrn, gerächt haben, wenn der König zufälliger Weise auch meine Arzney nur gekostet hätte. Sein Sohn von 16 Jahren folgte ihm.

Es war ein glücklicher Umstand für uns, daß der Proviantmeister noch vor des Königs Tode alle unsere Schiffe mit frischem Proviant sehr gut versehen hatte. Denn da nach diesem Vorfall alle Geschäffte ganz still standen; so würden wir uns genöthigt gesehen haben, in einen andern Hafen einzulaufen, um uns mit Lebensmitteln zu versorgen.

Den 7ten August fuhren wir von Madagascar nach unsern ostindischen Kolonien ab, und kamen den 10ten September bey dem Fort St. Davis an. Den 13ten schloß der Admiral Watson mit mir im Namen des Königs einen schriftlichen Contract, daß ich ein Hospital für unsere verschiedene indische Kolonien anlegen, darinnen alle Kranke und Verwundete aufnehmen, und sie sowohl mit chirurgischem und medicinischem Beystande, als auch mit Nahrung und Pflege versehen sollte.

Sobald unser Regiment erschien, schränkten die Franzosen ihr bisheriges Betragen ein, und schlossen mit Herrn Saunders, Gouverneur auf St. Georg, einen Waffenstillstand vom 11ten October bis 11ten Januar.

Das Fort St. Davis ist eine kleine, aber starke und regelmäßige Festung, die auf einem sich erhebenden Berge, eine Meile von Cudelur oder der schwarzen Stadt, erbaut ist. Die Stadt und das Fort liegen beyde auf der Seeseite. Unsre Besatzungen erstrecken sich hier ohngefähr vier Meilen ins Land hinein, und etwa drey längs der See hin-

auf. An der erſten Seite wird die Grenze durch eine dicke Hecke von Aloe und Cocosbaum gemacht; unſere Baſtionen ſind daſelbſt etwa ſechs bis acht Schüſſe weit von einander entfernt.

Das Land in dieſer Gegend iſt ſehr angenehm, die Luft hüter und ſelten mit Nebel beſchwert: man findet allenthalben niedliche Landhäuſer mit Gärten, welche mit vielem Geſchmack angelegt ſind, und meiſtens Perſonen gehören, die in Dienſten der Compagnie ſtehen. Man findet in dieſen Gärten die ſchönſten Früchte, europäiſche Küchenpflanzen, deren Samen entweder aus England oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung hergebracht wird. Trauben ſind ſehr ſelten; ſie kommen überhaupt in den heißen Gegenden unter dem 25ten oder 30ten Grade nicht gut fort. Wir würden vermuthlich nicht einmal wiſſen, daß auch in Aegypten Trauben wären, wenn es uns nicht folgende Zeilen im Virgil und Horaz ſagten:

Sunt Tharſiae vites, ſunt et Mareotides albae.
Georg. L. II.

Mentemque lymphatam Mareotico
Redegit in veros timores
Caeſar. Horat. lib. I. Odar. 37.

Ich fand auf dem Fort Davis noch zwey ſehr merkwürdige Thiere. Das erſte war ein Chamäleon *), von dem man ſagt, daß er von der Luft lebe. Vermuthlich iſt man auf dieſen Gedanken daher

*) Man vergleiche die im 1 Bande dieſer Sammlung pag. 339. fg. von dieſem Thier befindliche Nachricht.

daher gekommen, weil dieß Thier beym Einathmen seinen Körper sehr merklich ausdehnt und wieder zusammenzieht. Der Chamäleon, welchen ich besaß, war sehr hübsch. Seinen Rücken hinunter lief ein rauher Streif, gleich vielen Knöpfen, die sehr hell glänzten. Ich setzte ihn sehr oft auf weisses Papier, konnte aber nie bemerken, daß er die Farbe änderte. Ich richtete meine Augen oft eine halbe Stunde ganz fest auf ihn, wurde aber nie die mindeste Veränderung in der Farbe gewahr, ob ich gleich meine Hand über ihn streifte, oder sie ihm zu berühren gab. Er schien nie schöner zu seyn, als wenn er erschrocken war. Wenn ich in den Korb, in welchem ich saß, hineinsah, so hatte er nur eine Farbe, ein gelbliches mattes Grün, mit einer solchen Vermischung, als wenn etwas Semmelmehl darüber gestreuet wäre; und wenn ich eine halbe Minute dabey gestanden hatte, so kamen einige dunkle Flecken an der Seite und einige Streife kreuzweise über dem Rücken zum Vorschein. Wenn er berührt wurde, zischte er, und erweiterte den Körper bis zu einer erstaunenden Größe. Die Mehlfarbe verschwand denn, und der ganze Körper war sehr glänzend gelb. Die Streife über dem Rücken aber, und die Flecken auf dem Bauche, waren ganz weiß; wenn man ihn alsdenn von dem Rücken ansah: so schien er ein Pärschfisch zu seyn. Wenn man ihn aber von der Seite ansah, so schienen die Flecken denen Caurimuscheln, welche in Indien als Münze gebraucht werden, ähnlich. Er dreht den Augapfel mit grosser Geschwindigkeit herum, hat aber den kleinsten Stern und schlechteste Gesicht, was ich je gesehen habe.

habe. Auf dem Kopfe hat er eine Art Krone, die derjenigen nicht unähnlich ist, welche man bey einer alten Henne, oder dem Vogel Galena findet. Der Mund ist häßlich und außerordentlich weit. Unter seinem Halse hat er einen sonderbaren Beutel. Ich warf verschiedene Fliegen und Heuschrecken in seinen Käfig, er wollte sie aber nicht fressen, bis ich sie ihm in den Mund zwang, da er sie denn, so wie er sonst zu thun pflegte, käuete und niederschluckte. Er legt 40 bis 50 Eyer, und gleicht in dieser Eigenschaft, wie auch an Gestalt, dem Crocodill.

Das andere merkwürdige Thier, welches ich zu Cudulur fand, war die belebte Pflanze, herba sensitiva. Mimosa, *Linn.* Sinnkraut. Die Arten desselben sind verschieden: einige sind wie Strohhalme zusammengeknüpft; andere dem Grase ähnlich; einige haben einen viel dickern Körper, wie andere, mit zweyschuppigten unvollkommnen Flügeln. Der Hals ist nicht dicker als eine Nadel, aber zwey Mal so lang als ihr Körper. Der Kopf gleicht einem Hasenkopf; die Augen sind lebhaft und gerade über dem Kopf. Sie leben von Fliegen, die sie sehr geschickt mit den zween Vorderfüssen zu fangen wissen. Sie halten dieselben über einander geschlagen auf dreyfache Art vereinigt an den Kopf, und bey Annäherung ihres Raubes schießen sie sehr geschwind damit los; wenn sie die Fliegen gefangen haben, fressen sie dieselben mit großer Begierde, und halten ihren Raub wie ein Eichhorn. An den äußersten Gelenken der Vorderfüße sind verschiedene sehr scharfe Haken, womit sie ihre Beute desto besser fangen und halten können.

nen. Mit den übrigen vier Füßen halten sie sich an den Bäumen. Beym Trinken stecken sie den Mund ins Wasser. Ihr Auswurf ist sehr weiß, und so groß wie der ganze Körper des Thiers.

Die Eingebornen des Landes an dieser Küste sind schwarz, aber ihre Gestalt ist verschieden. Männer und Weiber haben ein langes glänzendes schwarzes Haar, das aber gar keine Aehnlichkeit mit dem wolligten Haar der Negers von Guinea hat. Man kann sie nie empfindlicher beleidigen, als wenn man sie Negers nennt, weil sie mit diesem Worte den Begriff von Sclaverey verbinden. Die Kleidung der Mannspersonen, von gewöhnlichem Stande, ist nur ein Stück Lumpen, das sie um die Lenden binden. Die Weiber tragen gemeiniglich eine seidene Binde von verschiedener Farbe, etwa vier Ellen lang, und eine Elle breit. Sie winden diese Binde der Länge nach rund um den Körper, und lassen die Breite herunter hängen, welches denn eine Art von kurzem Weiberrock macht. Den übrigen Theil werfen sie über ihre linke Schulter, kreuzweise über ihren Körper, und bringen ihn mit der um den Körper gewundenen Binde wieder zusammen. Da durch den Theil, der über die Schultern geworfen ist, die Brüste ganz bedeckt werden, so ist dieß noch eine ganz anständige Kleidung. Die Kinder gehen bis ins fünfte oder sechste Jahr ganz unbekleidet. Die Weiber tragen ihre Kinder kreuzweise über den Hüften; sehr selten findet man Verunstaltete. Die Männer sind gemeiniglich lang und schön gemacht, aber doch sehr kleinmüthig und furchtsam. Zum Kriege sind sie nicht gemacht, und haben sich niemals be-

sonders

sonders darinnen gezeigt, außer wenn sie von Europäern angeführt wurden.

Die Indianer theilen sich in eine Menge von Casten oder Stämmen ab, deren jeder seine besondern Sitten und Grundsätze hat, und die nie sich unter einander vermischen. Die Stämme sind folgende:

Die ehrwürdigste Caste ist die der Brachmanen. Sie sind Priester, und ihre Vorstellungen machen großen Eindruck beym Volk. Sie leben sehr enthaltsam, und vermeiden vorzüglich alles Fleisch von Thieren, weil sie die Seelenwanderung glauben. Sie verabscheuen auch die Thieropfer, obgleich einige derselben das grausame Opfer dulden, daß die Frau ihrem verstorbenen Mann zu Ehren verbrannt wird. Herr Watson und verschiedene andere vom Geschwader waren Augenzeugen von einem so grausamen Opfer, und wurden ausnehmend davon gerührt: ersterer ließ auch der Frau Anerbietungen thun, sie zu retten, und versprach ihr Schutz gegen die Brachmanen und Anverwandte, allein sie schlug alles aus, und ließ sich verbrennen.

Die zwote Caste am Range ist die der Rajahs, welches eigentlich der Name der alten Könige und Edlen des Landes ist. Unter der Regierung der ehemaligen Rajahs soll Indien einen Zustand der vollkommensten Unschuld genossen haben.

Morattas, ein sehr mächtiges Volk, welches sowohl die Küste Coromandel als Malabar bewohnt. Sie sind besonders gute Reiter, und man könnte sie die Schweizer von Indien nennen.

Denn

Denn sie vermiethen ihre Truppen, und fechten alle Mal für den, der sie am besten bezahlt.

Die Polygars oder Motres sind ein Volk, das in Wäldern lebt, und sich gar kein Gewissen daraus machen soll, jeden, der ihm in den Weg kömmt, zu plündern. Sie sind ganz unabhängig vom grossen Mogol.

Die Banianen, eine sehr strenge Caste; sie essen nie etwas, das Leben gehabt hat, und tödten auch nicht das kleinste Thier. Sie haben Hospitäler für Schlangen, Affen und andere Thiere. Sie sind Kaufleute, Trödler, Pachter und dergleichen.

Niers an der Küste Malabar gehören mit zu den vornehmsten Casten. Sie sind alle Mal vornehme wohlhabende Leute; betragen sich mit grossem Stolz gegen ihre armen Landsleute, und zeigen ihren höhern Rang dadurch an, daß sie ein Schwerd und eine besondere Art von Stock in der Hand tragen, die von denen verschieden ist, welche der gemeine Mann trägt. An der Coromandelküste sind die Niers nicht so vornehm; sie begnügen sich mit dem Kaufmannsstande, und übernehmen sogar oft noch weit geringere Geschäffte. Einige derselben nennen sich Christen, und sagen, sie wären von dem Apostel Thomas dazu gemacht worden. Sie erzählen auch, daß die christliche Religion in ihrer größten Reinigkeit einmal unter ihnen geblühet habe, und daß sie damals von einem Patriarchen wären regiert worden; die Portugiesen aber hätten diesen heiligen Mann getödtet, und mit ihm sey das Christenthum auch gefallen: denn sie müßten die Abgötterey selbst einer Lehre

vorzie-

vorziehen, deren Anhänger so viel Abscheulichkeiten begiengen.

Chowlios werden für sehr gelehrte Leute gehalten. Der gemeine Mann glaubt, daß sie besonders im Bezaubern sehr mächtig sind.

Chittris, eine besondere Art Kaufleute zu Madraß, die gemeiniglich sehr reich sind, aber zu den Casten von der linken Hand gehören.

Parriahs sind die niedrigste Caste von allen auf der Küste Coromandel. Männer und Weiber verrichten die knechtischsten Dienste; sie essen und trinken ohne Gewissensscrupel, alles, was sie bekommen können.

Frosts sind ohngefähr eben das auf der Küste Malabar, was die Parriahs auf Coromandel; doch in gewisser Absicht fast noch mehr verachtet. Sie essen sogar von Thieren, die natürlich gestorben sind.

Harrios sind eben das in Bengalen, was die Frosts zu Bombay. Die Weiber verrichten die beschwerlichste häusliche Arbeit, und die Männer tragen die Palanquins.

Niadda und Pullie sind auch zwo niedrige Casten auf der Küste Malabar, und in solcher Verachtung, daß sie den Eingebornen des Landes sich nicht einmal nähern dürfen. Wenn sie etwas kaufen wollen, müssen sie in einiger Entfernung laut rufen, ihren Korb niedersetzen, und das Geld hinein legen. Denn kömmt der Verkäufer, legt herein, was verlangt ist, und der Käufer darf es nicht eher abholen, bis jener wieder weggegangen ist. Ihre gewöhnlichste Beschäfftigung ist das Viehhüten. Sie dürfen nie auf der Erde schlafen, sondern

dern in Bäumen. Wenn auch nur der Athem von einem aus dieser Caste einen Stier berührte, so würde dieser ihn gewiß ums Leben bringen. Sie sind also sehr bemüht, wenn sie einen Stier von ferne sehen, ihm aus dem Wege zu gehen. Sie dürfen niemals den Städten nahe kommen, als an einem gewissen Tage im Jahre, da sie denn zusammen in Haufen gehen. Haben sie das Glück, eine vorübergehende weibliche Person mit Kothe zu werfen; so muß diese, sie mag aus einer Caste seyn, aus welcher sie will, sogleich ihre Sclavinn werden.

Shackeleys sind Schuster, und auf der Küste Coromandel und Malabar eben so verachtet, als die Niadde und Pullie auf Malabar.

Diese sind die verschiedenen Casten, in welche alle Eingeborne in ganz Indien eingetheilt sind. Jede derselben hat aber noch eine Menge Unterarten, die man kaum zählen kann. Sie bezeigen sich alle unter einander sehr viele Ehrerbietung, und die niedrigen Casten beobachten gewisse vorgeschriebene Cerimonien gegen die höhern. Jeder muß unabänderlich in der Caste bleiben, und der Sohn die Lebensart des Vaters beybehalten. So giebt es Familien von Schustern, Fischern u. s. w.

Einige Casten setzen ihre Alten und Kranken auf den Straßen öffentlich aus, wenn sie von den Brachmanen aufgegeben sind. Andere bringen sie an einen Ort, wo niedriges Wasser ist, füllen ihnen Nasen, Mund und Ohren mit Leim, und lassen sie denn liegen, damit sie gewiß bald von Geyern, Krähen, Hunden und andern Thieren, die hier in Menge sind, gefressen werden mögen. Eine andere Caste verrichtet ihre Nothdurft nicht,

so lange die Sonne am Himmel steht, und trägt aus Vorsorge einen Pflock von getrocknetem Schlamme im Hintern.

Am 9ten April wird jährlich in Bengalen eine sonderbare Büßung vorgenommen. Einige wollen damit vergangene; andre solche Sünden versöhnen, die sie vielleicht noch begehen können, und noch andre unterziehen sich dieser Büßung deswegen, weil ihre Aeltern ein Gelübde gethan haben, daß, wenn sie mit Kindern gesegnet würden, diese in einem gewissen Alter sich dieser Büßung unterziehen sollten. Die Cerimonie ist folgende: Auf einem weiten Platze, ohngefähr eine Meile von Calcutta, werden ohngefähr 30 Bambusröhren, wenigstens von 20 Fuß hoch, errichtet, am Ende derselben bemühen sie sich denn einen Wirbel festzusetzen, über den kreuzweis ein andrer Bambus von 30 Fuß oder noch mehr gelegt ist, an dessen beyden Enden ein Strick hängt. Das eine Ende dieses Stricks wird alsdenn herunter gezogen, und wenn der, welcher seine Andacht verrichtet, darunter tritt, so kneipt ihm der Brahmane ein großes Stück Haut unter beyden Schulterblättern, oft auch an der Brust, zusammen, und treibt einen großen eisernen Nagel durch. An diesen Nägeln hängen Schnüre von indianischem Grase, welche der Priester an dem Seile, wo der Bambus kreuzweis überliegt, befestigt, und zugleich windet er dem Büßenden eine Binde um den Körper, welche er in die Nägel einlegt, weil sonst, wenn die Haut nachgeben würde, der Büßende zur Erde fiel. Wenn dieses geschehen ist, so halten einige Leute das Bambusrohr am andern Ende nieder, wodurch denn

denn der Büßende gleich 30 oder mehr Fuße über die Erde erhoben wird, und jene laufen denn rund herum, so geschwind sie nur immer können. Dieß zieht denn den Büßenden die ganze Länge des Seils herab; und da er denn darauf sich schwingen muß, macht er tausend närrische Bewegungen. Um ihn noch lächerlicher zu machen, wird er vorher auf die sonderbarste Art von der Welt bemalt und gekleidet. Einige schwingen sich auf diese Art eine halbe Stunde, andre auch nicht so lange. Vier Tage müssen sie zur Vorbereitung fasten, und dürfen nur Früchte essen. In dieser Vorbereitungszeit gehen sie auf allen Straßen der Stadt in ihrer phantastischen Kleidung einher, und tanzen nach dem Schall einer Trommel oder Horns. Einige, um noch mehr Andacht zu beweisen, tragen ein eisernes Stäbchen durch die Zunge gestochen, andre auch durch die Wangen. Diese Cerimonie findet man nur bey einer niedrigen Caste. Die Schwärmereyen dieser Indianer gehen außerordentlich weit. Ein Freund von Madras gab mir in einem Briefe vom October 1771 Nachricht, daß sich ein Mann verschiedene Tage nach einander drey Stunden lang über dem Feuer geschwungen habe. Er hieng mit seinem Kopf niederwärts, und zwar unmittelbar über dem Feuer, und zu bewundern war es, daß er weder ein Gelenk verrenkte, noch sein Gehirn verbrannte.

In der Mitte des Octobers hängen alle indianische Casten in Bengalen nahe bey ihren Häusern ein Licht auf einem Bambusrohre aus, und setzen dieß verschiedene Nächte hinter einander fort, und damit ihren verstorbenen Anverwandten, die um

diese Zeit sie zu besuchen kämen, zu leuchten. In der eilften Nacht besonders findet man nicht nur jedes Haus, sondern auch alle Thüren und Treppen, sogar die Landstraßen und Flößen voller Lichter, und alle im Hause gehen mit einem Lichte in der Hand. Sie setzen auch in alle Winkel des Hauses Speise und Früchte, um die Verstorbenen damit zu bewirthen.

Eine unter den Indianern sehr übliche Probe der Wahrheit besteht darinnen, trocknen Reis zu essen. Ist die Person unschuldig, sagen sie, so wird sie den Reiß ohne Mühe niederschlucken; ist sie schuldig, so wird sie dazu nicht Speichel genug im Munde haben. Sie haben noch viele andre dergleichen Proben, auch mit dem Feuer, oder daß sie ihre Hände in heißes Queckſilber halten und dergleichen.

Die Frauen müssen ihren Männern sehr viele Achtung erweisen. Obgleich die Indianer ziemlich unthätig sind, so sorgen sie doch für ihre Nahrung, so daß man selten einen Bettler unter ihnen findet.

In den Schulen lernen die Kinder nur ihre Muttersprache, und nur wenige reden englisch, dahingegen die Madagascarier an der Küste unsere Sprache reden, ohngeachtet da sehr selten ein Schiff ankömmt, und sich kaum 10 Tage aufhält.

Ob es gleich hier sehr gewöhnlich ist, daß die Kinder sich im Sande und Staube vor der Thür herumwälzen, so sind doch die Aeltern sehr zärtlich gegen dieselben, und diese erwiedern es eben so dankbar in dem Alter ihren Aeltern. Der gemeine Mann ist sehr willig, andern beyzustehen, und nie

wird

wird ein Zank bis zur Schlägerey kommen. Sie ſind die größten Schwätzer, und incommodiren jeden, der ihnen begegnet, mit Neuigkeiten des Landes. Während dieſes Geſchwätzes unterlaſſen ſie niemals, ſich einander Betel und Chunam anzubieten. Außer der Gewohnheit des Betelkäuens, wodurch ihr Mund roth wird, fällt es Europäern ſehr auf, daß ſie ihre Nägel ſo lang wachſen laſſen. Schwarze Zähne halten ſie für eine außerordentliche Schönheit, denn ſie glauben, weiße ſchickten ſich nur für Hunde und Affen.

Den 11ten October, an welchem Tage der Waffenſtillſtand anfieng, verlieſſen wir das Fort St. David, und kamen am 13 November zu Bombay an.

Bombay iſt eine kleine Inſel, aber wegen ihrer Lage die ſchönſte, welche man ſehen kann. Obgleich der Boden ſo unfruchtbar iſt, daß er auch nicht das mindeſte hervorbringt, ſo wird dieß doch durch die Lage mehr als zu gut erſetzt. Man kann Bombay mit Recht das groſſe Waarenlager des ganzen arabiſchen und perſiſchen Handels nennen. Als ſie uns zuerſt durch die Portugieſen übergeben wurde, hielten wir ſie für ſehr unwichtig; wenige Jahre aber darauf lernten wir ihren Werth durch die Erfahrung ſchätzen; es iſt nun unſer Hauptort an der Küſte von Malabar geworden.

Die Eingebornen ſind hier nicht ſo lang, aber ſtärker als die an der Coromandelküſte, und beſtehn faſt aus allen Nationen Aſiens. Unter andern fanden wir hier viele Abkömmlinge der alten Perſer. Sie beten die Sonne beſonders bey ihrem Aufgange, mit der tiefſten Ehrfurcht an.

Ich hatte, da ich zu Bombay war, Gelegenheit einmal diesen Gottesdienst, der wenigstens wegen seines Alters ehrwürdig ist, mit anzusehen. Als ich einmal in einer Gasse gieng, hörte ich ein ungewöhnliches Geräusch, und sahe zugleich ein großes Feuer in einem Hause. Die Neugier bewog mich, näher heranzugehn, und ich fand in der Mitte des Hauses eine große kupferne Pfanne mit Feuer darinn; auf beyden Seiten desselben knieten zween Männer, die sehr geschwind beteten. Ich sahe dieß eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit an, und erfuhr darauf von einem Bedienten des Admirals, der zu dieser Caste gehörte, daß der eine ein Priester sey, der einen andern, welcher krank wäre, besuchte. Dieser Bediente sagte mir auch, diese Leute hätten eine solche Verehrung gegen das Feuer, daß sie es nie ausgehn liessen, und es so gar nicht einmal anhauchten. Ich erfuhr auch noch, daß die Priester, während ihres Betens über der Kohlpfanne, ihren Mund mit einem besondern weissen Tuche bedeckt hätten, um, wie ich glaube, das Einathmen in das Feuer zu verhüten. Wegen der Aehnlichkeit des Schalls schien es mir, daß ihre Gebete nur die Wiederholung einer einzigen Reihe von Worten war. Der besuchende Priester machte vielerley Bewegungen mit den Händen über dem Feuer, und hernach fuhr er mit seiner Hand über das Gesicht des Kranken, welches mir der letzte Segen zu seyn schien; denn bald darauf endete sich die Cerimonie.

Das arme falsch geleitete Volk dieser Secte, wirft sich vor der Sonne eben so nieder, wie die Ins-

Indier vor einem Ochsen oder einer Kuh. Beyde werden durch die vortreflichen Eigenschaften und Nutzbarkeit dieser Dinge verleitet, zu glauben, daß die Gottheit gewiß in ihnen wohne, und erweisen daher diesen Geschöpfen die Ehre, die nur dem Schöpfer gebührt. Da die Indier ihre Todten verbrennen, so sollte man denken, daß auch die Parsis, weil sie doch die Gottheit unter dem Bilde des Feuers verehren, ihre Todten dem Elemente übergeben würden, das sie als die Wohnung des göttlichen Wesens ansehen. Aber sie handeln hierinnen ganz anders, und den Gewohnheiten aller andern Nationen zu wider. Sie verbrennen und begraben ihre Todten nicht, sondern legen sie in die freye Luft, wo sie allen Elementen ausgesetzt sind, und von Adlern, Geyern und andern Raubthieren verzehrt werden. Ihr Grundsatz hiebey ist, daß, weil ein Mensch aus verschiedenen Elementen zusammen gesetzt sey, billig jedes dieser Elemente nach dem Tode seinen Antheil zurück fodern könne. Auf dem Hügel Malabar auf der Insel Bombay, findet man zwey runde Gebäude, die zu Aufbewahrung der todten Körper der Parsis bestimmt sind. In einer kleinen Entfernung steht eine Wache, die niemand sich den Gebäuden zu nähern erlaubt, um nicht die Raubvögel in Verzehrung der todten Körper zu stören. Jedoch konnte ich einmal einigermassen meine Neugierde befriedigen und in diese Gebäude etwas hineinsehen. Ich erblickte verschiedene todte Körper, an denen aber nur sehr wenig Fleisch mehr übrig, und dieß wenige von der Sonne so sehr verbrannt war, daß sie gar keine unangenehme Ausdünstungen mehr von sich gaben. Eben

daher kam es auch vermuthlich, daß diese Gebeine ganz schwarz aussahen. Gewiß ist dieß eine sehr scheußliche, widrige Gewohnheit und der Grund, den sie davon angeben, lächerlich.

Bombay ist unter allen unsern Besitzungen in Ostindien der schicklichste Ort, wo die großen Schiffe sich gewöhnlich aufhalten oder vom Stapel laufen können; auch für kleine ist hier ein guter Hafen. Man arbeitet aber sehr daran, diese Einrichtungen noch immer nützlicher und brauchbarer zu machen. Dieß ist der einzige Ort in diesem entfernten Welttheile, wo man gescheiterte Schiffe wieder ausbessern kann, da hier immer von allen Schiffsbedürfnissen ein hinlänglicher Vorrath ist.

Unter den verschiedenen Batterien und Forts auf dieser Insel, ist dasjenige bey der Stadt Bombay am stärksten. Die Hitze ist hier natürlicher, schon weit erträglicher als zu Fort St. Davis, da dieses unter 11 Grad 48 Min. Nord. Br. und jenes unter 19 Grad liegt.

Während meines hiesigen Aufenthalts miethete ich mir monatlich einen Wagen, der von zween Ochsen gezogen wurde, die hier eben so gut und geschwind wie die Pferde laufen. Auf verschiednen Reisen, die ich mit diesem Fuhrwerke vornahm, kam ich auch oft bey der Wohnung eines von dem geistlichen Orden, den man in Indien Joogens nennt, vorbey. Diese Leute sind eine Art von Einsiedlern, und durch ein Gelübde ihrer Aeltern wäh-

während der Schwangerſchaft ihrer Mutter, dem beſondern Dienſt des Himmels gewidmet. Einmal Abends beſuchte ich und ein Freund dieſen Joogen, der beſtändig in einerley Lage auf der Erde in der ſchattichten Laube von einem Cocosbaume ſaß. Sein Körper war mit Aſche bedeckt, ſeine langen ſchwarzen Haare hiengen in der größten Unordnung herunter. Als wir uns ihm näherten, grüßten wir ihn, und er erwiederte es uns ſehr ehrerbietig und dann unterhielten wir uns mit ihm, durch Hülfe unſers indianiſchen Ochſentreibers, der engliſch redte, meiſtens von der wunderbaren Wirkung ſeiner Gebete, durch welche er Kranke geſund, Schwache und Lahme ſtark, Blinde ſehend, und, Weiber, die man auf ihre ganze Lebenszeit für unfruchtbar gehalten hatten, fruchtbar gemacht haben wollte. Als wir bald im Begriff waren unſern Abſchied zu nehmen, bot ich ihm ein Geſchenk von 2 Rupies an, er bat mich, ſie auf die Erde zu werfen, und befahl hierauf ſeinem Bedienten, ſie aufzunehmen. Dieſer that es mit ein Paar eiſernen Zangen, und warf hierauf die Rupies in eine Eßigflaſche. Als ſie hierinn ein wenig gelegen hatten, nahm ſie derſelbe Bediente wieder heraus, wiſchte ſie ſorgfältig ab, und überlieferte ſie endlich ſeinem Herrn, welcher zur Vergeltung uns gleich darauf einige Kuchen von ſeiner geſchmackloſen Bäckerey ſchenkte. Ich erſuchte ihn, daß er auch mir durch Gebet Glückſeligkeit erbitten möchte. Er erwiederte ganz gelaſſen: ich weiß kaum, was ich für Sie bitten ſoll; Sie ſind vollkommen geſund, können in Ihrem Wagen fahren

und ſind oft in Geſellſchaft einer ſehr ſchönen Dame; Sie ſind immer gut gekleidet, und auch fett, beſitzen alſo alles, was zur Glückſeligkeit nothwendig iſt. Wenn ich daher etwas für Sie bitten ſoll; ſo mußte es wohl dieſes ſeyn, daß Gott Ihnen die Gnade verleihen wolle, die mannichfaltigen Glückſeligkeiten, womit er Sie begabet hat, zu verdienen, und dafür dankbar zu ſeyn. Ich antwortete ihm, daß ich mit dieſem Gebet vollkommen zufrieden ware, und wir nahmen Abſchied.

Die wenigen Merkwürdigkeiten auf der Inſel Bombay, welche verdienen erwähnt zu werden, ſind etwa: ein großer Tarapin, der in des Gouverneurs Hauſe aufbewahrt, und von dem älteſten Laute auf 200 Jahr geſchäzt wird. Die Frösche, welche man durch ganz Oſtindien in außerordentlicher Menge findet, ſind auf dieſer Inſel ausnehmend groß. Ich ſah einen, der, wenn er ausgedehnt war, von den äußerſten Spitzen ſeiner Vorder- und Hinterfüße 22 Zoll lang war, und ich glaube gewiß, daß er 4 bis 5 Pfund würde gewogen haben. An der ganzen Seeküſte der Inſel, findet man ungemein viele und mannichfaltige ſchöne Muſcheln, beſonders die merkwürdige und bey unſern Damen ſeit einigem Jahren ſo beliebte Art, welche Wendeltreppe Turbo Scalaris. *Linn.* heißt.

Da man in keinem Lande auf der Welt mehr Schlangen findet als in Oſtindien, ſo will ich hier noch eine Beſchreibung von denen liefern, welche ich ſelbſt oder Herr Thomas, Wundarzt auf dem

Schife

Schiffe Salisbury, beobachtet haben: – Die Covra Capella. Die Zähne dieſer Schlange ſind denen der Klapperſchlange ſehr ähnlich, welche D. Mead beſchrieben hat. Ihr Biß iſt tödtlich. — Die Covra Manilla iſt eine kleine blaue Schlange, von der Dicke eines kleinen Fingers, aber über einen Fuß lang. Die Palmira iſt eine ſehr dünne ſchöne Schlange, von verſchiednen Farben. Ihr Kopf iſt wie bey einer gemeinen Otter, aber viel dicker als der Körper. Ich ſah eine, die vier Ellen lang und nicht viel dicker als eine Schwanfeder war. Die grüne Schlange, hat eine ſehr ſchöne Farbe mit einem ſpitzigen Kopfe. Gegen den Schwanz iſt ſie ſchmäler als in der Mitte. In ihrer größten Breite iſt ſie doch nur ſo dick als eine Tabackspfeife. — Die Sandſchlange iſt eben ſo klein, aber wie die vorhergehenden tödtlich. Die Covra di Aurellin iſt einem Erdwurme nicht unähnlich; ohngefehr 6 Zolle lang, und nicht dicker als eine kleine Krähenfeder. Dieſe tödtet dadurch, daß ſie ſich ins Ohr ſchleicht und Tollheit verurſacht. — Die Manilla Bombo iſt eine ſchöne Schlange von eben derſelben Größe. Sie iſt unter der Haut weiß, aber auf dem Rücken ſchön und vielfarbigt. Sie lebt im Sande, und ihr Stich verurſacht Zuſammenziehen der Glieder.

Während meines Aufenthalts kamen zwo Flotten von Schiffen dieſes Landes auf der Rheede zu Bombay an. Eine derſelben gehörte dem Nanna oder Prinzen der Maratten, die andre dem Monagen Angria, dem Bruder des Seeräubers Angria.

gria. Dieſe Schiffe waren den Tartanen auf dem mittelländiſchen Meere nicht unähnlich, nur noch etwas niedriger. Sie hatten 2 Kanonen und viele Mannſchafft. Ihre Muſik machten ſie mit einer platten, kupfernen Leyer, die an beyden Enden wie eine Trompete ausſah, und 10 Fuß in die Länge hatte, und mit einer Art Trommel von Kupfer, welche ſie mit 2 großen Stöcken ſchlagen, und ein unerträgliches Geräuſch machen. Jede Flotte beſtand aus etwa 30 Segeln. Die engliſche oſtindiſche Compagnie hat hier ein Schiff von 40 Kanonen, eins von 20, eine Grab von 18 und verſchiedene kleine Fahrzeuge.

Die Kaufleute rechnen hier mit Rupies, Pice und ſogenannten Reys. 200 Reys machen ein Viertel eines Rupie. Eine Guinee gilt 9 Rupies die Guinee zu 6 Thlr. gerechnet, iſt alſo eine Rupie etwa ein deutſcher Gulden.

Bey dem portugieſiſchen ſchwarzen Arzte Diego fand ich einen artigen Vorrath von Arzneywaren, unter welchen ſich ſchätzbare Sachen fanden. Er gab uns folgendes Verzeichniß der indianiſchen Arzneymittel, nebſt den Preißen und Orten, wo ſie herkömmen *).

Na-

*) Dies Verzeichniß kann jedem deutſchen Apotheker auch Arzte nützlich ſeyn, daher wir ihm den Platz geben.

Namen der Arzneyen.	Orte woher ſie kommen.	Preiß.
Bezoar	Orangabed	12. Rupies d. Unze.
Fol. Senae	Mocha	4dito per maund. 36 lb.
Gumm. Arab.	Arabien	13 dt. per 100 lb.
Myrrh.	Arabien	24 dt. per 101 lb.
Olibanum	Arabien	12 dt. per Maund.
Thus	Arabien	50 dt. per Maund.
Gambog	Succatra	50 dt. per Maund.
Aſſa foetida	Perſien	100 bis 80 dito.
Rad. Salop	Perſien	35 dt. per Maund.
Rad. Zinzib.	aus ganz Indien iſt wohlfeil.	
Piper long.	Calicut	auch wohlfeil
Coloquintid,	Goa	
Oleum Cinnamom.	Cochin	2 Rupies die Unze
Gum. Benzoin.	Bengal	50 dt. per Maund.
Cort. de Pala.	Tellichery	ſehr wohlfeil
Sem. Cardamom.	Calicut und Tellichery.	1 Rupie die Unze.
Oleum Caryophyl.	Tellichery	80 dt. per 112 lb.
Rad. Rhab.	Erſte Sorte. Bengal.	50 dito
	Zw. S. eben-	
	Dr. S. daher.	40 dito.
Opium	Bengalen	80 Rupies.
Sal Nitri	Bengalen	
Fol. Ros. Rubr.	Perſien	8 Rupies.

Noch

Noch verdient ein sehr altes Denkmal, nämlich der in einen sehr großen Felsen gehauene Tempel Elephanta, nahe bey Bombay erwähnt zu werden. Die Größe und Verhältnisse dieses Tempels wird man am besten aus dem Grundrisse sehen, welcher auf der Stelle selbst aufgenommen ist. Die Mauern sind mit Figuren von 12 Fußen in der Höhe verziert, außer die in den Bädern, nahe bey der offenen Gallerie, wo sie nur 4 Fuß hoch, und 6 Fuß breit sind. Auf dem hohen Altar steht die Statue des Gottes Orixa, aber verstümmelt: man findet das Bild dieses Gottes noch an mehr Orten des Tempels in verschiedenen Stellungen angebracht. Auf beyden Seiten des Altars sind hohle Plätze, in die wir uns aber nicht zu gehen wagten, weil sie außerordentlich tief waren. Das Dach des Tempels ist etwa 18 Fuß hoch, und wird von Pfeilern getragen, wie man im Grundrisse sehen kann. In dem Raume zunächst bey den Bädern ist ein mit Wasser umgebener Pfeiler, welches die Puncte in Riße anzeigen sollen.

Am 15ten December fuhren wir von Bombay ab, umsegelten die südliche Spitze der Insel Selan und kamen am 18ten Januar 1755 im Hafen von Madras an; und fanden zu unsern großen Vergnügen hier schon das Schiff Cumberland unter dem Commodore Pocock vor Anker, und acht Tage darauf vereinigten wir uns auch mit dem Tyger unter Commando des Capitain Latham. Wir erfuhren hier, daß während des Admiral Watsons Aufenthalt zu Bombay zwischen dem Herrn Godehen und Saunders ein Vertrag mit der Bedingung geschlossen sey, daß er nur so lange Kraft behal-

halten sollte, bis die beyderseitigen Gesellschaften ihn entweder bestätigen oder verwerfen würden. Man hatte also nun die gewisse Hoffnung, daß wenigstens in 18 Monaten keine Feindseligkeiten vorfallen würden. In dieser langen Zwischenzeit hatten nun die Franzosen die beste Gelegenheit sich zu einem Kriege Kräfte zusammeln. Denn während dieses Vertrags blieben sie in dem Besitze so vieler wichtigen Länder in Carnate und Dekan, die sie sich durch mancherley Intriguen erworben hatten, und wovon sie jährlich eine Einnahme von mehr als einer Million Pfund Sterling zogen, da unsere Besitzungen nur etwa so viel Rupies einbrächten.

Die Stadt Madras oder das Fort St. Georg ist der Hauptsitz unsrer ostindischen Compagnie an der Küste Coromandel. Sie liegt zwischen den 13ten und 14ten Grad Norderbreite, in einem außerordentlich sandigen, unfruchtbaren Boden, und unter einem so erstaunend heißen Clima, daß ohne die Seewinde, welche die Luft sehr abkühlen, es hier gar nicht wohnbar seyn würde. Der Ort ist dem ohngeachtet sehr bewohnt. Viele Engländer hieselbst leben in aller Pracht der Morgenländer, um sich in Ansehen zu erhalten. Der Gouverneur des Forts hat beynahe unumschränkte Gewalt, er führt das Commando über die Armee, und besetzt alle wichtige Stellen, ist auch zugleich Befehlshaber aller englischen Besitzungen auf Coromandel. Die Einträglichkeit des Handels hieselbst ist auch Ursache gewesen, daß man unermeßliche Summen zur Befestigung des Orts aufgewandt hat.

Die

Die Häuser der Engländer sind ganz nach europäischem Geschmack gebaut, die übrigen Häuser aber haben platte Dächer und sind sehr niedrig, und da sie keine Feuermauer haben, so kochen die Bewohner derselben ihr Essen vor der Thüre des Hauses. Die allerärmsten haben nur Hütten mit Blättern bedeckt, und so niedrig, daß man kaum aufrecht darinnen stehen kann. Demohngeachtet findet man gewöhnlich 10 bis 12 Personen darinnen, ohne das Vieh zu rechnen.

Diese Indier sind sehr mäßig in Essen und Trinken, ruhig, harmlos, und beleidigen Niemanden; und etwas tiefer ins Land hinein sollen sie auch sehr ehrlich und aufrichtig seyn. An der Küste aber wissen sie tausend Kunstgriffe und Listen, um die Fremden zu bevortheilen. Dieß aber mögen wir uns selbst verdanken, dann wir haben ohne Zweifel ihre Sitten zuerst verderbt. Sie wusten vermuthlich nichts vom Betrug, ehe sie ihn von den handelnden Europäern lernten. In dem geringern Casten liegen den Weibern alle häusliche Geschäffte ob.

Jeder Kaufmann, der irgend beträchtliche Geschäffte hat, kann nicht weniger als 12 bis 15 Bedienten halten, denn da die Indier alle von verschiedenen Casten sind, so wird einer, der aus einer höhern ist, nie das geringste thun, was für eine niedrigere Caste gehört. Sie tragen alle Turbans; die vornehmsten Bedienten kleiden sich alle schön, besonders diejenigen, denen ihre Religion viele körperliche Reinigungen vorschreibt. Ihr erstes Geschäft ist, daß sie an einen Fluß gehen und sich waschen, und dann am Ufer ihr Gebet her-

hersagen. Wenn man sie fragt: „Was, oder für wem sie bitten?“ So antworten sie: „Für den Herrn, daß Gott wolle günstig seyn dem Herrn, damit der Herr uns wieder günstig sey.“ Sie sind ein listiges verschlagenes Volk, und ungemein geschickt in Antworten. Wir hatten davon mehr als 1000 Beyspiele; folgendes ist ein Muster.

Ein englischer Officier befand sich mit seinem indianischen Bedienten zu Cuddulue an einem öffentlichen Orte, und gerieth durch eine Zwistigkeit mit seinem Bedienten in sehr heftigen Zorn. Mitten in seiner Wuth legte sich der Bediente der Länge nach auf die Erde nieder, kehrte das Gesicht gegen den Boden, und verstopfte sich mit den Händen die Ohren. In dieser Lage blieb er, bis der Zorn seines Herrn sich etwas gelegt hatte, denn stand er wieder auf, näherte sich seinem Herrn mit vieler Ehrfurcht, und sagte ganz trocken: „Gewiß, der Herr macht seinem armen Diener Kopfweh; der Herr ist ein sehr starker Mann, aber der Diener ist ein sehr schwacher Mann; wenn der Herr sanfte Worte redet, denn kann der Diener alles für ihn thun; aber wenn der Herr den armen Diener erschreckt, so macht er den armen Diener krank. Und wenn der arme Diener krank ist, können des Herrn Geschäfte nicht gethan werden.“ Der Officier antwortete zuerst mit einem hitzigen: „Verdammt!“ Da er aber wieder zu sich kam, empfand er die Richtigkeit des Verweises, und sah ein, daß er sich nach den Vorschrifften richten müsse, welche ihm der Indier so klug und listig gegeben hatte.

Da die Bedienten nicht viel zu thun haben, so könnten sie leicht in der Zeit, da ihr Herr sie nicht

gebraucht, noch einmal so viel als ihren Lohn verdienen; sie thun dieß aber nicht, sondern sind mit dem wenigen zufrieden, was sie haben, und verspielen oder verschlafen lieber die Zeit, in welcher sie sich und ihre Familie bereichern könnten. Diese Bedienten haben auch außerordentlich viel Tücke, die sie besonders gegen neu Ankommende äußern, und wenn zween oder drey von ihnen in einem bösen Streich zusammenhalten, so ist es dem Herrn unmöglich, die wahre Beschaffenheit der Sache zu entdecken. Die Palanquinträger sind besonders listige Kerls; sie werden alle Mal, wenn sie einen neuen Herrn oder Frau bekommen, unter der Last außerordentlich seufzen, wenn sie ihnen auch noch so leicht ist, um dadurch Mittleiden zu erregen und etwas Geld zu erhalten. Sie können diesen Zweck auch selten verfehlen, weil jeder Europäer bey seiner ersten Ankunft es höchst unnatürlich findet, Menschen so sehr erniedrigt zu sehen. Wenn diese Bedienten gegessen haben, so legen sie sich auf die Erde, in ein Fenster, auf einen Tisch, oder am gewöhnlichsten in den Sand. Dieß letztere ziehen sie allem vor, weil der Sand noch vom vorigen Tage heiß ist.

Die Tuchhändler bedienen sich niemals einer Elle oder irgend eines andern Maßes als des Raume, der sich bey einem regelmäßig gewachsenen Menschen zwischen dem Ellbogen und der Spitze des Mittelfingers befindet, den man Cubit nennt; und sie messen so genau, daß sie sich in einem Stück von 70 Cubits vielleicht nicht um eine Viertelelle irren. Es ist in diesem Lande, so wie in den meisten englischen Landstädten üblich, daß man

man den Schneider zu sich ins Haus kommen, und bey sich arbeiten läßt. Wenn man die erbärmlichen Werkzeuge dieser Leute ansieht, besonders ihre rostigen Scheeren, die so schlecht vernietet sind; so sollte man es fast für unmöglich halten, daß sie damit ein Kleid verschneiden könnten; allein der Schneider ist ein so genauer Nachahmer, daß man fast immer vollkommen mit ihm zufrieden ist. Dieß ist desto mehr zu bewundern, da er niemals denjenigen, für den er arbeitet, mißet, sondern nur fragt: den Herr zum Muster? dieß Muster mag noch so sonderbar seyn, so wird er seine Arbeit ihm doch immer gerecht machen.

Eben diese Beobachtung gilt auch von dem Zimmermann, dem Schmiede und andern Handwerkern. Sie werden alles, was man ihnen giebt, auf das genauste nachahmen, ob sie gleich viele Werkzeuge unsrer Arbeiter gar nicht kennen, und die ihrigen höchst unvollkommen sind. Alles, was sie nachmachen wollen, halten sie vorher eine lange Zeit in der Hand. Sie sind in ihren Arbeiten außerordentlich eigensinnig und halsstarrig, und weichen von der hergebrachten Weise ihrer Vorfahren nicht ab, wenn man ihnen auch eine noch so leichte oder vollkommenere Methode zeigen kann.

Der Barbier und Frieseur sind zwey verschiedene Handwerke; der erste ist wegen seines sonderbaren Aufzugs merkwürdig. Wenn er in ein Haus kommt, und man ihn nicht schon kennt, so wird man schwerlich errathen können, wer er ist. Seine Werkzeuge sind 8 oder 10 Scheermesser, ein Wetzstein, eine Oelbouteille, 2 lederne Riemen,

ein kleiner Spiegel, 2 oder 3 Handquelen, eine Betelnuß, ein Betelblat, Seife und ein kleines kupfernes Gefäß; alles dieß trägt er mitten um seinen Leib. Er scheeret weit besser und geschwinder als ein europäischer Barbier.

Die Wissenschaft der indischen Aerzte ist sehr eingeschränkt. Ich verlangte einmal von einem dieser schwarzen Aerzte, er sollte uns ein Verzeichniß der Arzneyen aufsetzen, die sie gewöhnlich gebrauchten. Er brachte uns aber statt desselben eine Menge Blätter, Pflanzen, Rinden und Wurzeln von verschiedenen Bäumen, die sie, wie er sagte, gemeiniglich abkochten. Wir fragten ihn, ob sie gar keine geschriebene Aufsätze von ihren Curarten hätten; darauf brachte er uns ein großes Buch, welches auf Blätter vom Palmitabaum (Phoenix dactylifera. *Linn.*) und in schwülstigen orientalischen Stile geschrieben war. Alles war ohne Plan und Ordnung niedergeschrieben. Sie studiren die Kunst gar nicht als eine Wissenschaft, sondern es geht bey der medicinischen Caste wie bey allen übrigen. Der Sohn eines Arztes wird wieder Arzt.

Das Einimpfen der Blattern ist in keinem Theile Indiens, als in Bengalen gewöhnlich. Die Aerzte nehmen von einer Person, welche gutartige Blattern hat, etwas Materie, und heben sie auf. Sie tunken alsdann die Spitze einer Nadel in diese Materie, und berühren damit den fleischigten Theil eines Arms der Person, die inoculirt werden soll, verschiedene Mal im Circul herum. Bey einer erwachsenen Person berühren sie beyde Arme. Wenn das Blut weggewischt ist, so reiben

ben sie noch etwas mehr Materie ein, und lassen den Patienten sich 3 Male des Tags baden, und so kühlende Lebensmittel genieſſen, als man nur bekommen kann; so bald er aber fieberhafte Anfälle bekömmt, welches am 5ten oder 7ten Tage zu geschehen pflegt, so muß der Patient das Baden und die kalte Diät unterlassen, und nur Milch und Zucker genieſſen. Das Fieber währt ohngefähr 3 Tage und am 2ten Tage, nachdem die Pocken erschienen sind, wäscht man den Körper mit kaltem Wasser, und thut dieß 3 Tage hintereinander, täglich 2 oder 3 Mal, wobey die Diät von Zucker und Milch fortgesetzt wird. Wenn die Pocken abtrocknen, so besprengen sie den Patienten mit Rosenwasser, oder im Fall sie dieses nicht haben können, mit Saft von Suttamnulie, Suctapot, Culmen, und Wurzel von grünen Türmerik. Wenn die Pocken stark sind, so geben sie dem Patienten auch Joansamen zu kauen, und oft legen sie auf die am meisten angegriffenen Theile Bangblätter, welches eine Art von Hanf ist. Unter den Portugiesen und einigen Indianern an der malabarischen Küste ist es auch sehr üblich, wenn die Pocken überstanden sind, sich in sehr dicke Asche von Holz oder Kuhmist zu legen, weil sie glauben, daß diese Asche die Blattermaterie einsauge, und mache daß die Kruste desto eher abfalle. Diese ihre Meynung gründet sich darauf, daß sie glauben, die Asche habe eine reinigende Kraft, und sey gegen Fäulniß gut. Die meisten überstehen durch diese Heilungsart die Krankheit sehr glücklich.

Den 7ten April segelten wir von Madras nach Trinkonomale auf der Insel Selan (Ceylon)

ab, und kamen den 22ten d. M. in diesem Hafen an. Der Handel nach diesem Hafen ist sehr unbeträchtlich, demohngeachtet haben ihn die Holländer befestigt. Außer verschiedenen schönen Bäumen und Pflanzen macht der Zimmtbaum den vorzüglichsten Reichthum der Insel aus. Er wächst in allen Wäldern der südwestlichen Küste der Insel wild.

Nachdem wir uns drey Wochen auf der Insel Ceylon aufgehalten hatten, verliessen wir sie endlich am 11ten May und kamen am 14 auf der Rhede von St. David an. Wir bemerkten aber bald nach unserer Ankunft, daß wir Ceylon, aus Begierde auf dem festen Lande unsre Bestimmung zu erfüllen, zu früh verlassen hätten. Denn unglücklicher Weise fieng bald nach unsrer Ankunft ein sehr heißer Wind mit großer Heftigkeit an zu wehen. Fast ohne Hofnung fuhren wir daher am 29sten May von St. David ab, und mußten auch wie wir befürchtet hatten, am 31sten wieder in diesem Hafen einlaufen.

Der Admiral war nebst einem Gefolge von ohngefähr 200 Personen zu der Zeit am Lande, und machte eine kleine Reise nach Deva-Cotah und der berühmten Pagode von Chilamboram. Deva-Cotah ist ein sehr kleiner Ort, der seit 1749, da er dem König von Tanjour abgenommen wurde, der ostindischen Compagnie gehört. Er ist sehr schwach befestigt, und wird nur aus der Ursache noch behalten, weil er gleichsam der Schlüssel zum Gebiete des Königs von Tanjour ist. Wir warteten hier nur besseres Wetter ab, und kamen dann über den Fluß Colernon, wenige Meilen

von

von demselben, zu einem Choltre oder großen Sommerhause, welches zur Bedeckung vor dem Wetter erbauet ist. Vorübergehende können auch darinnen Reis und Wasser bekommen. Alle diese Häuser sind von Privatpersonen erbauet, denn es ist ein Grundgesetz dieses Landes, daß jedes Individuum etwas zum Besten der ganzen Gesellschaft beytragen muß; einer pflanzt einen Lustwald, ein anderer gräbt einen großen Teich aus, ein dritter bessert die öffentliche Landstraße aus, und ein vierter bauet eine Choltre oder Pagode. Alles dieses wird hernach als ein Eigenthum des Publikums angesehen, und der Stifter erwirbt sich hier eben so viel Ruhm, als wenn bey uns jemand ein Hospital errichtet.

Die Art zu reisen in Indien ist sehr sonderbar, und verdient deswegen beschrieben zu werden. Da hier auf den öffentlichen Landstraßen gar keine Wirthshäuser sind, so muß man alle seine Lebensmittel und alle dazu gehörige Geräthe mit sich führen. Man miethet, dieses fortzubringen, Cooleys, denen man etwas gewisses giebt, wovon sie sich selbst beköstigen müssen. Ihre vornehmste Nahrung ist Reiß, und ihr Hauptgetränke Toddy, welches beydes an allen Orten und für sehr guten Preiß zu haben ist. Die Cooleys können außerordentlich alle Arten von Beschwerlichkeit ertragen, und Hunger und Durst ausstehen. Sie gehen gewöhnlich 4 Meilen in einer Stunde, und ich habe sogar einige gekannt, welche 24 Stunden giengen, ohne einmal zu essen. Da man in diesem Lande immer in großen Gesellschaften reiset; so geschieht es selten, daß eine Carvane zu gleicher Zeit an

dem Orte ihrer Bestimmung eintrifft. Die Ersten müssen daher immer für die Folgenden alles, was nöthig ist, bestellen, und zubereiten.

Die Schwierigkeit, welche ein Reisender hat, ehe er von den Eingebornen des Landes einen Trunk Wasser erhält, sind sehr groß, und es geschieht leicht, wenn man etwa zufälliger Weise einmal geschwinder gegangen ist, als die Wasserträger. Einige aus den höhern Casten treiben ihre Bedenklichkeit so weit, daß sie von den Europäern verlangen, sich auf den Rücken zu legen, da sie ihm denn das Wasser in den Mund gießen, um weder sich noch ihre Gefäße zu verunreinigen. So unbequem die Art zu reisen auch für Fremde ist, so fallen doch dabey so viele lächerliche und comische Dinge vor, daß dadurch der Mangel besserer Bequemlichkeit vollkommen ersetzt wird.

Nachdem wir in dem Choltre einen sehr angenehmen Abend zugebracht hatten, so legte sich jeder in seinen Palanquin, wie in ein Bette, und unsere Bedienten lagerten sich rund um uns herum. Den folgenden Morgen, noch vor Sonnenaufgang, traten wir unsre Reise wieder an, und setzten sie ohne Schwierigkeit bis an den andern Arm des Caleroon fort, den wir aber durch den vielen Regen so angeschwollen fanden, daß es für unmöglich gehalten wurde, weiter fortzukommen. Wir waren nur noch einen Kanonenschuß von Chilambo-ram entfernt, und also sehr mißvergnügt, daß wir nun wieder umkehren und so viele Mühe vergeblich überstanden haben sollten. Unser Bote befreyte uns zuerst von diesem Mißvergnügen, da er uns die Versicherung gab, daß wir in weniger als zwo

Stunden

Stunden über den Fluß ſollten ſetzen können, weil, wie er wüßte, in demſelben ſehr ſtarke Ebbe und Fluth ſeyn ſollte. Dieſe Nachricht beruhigte uns alle; wir begaben uns in die nächſte Cholire, wo wir mit vielem Vergnügen frühſtückten. Wir konnten auch, weil wir Muße genug dabey hatten, die verſchiedenen Reiſenden beobachten, welche wir in dieſem Cholire fanden. Es waren meiſtens Pilgrimme, die aus Bengalen ſich Waſſer des Ganges holen, welches, nach ihrer Meynung, von den alten Brahmanen eingeweiht iſt, und viele wunderbare Curen ſoll hervorbringen können. In Bengalen leben viele Familien ganz davon, dieß heilige Waſſer ins ſüdliche Indien zu bringen, da es denn die Brahminen wieder unter ihre Schüler vertheilen.

In ohngefähr 2 Stunden ſtellte ſich die Ebbe wirklich ein, und da wir nun einen Hirten mit ſeiner Heerde durch den Fluß waden ſahen, ſo entſchloſſen wir uns, ihm nachzuahmen.

Wir waren kaum in der Stadt Chilamboram angekommen, als ſchon Herr Carnac an Herrn Ville Nove, den franzöſiſchen Commendanten in dieſer berühmten Pagode, ſchrieb, und ihm des Admirals Ankunft, ſeine und ſeiner Geſellſchaft Verlangen, ihn zu beſuchen, meldete. Er antwortete ſogleich, „daß ihm dadurch große Ehre erwieſen würde, und daß er hoffte, wir würden ſans ceremonie kommen.“ Herr Ville Nove war Lieutenant, aber ein ſehr artiger feiner Mann, und er unterhielt uns mit aller der Politeſſe, welche ſeiner Nation eigen iſt.

Chilamboram Pagode ist eine der gröſsten in ganz Indien. Sie war ehemals eine Besitzung der Engländer, welche sie aber so sehr vernachläſsigten, daſs sie ihre Vertheidigung nur einem Unterofficier und 12 Soldaten überlieſsen. Die Franzosen machten sich dieſs zu Nutze, und nahmen den Ort in einem unvermutheten Anfalle weg. Die Mauern sind stark und gut angelegt. In der dritten innern Mauer sind 4 Thürme, die sehr sonderbar mit vielen Bildern von Göttern ausgeziert sind. In dem mittleren Hofe oder viereckigten Platze ist ein groſser Teich, wie man sie in diesem Lande sehr häufig findet, der zum Baden dient. Rund um denselben herum sind sehr viele kleine Tempel. Die Franzosen lassen den Indiern hier die uneingeschränkteste Freyheit, ihre Religionsgebräuche auszuüben, und stören sie niemals. Die Franzosen haben groſse Vortheile davon; denn da dieser Ort gleichsam das Mecca Indiens ist, wo jedermann wenigstens einmal in seinem Leben die Andacht verrichten muſs; so machen die Pilgrimme den Franzosen sehr ansehnliche Geschenke, daſs sie ihnen erlauben, hieher zu kommen. Die Ueberbleibsel der Pagode sind der Aufmerksamkeit eines Reisenden allerdings sehr würdig, weil sie einen deutlichen Begriff von der ehemaligen Pracht dieser Pagode geben.

Während daſs unser Geschwader noch zu Fort St. David sich aufhielt, kam Mahomed Aly, Nabob von Arcat, in diese Gegend. Sobald er unsern Grenzen nahe genug war, wurde ihm der Oberste Adlercron, ihn zu bewillkommen, entgegen geschickt. Den folgenden Morgen machten ihm die

Admi-

Admirale Watson und Pocok in Gesellschaft vieler andern Officiere ihre Visite. Das Cerimoniel bey dieser Gelegenheit war, daß immer 2 Personen in einem Palanquin getragen wurden *). Nachdem die Procession nicht mehr weit von dem Lager des Nabobs entfernt war, wurde sie durch einen seiner Officiere bewillkommt, und der Admiral durch ihn nach dem Zelte des Nabobs geführt. Dieser stand an dem Eingange des Zelts, empfieng Herrn Watson mit vieler Höflichkeit, und schloß ihn darauf in seine Arme. Herr Watson stellte ihm hierauf so gleich den Admiral Pocok und alle übrige Officiere vor, und zeigte ihren Character an, wobey sie der Nabob zugleich umarmte. Als diese erste Bewillkommung vorbey war, zeigte der Nabob seinen Fremden die verschiedenen Abtheilungen seines Zeltes. Der Admiral Watson mußte sich auf einen großen Pack Wolle setzen, wodurch er etwas erhabner als die andern saß. Zu seiner Linken saß der Admiral Pocok, und denn die andern Capitains, Lieutenants u. s. w. Zur Rechten des Admirals setzte sich der Nabob selbst, und neben ihm saßen die verschiedenen Bedienten seines Hofes.

Der Nabob war ohngefähr zwischen 30 und 40 Jahren, von mittlerer Größe, und der Bau seines Körpers war feiner, als er gemeiniglich bey den Indiern zu seyn pflegt. Seine Kleidung bestand in einem ganz weißen langen Rocke, der ihm bis an die Ferse reichte. Auch sein Turban war weiß und ohne Schmuck. Kurz, er hatte gar nichts,

*) Die Beschreibung der Palanquins findet sich 1 B. dieser Sammlungen Seite 205.

nichts, wodurch er sich von andern unterschied, als seine wirklich majestätische Miene, die durch Heiterkeit und Gutherzigkeit gemildert war. Der Admiral bezeugte ihm durch einen Dollmetscher sein Vergnügen, daß er ihn so gesund fände, und versicherte, er schätze sich sehr glücklich, daß er ihm itzt persönlich die Hochachtung und Freundschaft bezeugen könnte, die er schon lange für seinen vortrefflichen Character gehegt hätte. Der Nabob erwiederte dieses Compliment ungemein artig. Herr Watson sagte hernach: „daß ihm das viele Unglück, welches des Nabobs Land im vorigen Kriege gelitten habe, sehr weh thue, er hoffe aber künftig bessere Zeiten.“ Der Nabob antwortete, in der übertriebenen Sprache der Morgenländer: „Es ist wahr, mein Herr, daß ich viel gelitten habe, aber die Erinnerung davon ist nicht mehr; der Himmel hat mir mehr als zu sehr alles Unglück durch die Ehre ihres Besuchs ersetzt.“ Herr Watson versicherte ihm mit einer Miene, die seine redliche Seele ganz ausdrückte, „daß er sich nichts mehr als eine Gelegenheit ihm zu dienen wünsche, und daß der König sein Herr ihn besonders in dieser Absicht mit einem Geschwader abgeschickt habe.“ Der Nabob schien über diese freymüthige Erklärung sehr vergnügt zu seyn, und wandte sich sogleich zu seinen Hofbedienten, um ihnen die Worte des Admirals zu erklären, die sich denn gleichfalls sehr erfreut darüber bezeugten.

Der Nabob befahl darauf ein kostbares wohlriechendes Wasser zu bringen; er nahm davon selbst einige Tropfen in die Hand, und nachdem er die Weste des Admirals geöffnet hatte, rieb er ihm damit

damit die Brust. Dieß wird als die höchste Ehrenbezeugung angesehen. Der Nabob erwies hernach eben diese Ehre dem Admiral Pocok, den übrigen Officieren aber sein Schatzmeister. Herhach wurden Betelnüsse und Chunan reichlich ausgetheilt, und noch die ganze Gesellschaft mit Rosenwasser besprengt. Mohammed Aly bat hierauf den Herrn Watson, daß er noch ein Geschenk von ihm annehmen möchte; welches dieser aber verbat, und nochmals versicherte, er sey von seinem Könige bloß dazu hergeschickt, um dem Nabob zu dienen, und ihn in dem Besitz seines Landes gegen die Anfälle aller Feinde zu schützen; er sey entschlossen, diesen Auftrag mit aller möglichen Treue zu erfüllen, aber er würde nie Geschenke annehmen, die, wie er wohl einsähe, bey den bisherigen Umständen nicht hätten erspart werden können. Und er schloß endlich damit, daß er den Nabob ersuchte, ihn allezeit als seinen wahren wohlmeynenden Freund anzusehen, der mit Vergnügen ihm thätige Beweise von der Freundschaft seines Königs, seiner Landsleute, und von ihrer aufmerksamsten Sorge für seine Vortheile geben würde." Der Nabob schien über dieses außerordentlich großmüthige Betragen des Admirals eben so erstaunt als vergnügt zu seyn. Nach einer Abschiedsumarmung, die vertraulicher als die beym Empfange war, kehrte Herr Watson mit seinem ganzen Gefolge, das aus ohngefähr 100 Personen bestand, wieder nach dem Fort zurück, und alle hatten die Ehre, mit ihm Mittags zu speisen.

Den folgenden Tag machte der Capitain Haslup, Oberster über die Artillerie, in Begleitung

der

der meiſten übrigen Artillerieofficiere, gleichfalls dem Nabob ſeine Aufwartung, und fand eine eben ſo freundſchaftliche Aufnahme. Der Nabob gab auch ſeine Gegenbeſuche, zuerſt den Admirälen, denn den Oberſten u. ſ. w.

Bey dem Beſuche, den er dem Admiral machte, kam er von ſeinem Lager bis ohnweit des Forts auf einem Elephanten. Er hatte ſeine 2 Söhne, ſehr ſchöne Knaben, bey ſich, welche gleichfalls auf Elephanten ſaßen, und von ihrem Vater bey dem Admiral eingeführt wurden. Neun andere Elephanten waren noch mit den Großen, den Bedienten, und den Hofmuſicis des Nabobs beladen. Außer dieſen beſtand ſein Zug aus 10 oder 12 Cameelen, aus 300 bis 400 Pferden, 5 oder 600 Sepoys, und vielleicht 10000 Cooleys oder Zuſchauern. Als er dem Fort näher kam, ſtieg er von dem Elephanten ab, und ließ ſich in ſeinem Palanquin tragen, der außerordentlich reich und prächtig war. Die Admiräle empfiengen den Nabob am Eingange des Forts, und da ſie nun ſchon bekannter mit einander waren, umarmten ſie ihn ganz vertraulich, und führten ihn die Treppe hinauf in den Sal, der zu ſeiner Audienz beſtimmt war. Hier nöthigte man ihn, ſich auf einen Sitz, der mit ſammtnen carmeſinrothen, mit Gold verbrämten Küſſen bedeckt war, ſich niederzulaſſen. Herr Cobbe, des Admirals Cappellan, war auf Bitte des Herrn Watſons, bey dieſer Audienz, in ſeiner prieſterlichen Kleidung zugegen. Der Nabob bemerkte bald ſeinen ungewöhnlichen Anzug, und erkundigte ſich, wer er ſey? nachdem er davon unterrichtet war, machte er dem Herrn Cobbe noch eine zwote Verbeugung,

beugung, und wünschte sehr, daß auch sein Fakir (Bettelmönch) hereinkommen möchte. Dieß geschah alsobald, und der Fakir kam in seinem völligen Habit herein. Er hatte ein weißes Tuch um seine Lenden gewunden, und ein andres von gröberer Art hieng nachläßig seine Schultern herunter. Er trug keinen Turban, sein Har war hinten in einen Knoten zusammen gebunden, und vornen hieng sein Bart bis auf die Mitte des Leibes herunter. Er gieng in einer Art von Pantoffeln (Sohlen ohne Oberleder) und um seine Beine trug er schlaffbefestigte eiserne Ketten. Außer diesem sonderbaren Anzuge hatte er auch noch in seinen Blicken eine gewisse Wildheit und etwas Befremdendes. Es wird in diesen Orden niemand aufgenommen, der nicht durch eine besondere Schwärmerey, und eine gewisse Narrheit, dazu eine natürliche Anlage zeigt. Die beyden heiligen Männer begrüßten sich zuerst ein wenig mit einander, und setzten sich denn mit der übrigen Gesellschaft nieder.

Die Zahl der Fakirs in Indien ist sehr groß. Aus den Nachrichten, welche man von ihnen hat, scheint es, daß sie keinen geschlossenen Orden, keine Caste ausmachen, sondern Leute aus allen Ständen sind, die durch selbsterwählte Qualen sich eben die Verehrung und Ruhm zuwege bringen wollen, welche die Brahmanen schon durch ihre Geburt genießen: man findet mahommedanische und indische oder heidnische Fakirs. Die ersten sind die türkischen Derwische: die indischen Fakirs sind Götzenanbeter, einige von ihnen sollen aber auch Brahmanen seyn.

Von

Von der betrügerischen List dieser Fakirs ist die Geschichte, welche Hollwell erzählt, ein Beyspiel *).

Der Nabob wurde mit den Kanonen des Forts bewillkommt, und die ganze Garnison war bey dieser Gelegenheit im Gewehr. Auch die Schiffe unsers Geschwaders feuerten, auf ein abgeredetes Zeichen, ihr Geschütz ab. Der Nabob beobachtete diese Schiffe sehr genau, und schien über ihren Anblick sehr vergnügt zu seyn, ob diese Schiffe gleich über 3 Meilen von uns vor Anker lagen. Herr Watson schlug dem Nabob vor, mit ihm am Bord der Schiffe zu fahren, welches dieser aber ablehnte, aus Furcht, wie wir vermutheten, vor der See, welche hier sehr stürmisch ist. Er wünschte indessen doch, daß die Neugier einiger der Seinen durch einen nähern Anblick der Schiffe möchte befriedigt werden; dieß wurde sehr gern bewilligt, und diese Herren giengen sogleich in Begleitung von einigen unsrer Officiere ab. Der Nabob nahm hierauf von den Generalen Abschied, und begab sich nach der Wasserseite, wohin er seine Zelte hatte bringen lassen, um daselbst bey seiner Mittagsmahlzeit die Aussicht auf die See zu genießen. Nachmittags und den folgenden Morgen erwiederte er noch die Besuche der andern Officiere, die bey ihm gewesen waren.

Als seine Großen von unsrer Flotte zurückkamen, machten sie ihrem Nabob von dem, was sie gesehen hatten, einen so vortheilhaften und angenehmen

*) Die Erzählung findet sich im 7ten Bande dieser Sammlung S. 293. u. f.

nehmen Bericht, daß er so gleich sich entschloß, noch selbst an Bord zu gehen. Er zeigte Herrn Watson diesen Entschluß an, und dieser bestimmte den folgenden Tag, da er ihn auf dem Kent erwarten wollte. Der Nabob fuhr, nach dieser Abrede, mit der größten Ruhe in einem Boote über die See, und nachdem er an Bord gekommen war, hörte er das Abschießen der Kanonen, ohne die geringste Bewegung oder Bewunderung zu bezeugen, an. Der Admiral führte ihn bey der Hand auf dem ganzen Schiffe herum. Er erkundigte sich nach allem, und machte sehr viele treffende Bemerkungen über ein so weitläuftiges, merkwürdiges, wunderbares Gebäude. Der Admiral ließ auch noch die Schiffe verschiedene Manoeuvres machen, die im Kriege gewöhnlich sind, welches dem Nabob sehr vieles Vergnügen machte, der denn in Gesellschaft beyder Admirale wieder nach dem Lande zurückkehrte. Sie nahmen, nach vielen Bezeugungen gegenseitiger Freundschaft und Achtung, in dem Zelte von einander Abschied.

Als unsre Admirale zuerst zum Nabob kamen, wurde ihnen von einigen Personen gesagt, daß man Geschenke von ihnen erwarte, und daß sie auch beym Eintritt in das Zelt ihre Schuhe ablegen müßten; doch verlangte man diese erniedrigende Cerimonie nicht von ihnen. Die Geschenke bestehen gewöhnlich nur in einer Kleinigkeit; eine Orange oder Limonie wird alle Mal angenommen. Zween oder 3 indische Herren kamen einmal an Bord des Kent, und beschenkten, ehe sie in irgend ein Zimmer auf dem Schiffe gehen wollten, jeden Officier auf dem Verdeck mit einer Limonie. Wenn

man aber einen vornehmen Mann besucht, von dem man sich eine Gunst erbitten will; so pflegt man ihm die schönsten und kostbarsten Dinge des Landes als Geschenke mitzubringen.

Den 19ten August 1755 fuhren wir von dem Fort St. David ab, und warfen noch denselben Abend auf der Rheede von Madras Anker. Der Commodore James, der von einer sehr glücklichen Unternehmung gegen den Seeräuber Angria zurück kam, segelte um eben diese Zeit nach Bombay ab. Obgleich in dieser Jahrszeit die Winde (Monsons) einer solchen Schiffahrt zuwider sind; so endigte Herr James doch diese Reise sehr glücklich in 40 Tagen durch einen neuen Weg gegen Süden, den er selbst im vorigen Jahre entdeckt hatte. Man paßirt auf diesem Wege die Linie, und kömmt bis auf 10 Grade 30 Minuten Süderbreite. Dieß ist eine ungemein wichtige und nützliche Entdeckung für die Schiffahrt. Denn vorher war wegen widrigen Winden die Schiffahrt zwischen den Küsten von Coromandel und Malabar, und alle Communication zwischen unsern beyden Gouvernements zu Madras und Bombay 6 Monate hindurch abgeschnitten. Jetzt aber nach Herrn James Entdeckung kann man zu allen Zeiten, und in etwas längerer Zeit als einem Monate, von einer Küste nach der andern kommen: und wenn etwa einmal Bombay sollte angegriffen werden, ihm alle Mal (welches vorher unmöglich war) von der östlichen Küste Coromandel zu Hülfe kommen.

Wir fuhren am 11ten October von Madras ab, um der stürmischen Jahrszeit zuvor zu kommen,

men, und unsre Schiffe auszubessern. Am 11ten November kamen wir in Bombay an, und fanden den Obristlieutenant Robert Clive, der neulich daselbst mit 3 Compagnien von der französischen Artillerie gelandet war. Die Absicht der Compagnie bey dieser Ueberkunft war, daß unsre Truppen gemeinschaftlich mit den Maharatten, gegen die Franzosen in Carnate und Decan, etwas unternehmen sollten. Da aber unterdessen der Waffenstillstand geschlossen war; so mußte man diese Absicht aufgeben, und vermuthlich wurden die Herren Watson, Clive und Bourchier, Gouverneur von Bombay, durch des Commodore James neuliches Glück gegen den Angria, zu dem Entschlusse ermuntert, mit vereinigter See- und Landmacht, und mit Hülfe der Maharatten, den Staat dieses Seeräubers ganz auszurotten, der für die ganze malabarische Küste, die Maharatten und sogar auch für unsre Compagnie seit einiger Zeit ungemein furchtbar, gefährlich, und unaufhörlich beunruhigend wurde.

Ehe ich die Ausführung dieses Entschlusses erzähle, will ich vorher noch eine Nachricht von dem Staate des Angria, und von den vorhergehenden Unternehmungen des Herrn James gegen denselben, mittheilen, die zur genauen Einsicht in das Folgende nothwendig ist *).

*) Diese Nachricht fehlt im englischen Originale, und ist vom Herrn Professor Dohm aus der Histoire des Guerres de l'Inde ou des Evenements militaires arrivès dans l'Indostan depuis l'annés 1745. Traduit de l'Anglois. Amsterd. 1765. zugesetzt.

Die ganze malabarische Küste, von dem Cap Comorin an bis nach Surate, ist von einer Menge Flüsse durchschnitten, die ins Meer fallen. Es scheint, daß die Bewohner dieser Küsten seit den ältesten Zeiten Seeräuberey getrieben haben. Noch itzt halten sich alle die verschiedenen kleinen Staaten an derselben Fahrzeuge, mit denen sie von den Schiffen aller andern Nationen, deren sie sich bemeistern können, Beute machen. Als der groß Mogol anfieng, seine Herrschaft über das Meer auch bis an die Nordseite dieser Küste auszubreiten, sandte er einen Admiral, den man in diesem Lande Sidde nennt, mit einer Flotte in diese Gegenden, um seine mohammedanischen Unterthanen, welche nach den arabischen und persischen Meerbusen handeln, gegen die malabarischen Seeräuber und die Portugiesen zu schützen. Die Maharatten besaßen damals viele Forts zwischen Goa und Bombay; da sie aber in ihrer Seeräuberey durch den mogolischen Admiral unterbrochen wurden, fiengen sie an, das Reich des Großmogols zu Wasser und zu Lande zu bekriegen. In diesem Kriege schwung sich ein gewisser Conogy Angria, ein bloßer Particulier, bis zur Stelle des ersten Befehlshabers der maharattischen Flotte hinauf; und wurde durch sein Glück so stolz, daß er sich wider den Saha-Raja, oder König der Maharatten, empörte. Er brachte einen Theil der Flotte auf seine Seite, und suchte damit den andern zu überwältigen. Er hatte auch eines der besten maharattischen Forts, Severndroog,

gesetzt. Sie verdient auch hier in allem Betracht Platz.

droog, wovon er Gouverneur gewesen war, im Besitze. Der Saha-Raja gab sich alle mögliche Mühe, ihn wieder zum Gehorsam zu bringen, und erbauete deswegen noch 3 Forts auf dem festen Lande. Aber Conogy Angria eroberte auch diese Forts, und machte sich in wenigen Jahren zum Herrn der ganzen Küste von Tamahna bis Bucoate, die in die Länge sich auf 120 Meilen, und ins feste Land hinein bis an die Gebirge auf 20 bis 30 Meilen erstreckt. Seine Nachfolger, welche alle den Namen Angria führten, breiteten sich noch immer weiter aus, so daß die Maharatten endlich alle Hoffnung, sie zu überwältigen, aufgaben, und einen Frieden mit der Bedingung schlossen, daß Angria den Saha-Raja für seinen Oberherrn erkennen und ihm einen gewissen geringen jährlichen Tribut zahlen sollte. Unterdessen behielten die Maharatten doch immer großen Widerwillen gegen ihn, und waren bereit, von jeder günstigen Gelegenheit, die sich ihnen anbieten würde, Gebrauch zu machen, um die Länder, welche Angria ihnen abgenommen hatte, wieder zu erobern.

Da dieser Seeräuber die Schiffe aller Nationen, die nicht von ihm Sicherheitspässe gekauft hatten, als seine Beute ansah; so wurde er von Tag zu Tage immer mächtiger und furchtbarer. Zum Unglück für seefahrende Nationen kam noch hinzu, daß auf dieser Küste, so wie auf ganz Coromandel, die Winde so regelmäßig wehen, daß die Schiffe, welche an derselben segeln, jeden Tag eine gewisse Zeit sich gar nicht vom festen Lande entfernen können, und also den Räubern nothwendig in die Hände fallen müssen. Um hierinn

noch sicherer zu seyn, hatte Angria alle mögliche Einfuhrten, Meerbusen, Häfen, Mündungen der Flüsse seines Staats mit kleinen Forts befestigt, und es so eingerichtet, daß seine Schiffe allenthalben einen sichern Ort zum Aufenthalt und zur Zuflucht fänden. Es war also für fremde Schiffe sehr schwer, den seinigen nicht zu begegnen, oder sie zu überwinden. Seine Flotte bestand aus Grols und Galivaten, welches besondre auf der Küste Malabar übliche Schiffe sind. Sobald ein Schiff vor dem Hafen oder dem Meerbusen, wo diese Flotte lag, erschien, wurden die Schiffseile abgeschnitten, und die Räuber setzten ins Meer aus. War der Wind ihnen günstig, so konnten sie durch die Einrichtung ihres Baues beynahe so geschwind, als der Wind, segeln. Waren sie denn ohngefähr noch einen Kanonenschuß von dem feindlichen Schiffe entfernt; so stellten sie sich gemeiniglich hinter dem Schiffe in Ordnung, und bemühten sich alsdenn, nur einen von den Mastbäumen durchzuschießen. Alsdenn kamen sie ihm näher, und setzten ihm so lange zu, bis sie es überwältigt hatten. Und fanden sie eine hartnäckige Gegenwehr; so sandten sie einige Gallivaten mit 2 oder 300 Mann aus, die sich bemühen mußten, mit dem Säbel in der Hand an Bord des Schiffs zu kommen, und es zu erobern."

„Seit ohngefähr 50 Jahren hatte sich dieser Räuberstaat allen europäischen Nationen, die in Indien Handlung treiben, so furchtbar gemacht, daß die englische Compagnie eine Seemacht unterhalten mußte, welche ihr jährlich 50000 Pfund Sterlings kostete, um ihre eigene und der Kaufleute

leute Schiffe zu schützen, welche sich in ihren Kolonien niedergelassen hatten. Kein Schiff durfte es wagen, allein den Staaten des Angria nahe zu kommen. Man mußte also alle Mal den Kaufmannsschiffen in gewissen Zeiten längs der Küste einige Kriegsschiffe zur Bedeckung geben. Diese Bedeckungsflotte bestand nur in 4 Grabs, von denen alle Mal 2 mit 20 Kanonen besetzt waren, und in 6 Gallivaten. Dieß war zureichend zur Bedeckung des Handels, aber man konnte damit dem Feinde gar keinen Abbruch thun, dessen Schiffe alle Mal weit geschwinder segelten wie die unsrigen. Wenn aber Schiffe es wagten, ohne Bedeckung diese Küste zu befahren, so wurden sie fast immer eine Beute des Angria. Ohngefähr ums Jahr 1727 hatte er den Derby, ein Compagnieschiff, das von England kam, und ungemein reich beladen war, weggenommen, so wie ein französisches von 40 Kanonen; ein anderes Mal griff er 3 holländische Schiffe an. Sowohl Engländer als Holländer suchten sich zu rächen, aber ihre Versuche mißlangen. Von dieser Zeit an sah man die Forts für unüberwindlich an, und seine Flotte, als ausserordentlich furchtbar, war ganz aufgeblasen von diesem Glück. Der Seeräuber wollte auch die Oberherrschaft der Maharatten nicht länger anerkennen, und man behauptet, er habe die Abgesandten, welche den von ihm versprochenen jährlichen Tribut abholen sollen, mit abgeschnittener Nase zurückgesandt. Die Maharatten, welche auf dem festen Lande von Bombay wohnten, hatten schon sehr oft dem Gouverneur dieser Insel vorgeschlagen, den gemeinschaftlichen Feind, mit

vereinigten Kräften, anzugreifen; allein bis auf das Jahr 1755 war diese Unternehmung immer verschoben worden. In diesem Jahre schloß die Regierung von Bombay mit dem Ramagi-Punt, General des Saha-Raja in diesen Gegenden, einen Tractat, nach welchem versprochen wurde, den Maharatten mit unserer Seemacht zur Wiedereroberung von Saverndroog Bankoote, und andrer Forts des Angria, beyzustehen. Der Chef unsers Geschwaders, Herr James, der damals der oberste Befehlshaber der Compagnieflotte in Indien war, fuhr am 22ten März (1755) auf dem Protector, einem Schiffe von 24 Kanonen, nebst noch einer Jagd von 16 und 2 Gallivaten, ab. Man hatte aber eine so hohe Vorstellung von der Macht des Angria und der Festigkeit seiner Forts, daß die Regierung dem Herrn James sehr empfahl, die Compagnieschiffe keiner Gefahr auszusetzen, und die Forts nur alsdenn anzugreifen, wenn die Landarmee der Maharatten zu gleicher Zeit agirte. Drey Tage darauf lief auch die Flotte der Maharatten, welche aus 7 Grabs und 60 Gallivaten bestand, und 10000 Mann am Bord hatte, von Choule (einem befestigten Hafen der Maharatten) aus. Beyde Flotten vereinigten sich hierauf, mußten aber in der Bay von Comora Anker werfen, um die Maharatten ans Land zu setzen, welchen ihre Religion verbietet, auf dem Wasser zu essen.“ Der Ramagi-Punt setzte hierauf mit seinen Truppen den Marsch zu Lande fort. Herr James aber erfuhr, daß die ganze feindliche Flotte in dem Hafen von Severndroog vor Anker läge, und suchte daher den Befehlshaber der maharattischen Flotte

zu

zu bereden, während der Nacht den Feind in diesem Hafen einzuschließen, da denn wenige oder gar keine von seinen Schiffen würden entwischen können. Der Maharatte schien diesen Vorschlag zu billigen; allein er hatte nicht Ansehen genug über seine Officiere, sie zu einem Angriff vor Tagesanbruch zu bewegen. Da der Feind aber um diese Zeit unsre Flotte gewahr ward, suchte er sogleich die hohe See zu gewinnen. Herr James gab alsobald das Signal zu einem allgemeinen Angriff; allein seine Befehle wurden auch itzt nicht beobachtet. Die Maharatten hatten bisher geschwinder gesegelt als die Engländer, die Furcht vor dem Angria aber war so groß, daß sie sich itzt ganz zurückzogen. Die Feinde hingegen bewiesen sich so thätig und klug, als man es nur erwarten konnte. Sie warfen alle schwere Equipage über Bord, um die Schiffe zu erleichtern, sogar warfen sie ihre Kleider und Turbans ab, und flohen mit vollen Segeln. Doch kam unser Schiff, der Protector, den letzten Barken des Angria bis auf einen Kanonenschuß nahe. Allein der Einbruch der Nacht nöthigte Herrn James, das Nachsetzen aufzugeben, und nach Severndroog zurück zu kehren. Hier fand er den Ramagi-Punt, dessen Armee 3 Forts auf dem festen Lande belagerte. Allein dieß war eine sehr sonderbare Belagerung. Die Maharatten hatten sich zwo Meilen weit davon gelagert, und beschossen es nur mit einer Kanone. Da sie sich aber in dieser Entfernung noch nicht sicher genug von dem feindlichen Feuer hielten, hatten die Soldaten Höhlen in die Erde gegraben, worinnen sie sich bis an das Kinn verkrochen. Der Be-

fehlshaber unsers Geschwaders sahe wohl ein, daß durch diese Operationen die Forts in Ewigkeit nicht würden eingenommen werden. Er entschloß sich daher lieber, die Instructionen der Regierung etwas zu überschreiten, als die brittischen Waffen der Beschimpfung auszusetzen, daß eine Unternehmung ganz unglücklich abliefe, an der, wie Angria wußte, die Engländer so vielen Antheil genommen hatten. Er fieng daher den 2ten April an, das Fort Severndroog, welches auf einer Insel liegt, und das Fort Goa; das wichtigste unter allen Forten des Angria auf dem festen Lande, zu beschießen. Eine Bombe zündete ein mit Stroh bedecktes Haus an; und da das Feuer bey der trockenen Jahrszeit sich sehr geschwinde ausbreitete, standen bald alle Gebäude des Forts in Flammen, und ein Pulvermagazin wurde in die Luft gesprengt. Alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, nebst einem Theile der Garnison, giengen aus dem Fort weg, und suchten auf 8 Barken nach dem Fort Goa zu entfliehen. Allein unsre Jagdschiffe fiengen sie auf, und machten alle, etwa 1000 Personen, zu Gefangenen. Hierauf wurde das Feuer gegen das Fort Goa gerichtet, und nach heftigem Wiederstand bald eingenommen. Die beyden andern Forts auf dem festen Lande ergaben sich aus eigener Bewegung, und die Mahratten nahmen von ihnen Besitz. Alle diese Eroberungen waren das Werk eines Tages; und der entschlossene Muth des Herrn James zerstörte also das Vorurtheil, welches man 20 Jahre gehabt hatte, daß die Forts des Angria ganz unüberwindlich wären.

Den

Den 8ten April rückte die Flotte und Landarmee vor Bancoate. Die Besatzung war durch die Einnahme der andern Forts so sehr in Bestürzung gesetzt, daß sie sich sogleich auf die erste Aufforderung ergab; und unsere Compagnie nahm, mit Einwilligung der Maharatten, von dem Orte Besitz. Man nennt ihn jetzt das Fort Victoria. Ramagi-Punt wurde durch sein Glück so muthvoll, daß er dem Herrn James 200000 Rupies anbot, wenn er Dabul und einige andre feindliche Forts auch sogleich angreifen wollte. Allein da Herr James schon die Befehle der Regierung überschritten hatte, und da widrige Winde zu befürchten waren, so willigte er in dieß Verlangen nicht. Wie aber Herr Watson in Bombay angekommen war, faßte man den einmüthigen Entschluß, den Angria noch einmal, in Vereinigung der Maharatten, anzugreifen, und, um seinen räuberischen Staat ganz zu zerstören, auf seinen Hauptsitz, Geriah, zuerst loszugehen. Da man aber den Ort noch nicht genau kannte, so wurde vorher Herr James mit 3 Compagnieschiffen vorangeschickt, um die Lage des Orts genau zu untersuchen. Die ganze feindliche Flotte lag in dem Hafen von Geriah, und bestand aus 12 bis 14 Gallivaten. Er näherte sich dem Hafen bis auf einen Kanonenschuß; die Feinde unterstanden sich aber nicht, auf ihn zu feuern. Er hatte daher gute Gelegenheit, alles genau zu beobachten. Die Festung hatte zwar ziemlich dicke Mauern, und einen großen Umfang, aber sie schien bey weitem nicht so fest zu seyn, als man sie ausgab. Man konnte sie auch von verschiedenen Seiten angreifen.

Ehe

Ehe aber die Flotte von Bombay auslief, wurde auf des Admirals Vorſchlag noch eine Verſammlung der See- und Landofficiers gehalten, worinnen man über die Vertheilung der Beute Abrede nehmen wollte. Admiral Watſon ſollte 2 Dritthel von jedem Achthel des Ganzen, Viceadmiral Pocok ein Dritthel u. ſ. w. erhalten.

Die Landtruppen beſtanden aus etwa 1500 Mann, die Flotte aber aus 4 Schiffen von der Linie von 70 bis 50 Kanonen; einem von 44, und 3 von 20; einer Grab von 12 Kanonen; und 5 Gallioten, zuſammen aus 14 Schiffen. Die maharattiſche Flotte lag auch hier, und beſtand aus 4 Grabs, und 50 Gallivaten. Die Landtruppen der Maharatten waren 5 bis 6000 Mann zu Pferde, und eben ſo viel zu Fuß ſtark.

Noch an eben dem Tage, da wir vor Geriah ankamen, foderte der Admiral das Fort zur Uebergabe auf. Er erhielt aber zur Antwort: Man ſey ſehr wohl von der Macht unterrichtet, die er mit gebracht hätte; wenn er aber Geriah haben wollte, ſo müſſe er es mit Gewalt nehmen; denn man ſey feſt entſchloſſen, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen.

Zwiſchen 1 und 2 Uhr Nachmittags wurden nun wirklich bey einem gelinden Winde die Anker gelichtet, und die Schiffe ſtellten ſich in zwo Linien vor den Hafen von Geriah. Die maharattiſchen kleinen Fahrzeuge machten noch eine dritte aus. Das Gefecht hob ſich von feindlicher Seite an, worauf

worauf nun auch vom Admiral das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegeben wurde. Eine Bombe steckte ein Schiff des Angria in Brand, und dieses setzte in wenig Minuten die ganze Flotte desselben in Feuer; auch das Arsenal, das Vorrathshaus, die Vorstädte, die Stadt, und sogar einige Theile des Forts, besonders ein viereckigter Thurm, gerieth in Feuer.

Gegen Abend hörte der Feind ganz auf zu feuern, und der Admiral that ein Gleiches. Der Obrist Clive hingegen gieng ans Land, und setzte die ganze Nacht durch das Bombenwerfen fort. Gegen Morgen schickte der Admiral einen Officier mit der Fahne des Waffenstillstandes in das Fort, der den Gouverneur noch einmal zur Uebergabe aufforderte, und ihn bedrohte, daß keine Seele Quartier erhalten würde, wenn nicht das Fort binnen einer Stunde sich ergäbe. Er kam mit einer abschlägigen Antwort zurück; daher denn unsre Schiffe dem Fort ganz nahe anrückten, und von neuem den Angriff anfiengen. Dieß geschah mit so vielem Feuer, daß um 2 Uhr ein Magazin aufflog, und um 4 Uhr die Fahne, als ein Zeichen der Uebergabe, ausgehangen wurde. Der Admiral verlangte hierauf durch einen Officier die unmittelbare Uebergabe, und daß man die brittischen Truppen einlassen und unsre Fahnen aushängen sollte. Die Garnison legte in Gegenwart zweer englischen Officiere die Waffen nieder, und am 14ten Februar mit Sonnenaufgang rückte der Oberste Clive mit der ganzen Landarmee in Geriah ein.

So

So kam diese Festung in wenigen Tagen mit Verlust von 20 Mann in brittische Gewalt. Im Fort fanden sich 250 Kanonen, 6 Mörser und eine ungeheure Menge Vorrath von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln; 100000 Pfund Sterlings in Rupies und etwa 30000 Pfund an Sachen. Angria selbst entwischte einige Tage vor Angriff des Forts, und hatte das Gouvernement sowohl, als die Sorge für seine beyden Weiber und Kinder, einem seiner Schwäger überlassen.

Bald nach der Einnahme des Orts besuchte der Admiral Watson die gefangenen Weiber und Kinder des Angria; und diese Zusammenkunft war ungemein rührend. Als der Admiral in das Zimmer trat, machte die ganze Familie eine tiefe Verbeugung, daß sie die Erde berührten, wobey sie sehr viele Thränen vergossen. Der Admiral suchte sie zu trösten, und versicherte sie, daß sie itzt unter seinem Schutz wären, und darunter keine Art von Unrecht zu befürchten hätten. Die Mutter des Angria schien zwar hierdurch sehr gerührt, konnte sich aber doch nicht enthalten, mit vieler Wehmuth auszurufen: „Ach nun hat das Volk keinen König, ich keinen Sohn, die Weiber keinen Mann, und diese Kinder keinen Vater!“ Der Admiral erwiederte, sie möchten itzt ihn als Vater ansehen. Der jüngste Knabe, von etwa 6 Jahren, ergriff auf diese Worte mit kindlichem Zutrauen die Hand des Admirals, und sagte: Ja, Sie sollen denn nun mein Vater seyn; und nannte ihn von der Zeit an immer Vater. Der gute brave Mann, dessen Herz von edlen, gütigen Empfindungen

dungen überfloß, wurde durch das Betragen dieses unschuldigen Kindes so sehr gerührt, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte.

Herrn Watsons Absicht war, die ganze Familie mit sich nach Bombay zu nehmen, und sie daselbst auf eine gute Art zu versorgen. Sie schienen auch anfangs hiermit sehr zufrieden zu seyn. Denn ihre größte Furcht war, daß sie den Maharatten in die Hände fallen möchten. Hernach aber ersuchten sie den Admiral, ihnen zu erlauben, daß sie in Geriah bleiben dürften, welches dann auch gern bewilligt wurde. Vermuthlich waren sie durch den Angria zu dieser Bitte veranlaßt worden.

Tullager Angria war ein grausamer, eigensinniger Regent, der seinen herrischen Willen zu der einzigen Richtschnur seiner Regierung machte. Als er Geriah verließ, begab er sich nach Punah, der Hauptstadt der Maharatten, und unterwarf sich völlig dem Könige derselben, der ihm auch verzieh, aber auf was vor Bedingungen hat man nie erfahren können. Man vermuthet aber, daß er den Ort, wo er seine Schätze verborgen, entdeckt habe. Dieß ist in der That wahrscheinlich, denn unmöglich konnte so ein offenbarer Feind und Rebell von seinem ehemaligen Oberherrn Verzeihung erhalten, wenn er sie nicht durch eine sehr wichtige Vergütung an Gelde sich zu erwerben wußte. Diese Vermuthung erhält dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß man in Geriah nur 100,000 Pfund Sterling baares Geld fand, welches kaum der zehnte Theil seines Schatzes seyn konnte.

Ver-

Verschiedene Engländer und Holländer befanden sich zu Geriah in Sclaverey, welche wir nach Einnahme der Stadt in Freyheit setzten.

In der Mitte des Märzes kam die Flotte wieder im Hafen von Bombay an; am 27ten April fuhren wir wieder ab, umsegelten die Küste Coromandel noch einmal, und kamen am 14ten May zu Fort St. David an. Wir erhielten hier die höchstunangenehme Nachricht von der Regierung zu Madras, daß 3000 Mann regulairer Truppen von Frankreich aus in 6 Schiffen von der Linie und in eben so viel Schiffen der ostindischen Compagnie abgesegelt wären. Mit diesen Nachrichten waren zugleich Befehle von England aus, an die Regierung von Madras gekommen, daß sie ja auf ihrer Hut seyn, und alles mögliche thun möchte, sich in guten Vertheidigungsstand gegen die drohende französische Macht zu setzen.

Es wurde zwischen Herrn Watson und der Regierung bald ausgemacht, daß wir an allen Orten uns bereit halten mußten, die Franzosen gut zu empfangen. In dieser Absicht begaben beyde Admirale und alle Seeofficiers sich an Bord der Flotte, und blieben 6. Wochen daselbst, um Alles in gute Ordnung zu bringen. Unsre Unruhe wurde noch mehr vergrößert, als wir erfuhren, daß die Franzosen in Indien ungemein beschäfftig wären, und durch unsre Freunde, die Holländer benachrichtigt wurden, daß die fürchterliche französische Flotte wirklich im Indien angekommen wäre. Die Regierung zu Madras verlangte darauf so gleich

von

von dem Admiral, daß er das Regiment königlicher Landtruppen, welches zu Fort St. David lag, an Bord seiner Flotte nehmen, und damit nach Madras kommen sollte. Der Admiral verließ das Fort St. David nicht ohne Widerwillen, weil er es für den schicklichsten Ort hielt, den Feind zu empfangen, und allen seinen Unternehmungen zuvorzukommen. Doch, um alle Uneinigkeiten mit der Regierung zu verhindern, führte der Admiral sogleich ihren Wunsch aus, und segelte nach Madras ab.

Bey unsrer Ankunft war alles beschäfftigt die Festungswerke auszubessern und zu erweitern. Gerade vor dem Empfang der Nachricht von den französischen Zurüstungen hatte der Nabob von Golconda mit dem französischen General Büßy einige Zwistigkeiten gehabt, der schon lange alle Lebensmittel aus seinem Lande weggenommen hatte. Der Nabob ließ sich darüber gegen unsre Regierung aus; und erbat sich den Beystand derselben, um eines so unangenehmen Gastes los zu werden. Die Regierung hörte diese Anträge natürlicherweise sehr gern an, und nichts konnte sie von der Ausführung abhalten, als die eigene Gefahr, die sie itzt von den Franzosen auf der Küste zu befürchten hatte. Doch erhielt man von dem Gerüchte keine Bestätigung, auch 2 Compagnieschiffe, welche ankamen, wußten nichts davon. Man beschloß also gleich ein Detachament Landtruppen nach den Königreich Golconda zu senden, ein ungemein reiches Land, aus dem Düpleix ungeheure Summen gezogen hat, und das immer die Hauptstütze seiner Macht gewesen ist.

Noch ehe diese Truppen abgesandt wurden, lief von Bengalen die unangenehme Nachricht ein, daß unser Fort Caßimbuzar nahe bey Muxadabad (am Ganges) von dem neuen Nabob Serajah al Dawlah weggenommen sey. Der Character dieses Fürsten war eine Mischung von Kühnheit, Grausamkeit, Ehrsucht, und Geiz. Er gab vor, daß der englische Gouverneur von Calcutta, Herr Drake, einige seiner aufrührischen Unterthanen in Schutz genommen habe. Der wahre Bewegungsgrund aber, warum er die brittischen Besitzungen angriff, war ohne Zweifel theils die Hofnung sie zu plündern und sich zu bereichern, theils auch um seinen Unterthanen durch diesen Beweis seines kriegerischen Muths Furcht einzuflößen. Diese Zeitung setzte uns alle in große Unruhe, und kaum hatte man sich etwas davon erholt, so bekamen wir schon die traurige Nachricht, Calcutta und das Fort Wilhelm sey erobert, auch daß in dem Gefängniße, die schwarze Höhle, das traurigste Schauspiel vorgegangen sey. Dracke hatte sich mit der Flucht gerettet; Herr Hollwell aber entschloß sich, diesen Ort mit den Kaufleuten der Factorey und der Besatzung zu vertheidigen. Er that es mit der äußersten Tapferkeit. Indeß machte sich der Unterkönig endlich vom Fort Meister; die Anzahl der Ueberbliebenen bestund in 145 Männern und einem Frauenzimmer.

Alle diese Leute, von welchen viele ziemlich, einige tödlich verwundet waren, ließ der Ueberwinder denselben Abend in ein Gefängniß einsperren, das 11 Fuß lang und 18 Fuß breit war. Der

Raum,

Raum, den jede Person einnehmen konnte, betrug 18 Zoll in der Länge und 18 Zoll in der Breite. Dieses Gefängniß war stark vermauert, und hatte gegen die Westseite 2 stark vergitterte Fenster.

Die Luft war ungemein schwühl, und der geringste Durchzug oder Veränderung der Luft unmöglich. Dieser Gedanke brachte gleich anfangs die meisten in Verzweiflung; sie bemühten sich vergebens die Thüre zu öffnen. Herr Hollwell, ihr Anführer, hatte sich dicht an ein Fenster gestellt; er war deswegen mehr gelassen, und so lange er diesen Platz behaupten konnte, in keiner Gefahr zu ersticken. Er befahl, daß jedermann, so viel möglich, still stehen, und durch Zappeln die Kräfte nicht erschöpfen sollte. Dieser Befehl erweckte eine kleine, doch von den Klagen der Verwundeten, und dem Röcheln der Sterbenden unterbrochene Stille. Die Hitze vermehrte sich jede Minute. Herr Hollwell rieth den Gefangenen, sie sollten, mehr Raum zu gewinnen, sich nackend ausziehen: es geschah, aber mit einer kleinen Erleichterung. Man suchte diese kleine Hülfe durch das Wehen mit den Hüten zu vermehren; doch diese Arbeit war für die schon zu sehr erschöpften Kräfte der Gesellschaft zu mühsam. Ein andrer Engländer rieth daher, sie wollten, mehr Luft zu gewinnen, sich auf ihre Knie niederlassen. Alle nahmen den Rath an, und kamen überein, sie wollten, die Zerrüttung zu vermeiden, alle zugleich sitzen, und aufstehen. Es geschah auf ein gegebnes Zeichen zu verschiedenen Malen. Sie blieben so lange diese Stellung auszuhalten war, aber jedes Mal, da sie aufstan-

ſtanden, wurden einige, die nicht gleich geſchwind ſich aufrichteten, todt getreten. Dieß alles geſchah, ehe die erſte Stunde ihrer Einkerkerung zu Ende gieng.

Um 9 Uhr des Abends brachte ein überhandnehmender Durſt die meiſten in eine Wuth. Sie bemühten ſich nochmals umſonſt die Thüre auf zu brechen. In kurzer Zeit fielen viele in dem hintern Theile des Ortes in eine Athemloſigkeit, und was noch ſchrecklicher war, in eine Verrückung. Das Raſen der Verrückten, die bangen Klagen, die laute Stimme der Angſt und Verzweiflung, erfüllten den Ort, aber über alles erſchall das Geſchrey nach Waſſer. Die Wache kam endlich mit Waſſer herbey. Herr Hollwell und 2 ſeiner verwundeten Freunde faßten es am Fenſter in ihre Hüte, und reichten es den Uebrigen. Aber das Beſtreben darnach war ſo groß, daß viele und auch die 2 Freunde des Herrn Hollwels dabey zu tode gedrückt wurden, da unterdeſſen alles Waſſer verloren gieng. Herr Hollwell war mit dieſem Waſſerreichen von 9 bis 11 Uhr beſchäfftigt. Die ganze Gegend um ihn her war mit todten Körpern ſeiner erdrückten oder erſtickten Freunde bedeckt.

Man hatte ſo lange noch einige Achtung gegen Herrn Hollwell behalten; aber nun hörte aller Unterſchied der Perſonen auf. Die ganze Geſellſchaft drang nicht nur auf ihn zu, ſondern ſie ergriffen über ſeinem Haupte die Fenſterſtangen, arbeiteten ſich auf ſeine Schultern, und drückten ihn durch ihre überwiegende Laſt ſo ſehr, daß er ſich gar nicht bewe-

bewegen und gleichwohl auf diesem Platze nicht länger bleiben konnte. Er rief darum die auf seinem Kopfe und auf seinen Schultern standen, um die Barmherzigkeit an, ihn ledig zu lassen, damit er von dem Fenster sich entfernen und ruhig sterben könnte. Seine entfernten Mitgenossen foderten keine Bitten, ihm behülflich zu seyn, einen Platz zu verlassen, den jeder zu erobern suchte. Die nächsten Reihen öfneten sich so weit, daß Herr Hollwell endlich mit großer Mühe bis in den Mittelpunct des Gefängnisses gelangen konnte. Der dritte Theil der Gesellschaft war nunmehr todt, und die noch Lebenden drangen so sehr nach den Fenstern, daß Herr Hollwell etwas mehr Raum fand. Aber die Luft war so faul und so stinkend, daß ihm das Athemholen plötzlich schwer und schmerzend wurde.

Er drang daher über die Haufen der todten Körper weg, und lehnte sich dem 2ten Fenster gegen über an einen dieser Haufen, um hier seine Auflösung zu erwarten. Aber ohngefähr nach 10 Minuten überfiel ihn ein solcher Schmerz auf der Brust, und ein solches Herzklopfen, daß er nochmals genöthigt war, an die freyere Luft sich durch zu zwingen. Es waren nunmehr 5 Reihen zwischen ihm und dem Fenster. Die Verzweiflung half ihn durch viere. In wenigen Minuten verließ ihn sein Herzgespann; allein er fühlte nunmehr einen unaussprechlichen Durst, und schrie mit größter Ungeduld nach Wasser. Dieses Wasser vermehrte seinen Durst, darum wollte er nicht mehr trinken, und fieng an den Schweiß aus seinem

Hemde zu saugen, welches ihm einige Erleichterung machte. Ein junger nackend neben ihm stehender Engländer ergriff den Ermel von Herrn Hollwels Hemde, und beraubte ihn auf einige Zeit dieser ihm so wichtigen Hülfe in seiner Noth.

Noch war es nicht 12 Uhr. Die wenigen noch Lebenden befanden sich, die an den Fenstern standen ausgenommen, nunmehr in der äußersten Raserey. Alle schrien um Luft, weil das Wasser, welches ihnen die Wache gereicht hatte, nicht mehr half. Jede nur erdenkliche Beschimpfung ward der Wache angethan, damit sie hineinfeuern sollte; aber alles umsonst. Bald darauf hörte mit einem Mal aller Lärmen auf. Die meisten noch Lebenden legten sich aller Kräfte beraubt nieder, und gaben, ruhig über die Todten ausgestreckt, ihren Geist auf. Indeß suchten wieder andere den Herrn Hollwell zu verdrängen. Ein plumper holländischer Wachtmeister stieg auf die eine seiner Schultern, ein schwarzer Soldat auf die andre. In dieser Stellung blieb er von halb 12 bis 2 Uhr. Endlich sank mit seinen Kräften auch seine Vernunft. Länger konnte er in dieser Stellung nicht bleiben; tiefer in das Gefängniß durfte er sich nicht wagen. Er zog darum ein Messer, sich das Leben zu nehmen, that es aber doch nicht, und entschloß sich hingegen das Fenster zu verlassen. Darum bot er seinen Platz, den er nicht mehr zu behaupten im Stande war, einem Seeofficier an, der mit seiner Gemahlinn, einer jungen Dame, welche mit ihm zu sterben freywillig in die schwarze Höhle gegangen war, in der nächsten Reihe stand. Der Officier

nahm

nahm diesen Platz mit unendlichem Danke ein; aber so gleich von dem plumpen holländischen Wachtmeister verdrungen, zog er sich mit Herrn Hollwell zurück, legte sich nieder und starb. Herr Hollwell verlor bald darauf alle Empfindung.

Man weiß nicht, was von dieser Zeit an, bis zur Morgendämmerung vorgieng. Um 5 Uhr fiel einem der Uebriggebliebenen ein, den Herrn Hollwell hervorzusuchen, in der Hoffnung, wenn er noch am Leben wäre, durch ihn Erlösung zu erhalten. Man erkannte ihn an seinem Hemde, und zog ihn unter einigen, die todt auf ihn gefallen waren, hervor. Er hatte einige Zeichen des Lebens.

Der von allen diesen Scenen des Schreckens unterrichtete Nabob ließ um diese Zeit ganz kaltsinnig fragen, ob Herr Hollwell noch lebe. Man antwortete, er könne noch zu sich selbst kommen, wenn die Thüre geöfnet würde. Der Bote kehrte mit dem Befehl zurück, man solle aufmachen. Die Thüre mußte auch inwendig geöfnet werden. Die noch Lebenden waren so kraftlos, daß 20 Minuten vergiengen, ehe sie vermochten die todten Körper von der Thüre wegzuräumen und dieselbe zu öfnen.

Ein Viertel nach 6 Uhr kamen endlich die elenden Ueberbleibsel von 146 Seelen, nicht mehr als 23 aus der Trauerhöhle ans Licht.

Die-

Dieses Betragen des Nabobs erfüllte uns alle mit der größten Verwirrung, und in der That versetzte es auch dem Credit der Compagnie einem Stoß. Sie verlor ihre Hauptbesitzung in Bengalen, und ein Fort, das den wichtigsten Theil ihrer Handlung geschätzt hatte. Alles würde verhütet worden seyn, wenn wir gleich anfangs, da unser Geschwader von Bombay an Coromandel kamen, frey hätten handeln können. Unser Geschwader wäre dann auch um eben die Zeit nach Masulipatam gesegelt, und würde sich daselbst eines Schiffs von Pondichery bemächtigt haben, das 400 Mann an Bord hatte, und unter dem Commando des Herrn Law, dem Herrn Büßy zur neuen Verstärkung zugesandt würde. Alle Unruhen, welche nun entstanden, würden dadurch verhindert worden seyn. Wir würden in Golconda Eroberungen gemacht haben, welche den Verlust hätten ersetzen können; Salabodjing unser Bundsgenosse hätte dann auch seiner Truppen mit den unsrigen vereinigt, und alles wäre glücklicher für uns ausgefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google